Auf Jagd- und Kriegspfaden in Ostafrika.

Erlebnisse des Afrikareisenden

Wilh. Bode

in den Jahren 1901 bis 1920.



Nach seinen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen

bearbeitet und herausgegeben

von P. Selig.

Auf Jagd- und Kriegspfaden in Ostafrika.

Erlebnisse des Afrikareisenden Wilh. Bode

in den Jahren 1901 bis 1920.



Nach seinen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen bearbeitet und herausgegeben

von P. Selig.

Fulda 1925.

Inhalt

Vorwort.

Als in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die prächtigen Werke unserer bekannten Afrikaforscher und -Jäger erschienen, war es zu bedauern, daß der ziemlich hohe Preis die weiteste Verbreitung dieser beliebten Bücher namentlich unter der weniger bemittelten Bevölkerung ungünstig beeinflußte. Wenn ich es nun unternehme, ein kleineren Verhältnissen entsprechendes Buch ähnlichen Inhalts herauszugeben, so mache ich damit keinen Anspruch, in die Reihe dieser bedeutenden Jagdschriftsteller einzutreten, denen bei Bearbeitung ihres Stoffes ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung standen, als mir. Ich wollte nur die hochinteressanten Erlebnisse meines Freundes Wilhelm Bode während seines fast 20jährigen Aufenthaltes in Ostafrika einem weiteren Leserkreis zugänglich machen und glaube damit manchem Freund der Natur und der Jagd eine genußreiche Lektüre bieten zu können.

Herr Bode, der schon vor seiner ersten Ausreise im Jahr 1901 ein tüchtiger, weidgerechter Jäger war, hat auf eigene Faust und mit geringen Mitteln Jagdreisen durch ganz Ostafrika unternommen, war aber nicht zu bewegen, selbst etwas davon zu veröffentlichen, da er, wie viele andere echten Weidmänner, lieber die Büchse als die Feder führt. Er hat mir aber auf meine Bitte seine persönlichen Aufzeichnungen über seine Reisen zur Verfügung gestellt und mir während seines mehrmaligen kurzen Aufenthaltes in der Heimat die entsprechenden mündlichen Erläuterungen gegeben. Man darf versichert sein, daß der wortkarge Mann eher zu wenig als zu viel gesagt hat, und der mit den afrikanischen

Verhältnissen Vertraute wird auf Schritt und Tritt den Eingeweihten erkennen.

Das Buch war, seinem Hauptinhalt nach, die Zeit von 1901 bis 1911 umfassend, im Jahre 1913 fertig; ich erwartete nur noch für den Schlußabschnitt die Ergebnisse seiner vierten Afrikafahrt, da brach der Krieg aus, und bis zum Jahr 1919 war für uns jede Verbindung mit Afrika abgeschnitten. Herr Bode hat die Heldenkämpfe der Schutztruppe unter Lettow-Vorbeck mitgemacht und kam, als er krank im Lazarett lag, in englische Gefangenschaft nach Kairo, von wo er erst Ende 1919 nach Deutschland entlassen wurde.

Wenn vielleicht mancher Leser bei der Schilderung der Jagden, insbesondere auf Elefanten, manches mit den heutigen Naturschutzbestrebungen nicht in Einklang zu bringen vermag, so möchte ich darauf hinweisen, daß die Jagdreisen Bode's etwa 20 Jahre zurückliegen, als der Wildreichtum Ostafrikas noch ein besonders großer war. Es war dieselbe Zeit, als C. Schillings in diesen Gegenden jagte und seine einzigartigen photographischen Aufnahmen von Wild in der freien Steppe machte, die als „Naturkunden" allgemein bekannt sind, und auf welchen man oft 20 bis 50 Stück Antilopen und anderes Wild im Lichtkreis einer einzigen Platte sehen kann. Wie Herr Bode versicherte, hätte er ähnliche Aufnahmen von Elefanten machen können, wenn er die entsprechenden Apparate zur Verfügung gehabt hätte. Er ist durch Landstriche gekommen, wo die Einwohner wegen des Verlustes vieler Menschen durch Löwen und der Vernichtung ihrer Saaten durch die großen Dickhäuter im Begriffe waren, ihre Wohnsitze aufzugeben und in andere Gegenden überzusiedeln, und deshalb der europäische Jäger als Retter in der Not begrüßt wurde. Der damalige starke Wildstand mag wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Schwarzen wegen verschiedener in dieser Zeit stattgefundenen großen Eingeborenen-Aufstände ihre Gewehre, durchweg Vorderlader, an die deutschen Bezirksämter ablie-

fern mußten und deshalb längere Jahre keine Waffen zur Jagd hatten. Infolgedessen wurden die Raubtiere immer dreister und die übrigen Wildherden zahlreicher. Doch erlegte B. außer Raubwild niemals mehr, als notwendig war und er zum eigenen und zum Unterhalt seiner Leute brauchte, oder wenn er Gelegenheit hatte, eine besonders starke Trophäe zu erbeuten, wie es ja auch das Bestreben jedes echten Weidmannes im deutschen Vaterlande ist.

I.

Auf der Pflanzung. — Leopard in der Falle. Mein erster Löwe. — Eine Flußpferdjagd.

Schon in meinen Schuljahren, als die ersten Berichte von den Expeditionen Emin Paschas und Wißmanns veröffentlicht wurden, lebte in mir der stille Wunsch, auch einmal hinauszuziehen in jene dunklen Gebiete, um Entdeckungen zu machen und das Leben und Treiben der afrikanischen Menschen- und Tierwelt zu beobachten. Lange Zeit jedoch mußte der jugendliche Tatendrang noch eingedämmt werden. Erst als ich meiner Militärpflicht genügt und mir durch einen 1½jährigen Aufenthalt in der Kolonialschule zu W. die nötigen Kenntnisse für das Leben in den Tropen angeeignet hatte, konnte ich daran denken, der Verwirklichung meiner Pläne näher zu treten.

Zunächst suchte ich Gelegenheit, mich einer Expedition in das Innere Afrikas anzuschließen; doch stellten sich meinem Vorhaben mancherlei Hindernisse entgegen, so daß ich es vorzog, als Beamter bei einer ostafrikanischen Kolonialgesellschaft einzutreten. Dies war für mich auch insofern vorteilhafter, als ich dadurch Gelegenheit hatte, mich an das Klima und die Verhältnisse des Landes zu gewöhnen und Erfahrungen zu sammeln, die mir für meine späteren Reisen von Nutzen werden konnten. Nach längeren Verhandlungen mit einer Handels- und Plantagengesellschaft in Berlin verpflichtete ich mich durch Vertrag auf drei Jahre, als Assistent des Direktors auf eine Pflanzung bei Lindi (Südostafrika) zu gehen.

So trat ich denn am 2. August 1901 die Ausreise mit dem Dampfer „Gouverneur" an, der nach vierwöchentlicher guter Fahrt in den Hafen von Lindi einfuhr.

Der erste Eindruck, den meine neue Heimat auf mich machte, war ein recht günstiger. Vor mir dehnt sich ein gewaltiges Seebecken aus, umsäumt von dunkelgrünen Bergzügen, die zwar nicht besonders hoch sind, aber steil zum Meere hin abfallen. Das Städtchen Lindi liegt malerisch auf einer Landzunge, deren eine Seite von der rechtwinkeligen Meeresbucht, die andere von dem linken Ufer des hier über 300 Meter breiten Lukuledi-Flusses begrenzt wird. Prächtige Kokospalmen spiegeln sich in dem Wasser des scheinbar gewaltigen Stromlaufs, dem man mit den Blicken noch weithin ins Innere folgen kann, der aber bald auf einen verhältnismäßig kleinen Fluß zusammenschrumpft. Man findet diese Erscheinung bei den meisten afrikanischen Flüssen. Ihrer meerbusenartigen Mündung nach zu urteilen, könnte man auf einen bedeutenden Wasserreichtum schließen. Betrachtet man aber die Sache näher, so sieht man, daß diese großen Becken nicht mit Süß- sondern mit Salzwasser gefüllt sind. Tatsächlich haben sie die Hauptmasse ihres Wassers vom Meere, da ihr Bett viel tiefer liegt als der Meeresboden an der Küste. Die wichtigsten Häfen Ostafrikas wie Dares Salaam, Kilwa, Lindi und Mikandini sind alle auf dieselbe Art entstanden.

„Grüß Gott in Afrika", schallte es mir mit freudiger Stimme entgegen, als unser Landungsboot am Strand anlegte und ich zum ersten Mal den Fuß auf afrikanischen Boden setzte. Zwei Freunde aus der Kolonialschule, die schon im vorigen Jahre hierhergegangen waren, und denen ich meine Ankunft mitgeteilt hatte, erwarteten mich am Ufer, und ihr trauter Gruß erschien mir glückverheißend für die Zukunft. Nach alter deutscher Sitte wurde das Wiedersehen durch einen kräftigen Trunk gefeiert, der durch den Austausch der gegenseitigen Erlebnisse gewürzte wurde.

Noch am selben Tage siedelte ich auf die Pflanzung über, die am rechten Ufer des Flusses auf einem etwa 120 Meter

hohen Plateau gelegen ist. Etwa 80 Meter über dem Wasserspiegel erhebt sich meine Wohnung. Es ist ein einfaches, steinernes Haus mit ringsum laufender Veranda; in einiger Entfernung sind die Wirtschaftsgebäude und die Hütten der schwarzen Arbeiter.

Eine herrliche Aussicht bietet sich hier dem überraschten Auge. Im Osten schimmert die unendliche Fläche des Indischen Ozeans; nach Westen schweift der Blick den Lauf des Lukuledi entlang, dessen Ufer mit dichtem Mangrovengebüsch umsäumt und von zahlreichen Creeks (Einbuchtungen) unterbrochen sind. Gegenüber zieht sich ein langgestreckter, ziemlich steiler Höhenzug, der Kitulo, hin, der die schmale Sandebene, auf der die Stadt liegt, vom Innern des Landes trennt.

Oftmals habe ich in der Folgezeit den dort vor einigen Jahren aufgestellten Aussichtsturm bestiegen und mit nach Westen gerichteten Blicke Pläne für die Zukunft geschmiedet. Wohl schien dann manchmal in der dort schnell hereinbrechenden Dämmerung aus der dunklen, kompakten Masse sich wie drohend ein Riesenarm zu erheben und mit stummem Finger nach dem Innern zu deuten, wo schon so mancher Schädel eines Weißen bleicht und mancher kecke Wagemut ein vorzeitiges, unerwartetes Ende gefunden hat. Aber gerade der Reiz der Gefahr machte mir mein Ziel nur noch begehrenswerter und bestärkte mich noch fester in dem Entschluß, sobald als möglich, größere Ausflüge in das Innere des schwarzen Erdteils zu unternehmen. Vorerst hieß es aber, in dem mir jetzt gegebenen Wirkungskreis meine Pflicht zu tun und dem Leiter der Plantage kräftig an die Hand zu gehen.

Täglich ging es frühmorgens auf die neu anzulegenden Kulturstücke, wo die Schwarzen das dichte Buschwerk abzuhauen und zu verbrennen, das Land zu roden und für den Anbau der Pflanzen herzurichten hatten. Die gereinigten Parzellen wurden nun ausgemessen und mit Kautschukbäumchen, sowie Sisal- und

Mauritiusagaven bepflanzt. In der Regenzeit müssen dann die Kulturen behackt und von Unkraut rein gehalten werden.

Wenn mir im Anfang auch meine Tätigkeit auf der Pflanzung etwas eintönig und wenig interessant vorkam, so belebte sich doch sehr bald mein Eifer, als ich hörte, daß mit Beginn der Regenzeit sich zahlreiches Wild einstellen und mit ihm zugleich große Raubtiere bis in die Nähe der Wohnungen kommen würden. Sogar von einer wirklichen „Löwenplage“ sprach man, und die Schwarzen mußten viel von den Schandtaten des gewaltigen „simba“ (Löwen) zu erzählen. Da hatte er ein schwarzes Weib am hellen Tage in den Busch geschleppt; dort war er des Nachts in die Viehhürden eingebrochen und hatte ein Rind fortgetragen und ähnliche Geschichten noch mehr.

„Nur, dachte ich, wenn nur die Hälfte von dem Erzählten wahr ist, so wird es für mich an Jagdgelegenheit nicht fehlen“. Da mir auch mein Chef und mehrere andere Europäer die Angaben der Schwarzen bestätigten, säumte ich nicht, mein Jagdzeug instand zu setzen, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

An einem der nächsten Tage spürte ich beim Begehen der Plantage zum erstenmal die Fährten von Antilopen, die über die frisch kultivierte Fläche in den dahinter liegenden Busch gezogen waren. Es waren, wie ich später hörte, Schopfantilopen und Buschböcke, kleinere Wildarten, deren Größe etwa unserem Reh und Damhirsch entspricht. Da auf dem noch nicht bearbeiteten Teil der Pflanzung üppiger Graswuchs war, glaubte ich sicher zu sein, daß die Tiere diese Fläche wieder zur Aesung aufsuchen würden und stellte mich vor Sonnenuntergang mit der Büchse am Rande des Busches an.

Der Abend war herrlich. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne spiegelten sich wie flüssiges Gold in dem von keinem Windhauch bewegten Flusse, während die dichte Mangrovenmauer

an den tief einschneidenden Creeks violette Schatten auf die Wasserfläche warf.

Lange stand ich in den großartigen Anblick versunken und hätte über all dem Schauen beinahe den Zweck meines Hierseins vergessen. Da drang plötzlich ein eigentümliches, wie schleichendes Geräusch hinter mir an mein Ohr. Ich wandte mich langsam um, konnte aber im Halbdunkel des Dickichts nichts erkennen. Gleich darauf war es still und erst nach geraumer Zeit hörte ich, wie sich das Anstreichen und Rascheln leise, wie es gekommen, rückwärts im Busch verlor.

Noch lange lauschte ich gespannt nach der Richtung hin, wo ich das Geräusch zuletzt gehört hatte, aber alles blieb ruhig. Nun wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder der Grasfläche zu, und ein freudiger Schreck durchfuhr mich, als ich etwa 140 Meter seitwärts am Rande des Busches zwei Antilopen stehen sah. Sie waren wohl eben erst ins Freie getreten und fingen nach kurzem Sichern zu äsen an. Da sie die Richtung auf mich zu nahmen und ich guten Wind hatte, wollte ich das Wild nahe an mich herankommen lassen, um meines Schusses ganz sicher zu sein. Jetzt waren die Tiere auf etwa 80 Meter heran; wenn sie die ungefähr zehn Meter näherliegende Stelle, wo das Gras etwas niedriger war, erreicht hatten, wollte ich schießen.

Mit einem Male aber warfen fast gleichzeitig beide Stücke den Kopf auf und äugten zurück. Im nächsten Augenblicke stürmten sie in rasenden Fluchten in die Ebene hinaus und waren in einer halben Minute meinen Blicken entschwunden.

Verdutzt schaue ich nach der Richtung hin, wo die Ursache ihres plötzlichen Schreckens zu suchen war, und — ein Zittern durchfliegt meinen Körper vom Scheitel bis zur Sohle. Etwa 10 Meter vom Buschrand entfernt, steht, nur Kopf und Rücken sichtbar, ein Löwe und äugt nach der Richtung hin, wo

die Antilopen verschwunden sind. Ein eigentümliches Gefühl beschleicht mich beim Anblick des ruhig dastehenden, mächtigen Tieres. Wilde Jägerlust mischt sich mit einer dem Schrecken und Grauen ähnlichen Empfindung, die allmählich in ein regelrechtes Jagdfieber übergeht. Die Büchse fängt an, in der Hand zu zittern, und wäre mir der Löwe jetzt nahe gekommen, ich hätte keinen sicheren Schuß abgeben können. Eine wahre Erleichterung verspüre ich, als sich jetzt das Raubtier umwendet und in entgegengesetzter Richtung im Busch verschwindet. Es mag wohl mancher darüber lächeln, daß ich hier die seltene Gelegenheit, eine herrliche Jagdtrophäe zu erlangen, nicht ausgenützt habe, aber es ist doch eine andere Sache, dem mächtigen König der Tiere draußen in der Wildnis, oder in dem mit dicken Eisenstäben verwahrten Käfig im Zoologischen Garten gegenüber zu stehen. Dem gewaltigen Eindruck, den der Löwe beim ersten unvermuteten Gegenübertreten auf den Menschen macht, wird sich niemand, und wäre es der Stärkste, entziehen können. Wenn man auch weiß, daß der Löwe nur selten einen Weißen ungereizt angreift, so wirkt doch die majestätische Erscheinung, der wilde Blick des Raubtieres im ersten Moment wie lähmend auf den Jäger, der dann froh sein kann, wenn ihn der Starke in Ruhe läßt. Freilich gibt es auch Leute, welche dieses Gefühl nicht kennen wollen; aber ich glaube sicher, daß von diesen Helden kaum einer einem Löwen allein im Freien gegenüber gestanden hat.

Die Dunkelheit brach schnell herein, und ich eilte hochbefriedigt nach Hause. Wenn ich heute auch noch keine Beute gemacht hatte, so wußte ich doch, daß hier das Land reich an Wild war und mir noch manchen jagdlichen Genuß in Aussicht stellte. In den nächsten Tagen, an denen ich nach erledigter Arbeit nach Fährten suchte, kam mir nichts weiter zu Gesicht als einige Perlhühner, von denen ich zwei erlegte. Die Antilopen schienen sich durch die Anwesenheit der Löwen in eine andere Gegend ver-

zogen zu haben, denn es war weder ein Stück zu sehen noch zu spüren.

Erst zwei Wochen später meldete mir ein schwarzer Arbeiter, daß er am Abend vorher mehrere Stücke Wild auf der Plantage gesehen habe. Durch Abspüren konnte ich dann feststellen, daß wieder Antilopen zugewechselt waren.

Ich ging also am Abend wieder auf den Anstand und hatte die Freude, einen Buschbock und zwei Schopfantilopen austreten zu sehen. Sie gingen langsam äsend über die Fläche hin, nur selten einmal sichernd. Es gelang mir, gedeckt durch einen hohen Termitenhügel, das größere Stück anzubirschen und durch einen guten Blattschuß zu erlegen. Es war ein Buschbock mit gutem Gehörn und im Gewicht von etwa 80 Pfund.

Durch den Schuß angelockt, kamen mehrere unserer Schwarzen herbei und trugen meine Beute nach Hause. Beim Zerwirken des Bockes erhielten sie einige Stücke Wildbret, worüber sie sich königlich freuten. Es ist dies nämlich eine Delikatesse für den Neger, der jahraus, jahrein fast keine andere Nahrung als „Ugali", gestampften Mais und Negerhirse, zu essen bekommt.

Aber auch für den Weißen in der Gegend von Lindi ist ein Wildbraten eine angenehme Abwechselung. In der Stadt wird nur zum Sonn- und Feiertage frisch geschlachtet, und Eis zum Aufheben des Fleisches gab es damals noch nicht. Der Küchenzettel lautete darum mehr als zu oft auf: „Huhn und Reis".

Acht Tage später schoß ich eine Schopfantilope, die etwas kleiner ist als der Buschbock, aber viel zarteres, unserem Reh ähnliches Wildbret hat. Außerdem erlegte ich in dieser Zeit eine Menge Federwild wie Perlhühner, Frankoline und Wachteln, die oft in großer Zahl auf unserer Pflanzung einfielen.

Von großen Raubtieren hatte ich längere Zeit nichts mehr gespürt; dagegen waren jetzt viele Antilopen da, von denen ich

jede Woche mehrere Stück erbeutete zur großen Freude unserer Schwarzen, unter welche ich den größten Teil des Wildbrets verteilte. Ich will hier bemerken, daß sich der Pflanzer gewöhnlich nicht um die Nahrung seiner schwarzen Arbeiter kümmert. Sie bekamen damals ihren festen Lohn, 10 bis 12 Rupien (13 bis 16 Mk.) pro Monat, mußten sich aber ihren sonstigen Unterhalt selbst besorgen. Man kann sich denken, welch freudige Stimmung unter der schwarzen Gesellschaft beim Empfang der ihnen reichlich zugeteilten Fleischportionen herrschte. Nun gab es so viele Festtage in ihrem ewigen Ugali-Einerlei, wie sie solche früher nie gekannt hatten

Eines Morgens, als ich eben beim Frühstück saß, kam unser schwarzer Koch in großer Aufregung hereingestürzt und meldete, daß die Schopfantilope, die ich am Abend vorher geschossen und aufgebrochen an die Veranda gehängt hatte, verschwunden sei. Ich dachte zuerst an Diebstahl durch die Schwarzen und ging hinaus, um mir die Sache näher anzusehen. Ja, das Wild war weggeholt worden, aber nicht durch Menschen, sondern, wie ich unzweifelhaft feststellen konnte, durch ein größeres Stück Raubwild. Die starke Pranke hatte sich deutlich in dem vom herabgetropften Schweiß (Blut) angefeuchteten Sande ausgeprägt, und es gehörte eine gewaltige Kraft dazu, das Stück Wild, das hoch an den Vorderläufen aufgehängt war, herabzureißen und fortzutragen.

Die Spur führte nach dem nächsten Dickicht, an dessen Rand der Räuber seine Mahlzeit gehalten hate. Große Hautfetzen und die stärkeren Beinknochen lagen auf der zerstampften Stelle, wo allem Anschein nach sich mehrere Stücke Raubzeug um die Beute gebalgt hatten.

Hier war nun weiter nichts zu machen, und ich kehrte nach meiner Wohnung zurück. Als ich meinem Chef, der kein Jäger war, die Sache erzählte, meinte er, es seien Leoparden gewesen. Sie seien schon mehrmals des Nachts bis dicht an das Haus ge-

kommen, und der frühere Assistent habe auch einen in der Falle gefangen. Es liege noch eine solche oben auf dem Boden des Hauses. Sogleich sah ich dort nach und fand ein sehr starkes Tellereisen, das wohl etwas verrostet, aber noch ganz brauchbar war. Auch eine lange Kette mit Ankerhaken war noch daran.

Ohne Verzug wurde nun die Falle wieder instand gesetzt und etwa 100 Meter vom Hause aufgestellt. Um den Erfolg ziemlich sicher zu machen, ließ ich armsdicke, etwa 2 Meter lange Pfähle in Form eines Rechtecks in die Erde einrammen, wodurch eine 3 Meter lange und halb so breite Umzäunung entstand. Diese wurde oben durch eine Lage ebenso starker Stangen abgeschlossen. In der Vorderseite wurde anstelle der Türe eine etwa 60 Zentimeter breite Oeffnung gelassen, in welche das mit dürren Gras verblendete Eisen zu stehen kam. Im Innern der Umzänung wurde ein durch Stangen abgesperrter Raum hergestellt, in dem eine lebende Ziege angebunden wurde. Durch das Schreien des Tieres sollte der Räuber angelockt werden und beim Eindringen in die Boma (Umzäunung) in die Falle treten.

Der Plan glückte. Als ich am nächsten Morgen an die Stelle kam, war das mindestens 30 Pfund schwere Eisen verschwunden. Eine tiefe Furche, die der nachschleifende Anker gerissen hatte, führte nach dem Busch, wo das Raubtier sich in das Dickicht eingeschoben hatte. Weit war es aber nicht gekommen; kaum 4 Meer vom Rande saß der Anker fest an einer starken Wurzel. Von dem Tier selbst sah man nichts, da es durch dichtes Gerank verdeckt war. Näher heranzugehen war gefährlich, da die Bestie sich wahrscheinlich nur an einem Lauf gefangen hatte. Zudem ließ sie jetzt ein so grimmiges Fauchen und Knurren hören, daß meine 3 Schwarzen, die ich mitgenommen hatte, schon Fersengeld geben wollten.

Da ich keinen anderen Ausweg wußte, schoß ich eine Kugel

in der Richtung der Kette nach der Stelle, wo ich vorher die Zweige sich hatte bewegen sehen.

Ein furchtbares Geheul folgte auf den Knall der Büchse; ein rasendes Zerren an der Kette, und durch die brechenden Aeste und Ranken wälzte sich überschlagend ein gelb- und schwarzgefleckter Körper auf mich zu. Heulend stoben meine Schwarzen davon. Ich selbst sprang einige Schritte zurück, denn kaum 4 Meter vor mir duckte sich ein mächtiger Leopard zum Sprunge, den er aber wegen des schweren Eisens und der festhängenden Kette nicht ausführen konnte.

Ich muß gestehen, daß der erste Anblick des grimmigen Raubtieres auf so kurze Entfernung mir das Blut schneller zum Herzen trieb. Diese feuersprühenden Augen, das furchtbare Gebiß und die gesträubten Rückenhaare, verbunden mit den wütenden Anstrengungen, sich vom Eisen zu befreien, konnten wohl auch einen beherzten Mann aus seiner Ruhe bringen.

Mein Schuß, den ich nun auf das Tier abgab, war etwas übereilt und saß schlecht; erst das zweite Geschoß, das mitten zwischen die Lichter ging, ließ den Leoparden sofort verenden.

Nun kamen auch meine tapferen Schwarzen wieder herbei. Sie lösten den Anker vom Busch und zogen das Tier ins Freie. Jetzt waren sie alle sehr mutig, und jeder gab dem leblosen Körper einen Fußtritt. Dann banden sie die Läufe des Raubtieres zusammen und trugen meine Jagdbeute nach Hause.

Dort herrschte bei unserer Ankunft großer Jubel. Die Schwarzen umtanzten den toten Leoparden und gaben ihm allerlei Schimpfnamen. Mein Chef beglückwünschte mich und stiftete zur Feier des Tages ein paar gute Flaschen, wodurch wir in der Lage waren, wie üblich, das erlegte Wild noch einmal kräftig „totzutrinken“.

Die prächtig gefleckte Haut ließ ich dann abstreifen und zum Trocknen und späteren Gerben aufhängen; der Schädel mit den 4 Zentimeter langen Eckzähnen ist heute noch einer der besten meiner Sammlung.

So war ich auf verhältnismäßig leichte Weise in den Besitz meiner ersten nennenswerten Jagdtrophäe in Afrika gekommen. In den nächsten Monaten fing ich in demselben Eisen noch zwei andere Leoparden und eine gefleckte Hyäne. Das letztgenannte, mit Unrecht gefürchtete Tier findet sich in Afrika überall im Gefolge der großen Raubtiere aus dem Katzengeschlecht. Wenn diese ihre Beute in der Nacht geschlagen und sich übersättigt in den Busch zurückgezogen haben, dann kommt die Hyäne und räumt mit den Resten auf. Sie vermag gewaltige Mengen Fraß aufzu nehmen; mit ihrem riesigen Gebiß zermalmt sie auch die stärksten Knochen. Auf sehr weite Entfernungen wittert sie in Verwesung übergehende Tiere; sowohl diese als auch frei in der Steppe liegende Menschenleichen finden in dem unersättlichen Magen der Hyäne ihr Grab. Als mir später mehrere Eisen zur Verfügung standen, fing ich einmal 2 Leoparden, Männchen und Weibchen, in derselben Nacht. Dabei war auch ein Stück, das ich früher schon einmal in der Falle gehabt hatte. Damals hatte der Eisenbügel den Lauf zu knapp gefaßt und das Tier war mit dem Verlust von 3 Zehen davongekommen. Die drei Krallen hatte ich mir aufgehoben. Als ich mir den etwas verstümmelten Vorderlauf des gefangenen und im Eisen erschossenen Männchens näher angesehen hatte, wußte ich, daß es ein alter Bekannter war.

Am zweiten Ostertage des Jahres 1902 ging mein lange gehegter Wunsch, einen Löwen zu erlegen, in Erfüllung.

Einige Tage vorher meldete mir ein Schwarzer, daß er am frühen Morgen zwei Löwen auf der Plantage gesehen habe. Ohne Verzug eilte ich mit der Büchse nach dem bezeichneten Platze und fand tatsächlich die deutlichen Abdrücke der Löwenpranken, die

nach dem Busche führten. In der Nähe des Einwechsels stellte ich mich nun am Abend und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch an. Von den Löwen aber war nichts zu sehen; nur glaubte ich beim Nachhausegehen am folgenden Abend fernes Gebrüll gehört zu haben. Als ich in meine Wohnung trat, schienen die dumpfgrollenden Töne näher zu kommen. Ich sagte es meinem Chef und bat ihn, einmal mit vor die Türe zu gehen. Der aber ließ sich in seiner Mahlzeit, bei der er gerade saß, nicht stören und meinte: „Ja mein lieber B. was nützt mir das Löwengebrüll, eine Antilope ist mir lieber. Sorgen Sie nur, daß wir zu Ostern einen guten Braten haben".

Ich gab mir am nächsten Tag auch die größte Mühe, seinen Wunsch zu erfüllen. Aber es war vergebens; ich bekam kein Stück Wild zum Schuß.

So war der erste Ostertag vorübergegangen. Am Montag stand ich morgens früh auf, um noch einmal den Versuch zu machen, eine Antilope für die Küche zu bekommen.

Der Tag dämmerte eben, als ich vorsichtig nach dem Plateau hinauf birschte, wo ich schon mehrere Stücke Wild erlegt hatte. Ehe ich den Rand der Hochfläche erreichte, sah ich noch einmal nach meiner Büchse, die noch vom Tage vorher geladen war. Da machte ich die Entdeckung, daß ich nur 2 Patronen zur Verfügung ung hatte, die übrigen steckten daheim in meiner Rocktasche.

Mein erster Gedanke war, umzukehren und noch Munition zu holen. Dann aber überlegte ich, daß ich doch höchstens zweimal zum Schuß kommen würde und setzte meinen Weg fort.

Jetzt war ich am Rande des Plateaus angekommen und schaute vorsichtig darüber hinweg.

„Richtig", dort oben, ewa 200 Meter vor mir, standen 3 Antilopen. Da der Schuß für meine Büchse etwas weit war, zog

ich mich langsam zurück und versuchte, durch einige vorstehende Büsche gedeckt, dem Wilde näher zu kommen.

Jetzt mußte ich ungefähr auf Schußweite heran sein und erhob mich leise, um nach den Antilopen zu sehen.

Wenn nun ein Blitz aus heiterem Himmel vor mir niedergeschlagen wäre, so hätte ich auch nicht mehr zusammenfahren können als in diesem Augenblicke. Etwa 80 Meter rechts von mir stehen, wie aus Erz gegossen, zwei mächtige Löwen, die wohl eben erst aus dem Busch getreten sind. Sie haben die äsenden Antilopen erblickt. Jetzt ducken sie sich nieder und schieben die muskulösen Körper durch das hohe Gras nach einigen Büschen hin, die das Wild teilweise verdecken. Dabei entfernen sie sich weiter von mir, und ich war wirklich froh darüber. Ich hätte jetzt auch kaum richtig zielen können, denn das Herz hämmerte mir zu gewaltig. Ueberdies schien mir auch die Sache etwas zu gewagt, mit zwei Patronen den Kampf mit zwei Löwen zu wagen.

Ich verfolge nun gespannt die Entwickelung des fesselnden Schauspiels vor mir. Jetzt ist das stärkere Stück der anschleichenden Löwen, an der fehlenden Mähne als Weibchen kenntlich, der einen Antilope bis auf etwa 20 Meter nahe gekommen; schon duckt sich der mächtige Körper und strafft sich zum Sprunge — da wird der gefährdete Buschbock seinen Todfeind gewahr; ein Warnungslaut — und wie der Blitz jagen die leichtfüßigen Tiere über die Ebene dahin.

Die Löwen aber machen keine Miene, sie zu verfolgen. Wie verdutzt stehen sie da und äugen den Antilopen nach. Vielleicht wissen sie, daß sie die windschnellen Tiere im Laufe doch nicht einholen; vielleicht ist es Beschämung über den mißglückten Raubzug; wer mag die Geheimnisse einer Tierseele ergründen?

Genug, beide Löwen legen sich auf dem Platze wo sie sind, nieder und scheinen alles um sich her vergessen zu haben.

Diesen Augenblick benutzte ich, um geräuschlos den Abhang hinunterzukommen und dann in schnellem Tempo die Farm zu gewinnen, die etwa 800 Meter von dem Lagerplatz der Löwen entfernt war.

In der Nähe des Hauses traf ich einen unserer Schwarzen, den ich in meine etwas weiter entfernte Wohnung schickte, um noch Munition zu holen. Ich selbst begab mich aber zurück an das Plateau, um die Löwen zu beobachten. Diese lagen noch ruhig auf derselben Stelle, erhoben sich aber gerade, als mir der Schwarze die Patronen brachte. Sie zogen langsam nach dem Dickicht hin und kamen breit an mir vorbei. Als ich mich eben zum Schießen aufrichtete, eräugten sie mich.

Der schwächere Löwe ging flüchtig nach dem Busch ab; die alte Löwin aber blieb stehen und schaute hocherhobenen Hauptes zu mir herüber. „Nun, ruhig, Blut!" Mit Gewalt unterdrücke ich das aufsteigende Jagdfieber und drücke ab. Wie ein Stein fällt es mir vom Herzen, der Löwe ist im Knall zusammengebrochen. Sofort schiebe ich eine neue Patrone ein und will näher treten. Da sehe ich ihn wieder sich aufrichten und langsam auf mich zukommen. Auf einen zweiten Schuß sinkt er wieder zusammen und stößt dabei ein furchtbares Geheul aus. Noch einmal versucht er hoch zu werden, da erreicht ihn meine dritte Kugel. Nun wendet er sich kriechend dem Dickicht zu, in dem er, das Hinterteil nachschleppend, verschwindet.

Ich ging nun vorsichtig näher, die Entfernung war etwas mehr als 100 Meter, und hörte den Löwen im Gebüsch grimmig knurren und mit den Branken schlagen. An den sich heftig hin und herbewegenden Büschen konnte ich genau den Platz feststellen, wo das Raubtier herumraste. Ich wartete nun noch einige Zeit, und als es allmählich still wurde, holte ich mir einige Schwarze herbei. Da diese glaubten, der Löwe sei verendet, hie-

ben sie mit ihren Buschmessern einen Gang frei. Ich folgte ihnen mit schußfertiger Büchse. Nun mußten sie dem Tiere nahe sein, da — ein wütendes Fauchen und Knurren, und schnell sprangen die Schwarzen zurück. Kein einziger war mehr herbeizubringen, und so mußte ich mir die Lücke selbst vollständig machen. Noch einige Hiebe, da fallen die letzten verdeckenden Aeste; fahlgelb schimmert es durch die Ranken; kaum 4 Meter vor mir liegt das mächtige Raubtier. Der Kopf ist auf die Vorderpranken gedrückt; die wutsprühenden Lichter sind fest auf mich gerichtet, im nächsten Augenblick muß der Sprung erfolgen. Schnell bringe ich die Büchse in Anschlag, ehe ich aber mein Ziel habe, zuckt der Vorderteil des Löwen in die Höhe und, wehe mir, wenn er nicht so schwer verwundet gewesen wäre. So aber sinkt er mit furchtbarem Schmerz- und Wutgebrüll zurück. Meine erste Kugel hat das Rückgrat stark verletzt und das Tier teilweise gelähmt, sodaß es seine Hinterpranken nicht gebrauchen kann.

Indem der Löwe sich vorn wieder aufrichtet und mit grimmiger Wut mich anfletscht, erhält er einen Schuß etwas schief aufs Blatt. Wenn ich nun ein sofortiges Verenden erwartete, so war ich sehr enttäuscht; die Bestie geberdete sich noch rasender. Erst zwei weitere Kugeln machten der aufregenden Szene ein Ende.

Da lag er nun vor mir, der gefürchtete König der Wildnis, mit dem weit geöffneten Rachen, dem zermalmenden Gebiß und den lang aus den Tatzen vorgeschnellten Krallen noch im Tode Furcht und Grauen erweckend.

Auf meinen Ruf kamen nun auch wieder meine Schwarzen herbei. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß der Löwe auch wirklich verendet sei, legten sie ihn auf zwei leiterartig zusammengebundene Pfähle, schnürten ihn fest und trugen ihn, immer abwechselnd 6 Mann, unter großer Anstrengung nach meiner Wohnung hin.

Dort gab es ein großes „Halloh“ als wir mit unserer seltenen Beute anlangten. Alles, was Beine hatte, kam herbei, und auch mein Chef freute sich aufrichtig über den prächtigen „Osterhasen“, wenn dieser auch leider nicht zu essen war.

Und dann am Abend gab es eine großartige „Totenfeier“, die sowohl von uns Weißen als auch von den Schwarzen in althergebrachter Weise abgehalten wurde. Auf die Kunde von meinem „Weidmannsheil“ hatte sich eine Anzahl Bekannter aus Lindi bei uns eingefunden. Bei dem nun folgenden „Leichentrunk“ wurde der Löwe derartig stark begossen, daß er bei den meisten Teilnehmern noch mehrere Tage, wenn auch in stark verkleinerter Form, in den Köpfen gespuckt haben soll.

Die Schwarzen veranstalteten eine Festlichkeit nach ihrer Weise.

Nachdem die Haut des Löwen abgestreift und der Kopf abgetrennt war, legten sie den Kadaver auf einen Scheiterhaufen und verbrannten ihn. Dabei umtanzten sie das Feuer und sangen ihre wilden Negerlieder. Das Fett des Löwen hatten sie jedoch vorher sorgfältig abgenommen. Sie verzehren es als Mittel zur Erzeugung großer Kraft und zum Schutz gegen Krankheiten und böse Geister.

In den nächsten Tagen kamen eine ganze Anzahl Jäger aus Lindi auf unsere Plantage, um — Löwen zu schießen; jedoch hat keiner von ihnen einen zu sehen bekommen.

Die Gefährlichkeit des Löwen dem Menschen gegenüber wird übrigens vielfach übertrieben. Selten greift er am Tage einen Menschen, namentlich einen Weißen, ungereizt an. Nur des Nachts, oder wenn er sehr hungrig oder gar verwundet ist, ist kein lebendes Wesen vor ihm sicher. Ganz vereinzelt gibt es jedoch auch sogenannte Menschenfresser, die tatsächlich eine besondere Vorliebe für Menschenfleisch zu haben scheinen.

So trieb sich einige Jahre später im Hinterlande von Lindi ein Löwe herum, der mehrmals am hellen Tage Menschen in den Negerdörfern niederschlug und in den Busch schleppte. Einmal drang er sogar am hellen Mittag in eine Hütte ein und holte das Weib des Negers aus der Mitte seiner Familie hinweg. Der Mann mußte mit ansehen, wie die Bestie die in der Nähe der Türe stehende Frau erfaßte und im Rachen forttrug, ohne ihr helfen zu können. Noch minutenlang hörten die Leute ihre herzzerreißenden Rufe: n'a kufa! na kufa! (ich sterbe, ich sterbe!) aus dem Busch herüberschallen, bis es plötzlich still wurde.

Es war im siebenten Monat meines Aufenthaltes in Lindi, als mein erster Löwe auf der Strecke lag. In der Folgezeit spürte ich wohl noch öfters Löwen auf unserer Plantage; jedoch gelang es mir in diesem Jahre nicht mehr, einen zu erlegen.

Von den Eingeborenen auf den Niederlassungen der Umgegend wurde ich oft gebeten, zu ihnen zu kommen, um die Löwen zu schießen, die ihnen oft großen Schaden an Menschen und Vieh anrichteten. Gar manche Nacht brachte ich auf den Hochsitzen zu, die ich mir an den von den Löwen besuchten Orten auf günstig stehenden Bäumen hatte anbringen lassen. Wie oft lauschte ich mit stockendem Atem dem schauerlich schönen Konzert, das manchmal mehrere dieser Raubtiere ganz in der Nähe aufführten. Gewöhnlich hatte ich in der Nähe des Baumes eine Ziege angebunden, die kläglich zu schreien anfing, wenn sich ein Stück Raubwild im Dunkeln der Nacht heranschlich. Aber niemals kam ich bei einem solchen Ansitz zu einem sicheren Schuß. Meistens kamen die Löwen erst nahe, wenn es zum Schießen zu dunkel war, und bei hellem Mondlicht umkreisten sie meist in weitem Bogen den Baum, so daß auch dann ein Schuß keinen Erfolg versprach. Auf meine Gesundheit hatten diese Nachtjagden keinen günstigen Einfluß. Da ich dann fast immer im Freien in der Nähe der Mangrovensümpfe kampieren mußte, ohne jeg-

lichen Schutz gegen die Tausende von Stechfliegen, wurde ich von diesen hart mitgenommen. Sie waren wohl auch die Ursache der ersten Malariaanfälle, von denen ich bisher verschont geblieben war. Bekanntlich werden ja die meisten Tropenkrankheiten durch Insektenstiche verursacht.

Einmal wäre ein solcher nächtlicher Ansitz beinahe verhängnisvoll für mich geworden.

Es war eine wundervolle Mondnacht. An dem tiefblauen Himmel strahlten die Sterne in unbeschreiblicher Pracht; das Kreuz des Südens übertraf fast an Lichtfülle den Mond, der eben seine letzten Strahlengrüße über den glitzernden Wasserspiegel des Lukuledi herübersandte. Kein Luftzug bewegte ein Blatt; nur das Zirpen der Grillen und der monotone Laut eines Nachtvogels unterbrach die tiefe Stille. Es war eine Nacht wie geschaffen zum Schauen und zum Träumen.

Unwillkürlich flogen meine Gedanken über Steppen und Meere weithin nach dem Orte meiner lieben Angehörigen im deutschen Vaterlande, wo jetzt starrer Winter die Natur in eisigen Banden gefangen hielt, während bei uns tagtäglich die Sonne ihre glühenden Pfeile herniedersandte. Und als der letzte Mondstrahl über mich hinweghuschte und sich langsam die Dunkelheit über die stille Ebene senkte, da legte es sich auch wie ein Schatten über meine Augen und leise führte mich Gott Morpheus hinüber in das Reich der Träume.

Wie lange ich so im Halbschlafe dagesessen, weiß ich nicht. Aber plötzlich war es mir, als ob ich einen Schlag an den Kopf erhalten hätte. Wie Donner brauste es mir in den Ohren, und wenig fehlte, so wäre ich von meinem luftigen Thron heruntergestürzt. Krampfhaft umspannte die Hand die Büchse, und regungslos bohrte sich mein starrer Blick in die Dunkelheit.

Da — ein, zwei, drei fahle Schatten, aus denen je zwei phosphorglänzende Lichter herausleuchten. Drei Löwen ziehen

in kurzer Entfernung an meinem Baum vorbei, dabei abwechselnd, manchmal aber auch alle drei zusammen ihr furchtbares Gebrüll ausstoßend.

„Donner" nennt der Araber die Stimme des Löwen, und hier lernte ich verstehen, warum seine sonst so bilderreiche Sprache dafür nur diesen einzigen Ausdruck hat. In der Tat kommt auch nichts aus dem weiten Reich der Töne der Wirkung gleich, die das Gebrüll des Löwen in der Wildnis auf den Menschen ausübt, namentlich wenn es aus so kurzer Entfernung und so unvermittelt auf ihn einstürmt, wie es hier bei mir der Fall war. Man wird begreifen können, wenn die Büchse in der vor Aufregung zitternden Hand das Ziel nicht finden konnte; selbst wenn es hell gewesen wäre, würde es mir unter diesen Umständen schwerlich gelungen sein, einen sicheren Schuß anzubringen.

Merkwürdigerweise griff keiner der Löwen die Ziege an, die sich ächzend und stöhnend dicht an den Stamm drängte. Wahrscheinlich hatten die Raubtiere mich auf meinem Hochsitz erblickt, und die ungewöhnliche Erscheinung in der Höhe hatte sie zur Flucht veranlaßt, denn mit einem Male waren sie in der Dunkelheit verschwunden. Nur ab und zu hörte ich noch ihr dumpfes Brüllen, ähnlich wie fernes Donnerrollen das abziehende Gewitter verkündet.

Mein Chef, der in dieser Nacht ebenfalls auf einem etwa 600 Meter entfernten Hochsitz gesessen hatte, fragte mich beim Nachhausegehen, warum ich nicht geschossen habe, die Löwen müßten doch ganz in meiner Nähe gewesen sein. Ich entschuldigte mich mit dem schlechten Schußlicht, der fortwährenden Bewegung der Löwen und anderen Ausreden; von dem eingeschlafenen Jäger und seinem Jagdfieber sagte ich ihm freilich nichts.

Nachdem ich über ein Jahr auf der Pflanzung beschäftigt gewesen war, trat Herr L., mein bisheriger Chef, in den Dienst

der Kommune Lindi über, und mir wurde von da ab die Leitung der Plantage übertragen. In dieser Zeit gab es auch innerhalb unserer Pflanzungsgesellschaft mehrere andere personale Veränderungen, und das bisher in Lindi anwesende Mitglied der Vereinigung kehrte nach Europa zurück. Ich war nun als der einzige Vertreter des Unternehmens allein für die Plantage verantwortlich und hatte infolgedessen viel Arbeit, so daß mir in der nächsten Zeit wenig Muße für die Jagd übrig blieb. Es war deshalb für mich eine große Freude, als ein neu in die Gesellschaft eingetretenes Mitglied, Herr von O., bei mir anfragte, ob ich für unsere Firma eine Expedition in das Hinterland von Lindi unternehmen wolle. um im Oberlauf des Rovuma, die Granatfelder, die dort liegen sollten, aufzusuchen und für die Gesellschaft zu belegen.

Ich sagte zu und traf sofort die erforderlichen Anstalten für eine längere Reise.

Zunächst wurde ein Führer gemietet, der schon mehrere solcher Expeditionen mitgemacht hatte, und 20 Schwarze als Träger für den Proviant und die nötigen Ausrüstungsgegenstände. Da für die Leitung der Plantage jetzt wieder Ersatz da war, übertrug ich die Besorgung meiner übrigen Obliegenheiten meinem ersten schwarzen Aufseher, auf den ich mich am besten verlassen konnte.

Einige Tage vor meinem Abmarsch hatte ich noch ein Erlebnis, das hochinteressant war, mich aber auch beinahe das Leben gekostet hätte.

Ein Schwarzer, der oft in den Creeks (Buchten) des Lukuledi fischte, kam eines Morgens zu mir und sagte. daß er heute früh oberhalb der Pflanzung zwei Kiboko, (Flußpferde) ein großes und ein kleines, gesehen habe.

Da in der Gegend von Lindi diese gewaltigen Dickhäuter durch das unsinnige, an Ausrottung grenzende Abschießen durch

verschiedene europäische Jäger selten geworden waren und ich noch kein solches Tier erlegt hatte, beschloß ich, noch vor meiner Abreise ins Innere den Versuch zu machen, eines in meine Gewalt zu bekommen. Zugleich aber lockte mich hier die Aussicht, vielleicht ein Junges lebend zu fangen, wofür Hagenbeck sehr gute Preise zahlte. Wie ich gehört hatte, war vor kurzem aus der Gegend von Dar es Salam ein halb erwachsenes Exemplar nach Hamburg abgegangen.

Ich nahm also das unserer Gesellschaft gehörige große Boot, das von sechs kräftigen Schwarzen flußaufwärts nach der mir näher bezeichneten Creek gerudert wurde. Außer mir nahm noch ein mir bekannter Herr aus Lindi an der Jagdfahrt teil. Etwa 5 Kilometer ging es den Fluß hinauf, die erste Bucht war passiert, ohne daß wir etwas von den Flußpferden gesehen hatten.

Weiter ging es zur zweiten, die Ruderer keuchten vor Anstrengung, so daß es geraten schien, sie etwas verschnaufen zu lassen. Eine schmale Landzunge sollte der Haltepunkt sein.

Gerade als wir anlegten, erblickte ich etwa 200 Meter weiter oben, einige Schritte vom Ufer entfernt, ein riesiges Krokodil. Es lag anscheinend schlafend auf dem Sande und hatte den zähnestarrenden Rachen weit aufgesperrt, als wolle es sich die Sonne in den Magen scheinen lassen. Ich birschte mich, von Gestrüpp verdeckt, auf kaum 10 Meter Entfernung heran und hatte nun einen interessanten Anblick. Zwischen dem furchtbaren Gebiß krabbelten mehrere kleinere Vögel herum und pickten irgend etwas, wahrscheinlich Parasiten aus dem Rachen, ohne daß das Tier eine Miene machte, sie zu verscheuchen oder gar durch Zusammenklappen der Kiefern zu töten. Ich zweifelte nun daran, ob das Tier überhaupt noch lebe und schoß eine Kugel nach dem Kopf des gepanzerten Umgetüms.

Der Schuß saß gut, und jede andere Kreatur wäre wohl tot am Platze geblieben; aber ein Krokodil hat ein sehr zähes Leben.

Auf den Knall wälzte es sich mehrmals um sich selbst und schoß dann ins Wasser auf Nimmerwiedersehen.

Nach kurzer Rast erreichten wir bald die zweite Bucht und waren kaum hundert Meter in diese eingefahren, da deutete einer der Schwarzen vorwärts und sagte leise: „Kiboko!"

Etwa 80 Meter vor uns tauchte der unförmliche Kopf des Flußpferdes auf, von dem aber nur die Stirn und die Augen zu sehen waren. Weißer Dampf schoß aus seinen Nüstern, und obwohl meine Schwarzen auf mein Geheiß gerade auf das Tier zuhielten, änderte es seine Richtung nicht und strebte dem jenseitigen Ufer zu. Auf kurze Entfernung schlug mein Geschoß dicht über dem Auge ein.

Im Moment war der Kopf verschwunden, dann aber schnellte das Flußpferd mit solcher Gewalt empor, daß der ganze mächtige Körper über dem Wasser zu sehen war. Dies wiederholte sich mehrmals, bis es plötzlich im tiefen Wasser versank. Noch ein Wirbeln und Gurgeln wie bei einem versinkenden Schiffe, dann war alles still.

Wir warteten noch einige Minuten, um es vielleicht wieder an die Oberfläche kommen zu sehen, aber es blieb verschwunden, es mußte also verendet sein.

Da ich wußte, daß der Körper des Tieres erst nach einigen Stunden wieder nach oben kommen werde, wenn die sich im Innern entwickelnden Gase die leblose Masse in die Höhe trieben, gab ich meinen Ruderern Befehl, nun längs der Ufer hinzufahren, um Ausschau nach dem jungen „Kiboko" zu halten.

In langsamer Fahrt wurde nun zuerst die eine, dann die andere Seite der Creeks abgesucht, zunächst ohne Erfolg. Erst, als wir die Umgegend der Stelle, wo wir das erlegte Flußpferd zuerst gesehen, noch einmal genau abspürten, entdeckten wir das Tier regungslos in der Nähe des Ufers, von Schilf und Was-

serpflanzen fast ganz verdeckt. Es drückte sich unbeweglich am Grunde des Wassers; wir beobachteten das Tier mehrere Minuten lang, in der Hoffnung, daß es den Kopf einmal über Wasser bringen werde. Aber ein Flußpferd scheint die Luft lange entbehren zu können, denn es blieb unverändert in seiner Lage.

Nun befestigte ich das eine Ende des mitgebrachten starken Seiles an einem etwas überhängenden Uferbaum und versuchte die am anderen Ende angebrachte Schlinge dem ruhig daliegenden Tier über den Kopf zu bringen. Gleichzeitig mußten meine Ruderer das Boot rechtwinkelig zur Lage des „Kiboko" bringen, um dem etwa vorzeitig abgehenden Flußpferd die Flucht abzuschneiden.

Kaum berührte aber das Seil die Haut des Tieres, als dieses blitzschnell in die Höhe fuhr und sich vorwärts auf das Boot stürzte. Wir hatten uns doch gewaltig getäuscht; das war kein junges, leicht zu überwältigendes Tier, sondern ein fast ausgewachsenes Flußpferd, dessen aufgesperrter Rachen ganz respektable Zähne aufwies. Wütend faßte es damit den Rand des Nachens; das Holz knirschte, und der Kahn begann Wasser zu schöpfen.

„Schießen Sie", rief ich dem am Ende des Bootes sitzenden weißen Jagdgenossen zu, da ich meine eigene Büchse beim Hantieren mit der Schlinge an die Bootsbank gestellt hatte. Zu meiner unangenehmen Ueberraschung aber sah ich den Angerufenen eben auf der anderen Seite ins Wasser springen und den ebenfalls aus dem Kahn gesprungenen und dem Ufer zustrebenden Schwarzen folgen.

So war ich noch allein im Boot und nur auf meine Verteidigung angewiesen, denn von einem Fangen des Flußpferdes konnte unter diesen Umständen keine Rede mehr sein.

Ich suchte nun meine Büchse zu ergreifen, um durch einen Schuß in den Kopf des „Kiboko" mich von meinem Angreifer zu

befreien. Als ich mich aber danach bückte, schoß das wütende Tier auf mich zu, der Kahn kippte, ein Schlag mit dem klobigen Vorderlauf des Flußpferdes traf mein Bein und warf mich ins Wasser.

Ich wäre wohl verloren gewesen, wenn ich nicht die Kraft und Geistesgegenwart behalten hätte, eine Strecke unter der Oberfläche des Wassers fortzuschwimmen, um aus der gefährlichen Nähe des Flußpferdes wegzukommen. Als mir der Atem auszugehen drohte, hob ich vorsichtig den Kopf in die Höhe. Da sah ich das Tier nach der entgegengesetzten Seite davonschwimmen, wodurch es mir möglich wurde, das Ufer zu erreichen.

„Das hätte schlimm ablaufen können", meinte mein Jagdgenosse; in meinem Leben gehe ich nicht mehr mit, lebende Flußpferde zu fangen".

„Ich auch nicht", war meine Antwort, „insbesondere nicht mehr mit so tapferen Jägern, wie ich sie heute bei mir habe".

Ich wollte nun auch den Schwarzen noch einige Komplimente sagen; aber sie hatten sich schon an mir vorbeigedrückt, um den gekenterten Kahn aufzurichten und meine Büchse und die anderen ins Wasser gefallenen Sachen herauszuholen.

Nachdem sie glücklich alles aus dem etwa zwei Meter tiefen Wasser aufgefischt und ins Boot gebracht hatten, wurde sofort die Rückfahrt angetreten. Mein Bein war von dem erhaltenen Schlag noch ganz taub und steif, so daß ich kaum darauf stehen konnte; doch fühlte ich, daß es nur stark gequetscht und kein Knochen verletzt war.

Als wir etwa einen Kilometer stromabwärts gefahren waren, tauchte plötzlich in einiger Entfernung vor uns eine grauschwarze Masse aus dem Wasser auf und trieb langsam dahin. Wir hielten darauf zu und erkannten freudig mein kurz vorher geschossenes Flußpferd. Es wurde ins Schlepptau genommen und

bis in die Nähe unserer Pflanzung gebracht. Da es wegen seiner Schwere nicht auf dem Lande zu transportieren war, mußte es am Ufer im flachen Wasser zerlegt werden. Den mächtigen Kopf trennte ich ab, um ihn zu skelettieren und als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. Das Fleisch wurde unter die Schwarzen verteilt.

Obwohl diese meistens Mohamedaner waren und nur das Fleisch von rituell geschlachteten Tieren essen durften, kamen doch fast alle herbei, um sich ein Stück des wohl 30 Zentner schweren Tieres zu holen. Wahrscheinlich um ihre und ihrer Glaubensgenossen Gewissensbedenken zu beschwichtigen, hatten meine schlauen schwarzen Ruderer vor unserer Landung dem toten „Kiboko“ mit großer Mühe den riesigen Hals durchschnitten, so daß es aussah, als ob das Tier regelrecht geschlachtet worden wäre.

Meinen Plan, am nächsten Tage den Marsch ins Innere anzutreten, mußte ich aufgeben, da mein Bein stark angeschwollen war und keine größeren Anstrengungen vertrug. Nach acht Tagen aber war ich soweit hergestellt, daß am anderen Morgen der Aufbruch zur Reise nach dem Bangalla erfolgen konnte.

II.

Zug nach dem Bangalla. — Eine Sklavengeschichte. — Rückreise nach Lindi. — Büffeljagd. — Sisalernte. — Heimfahrt. Moslems Grab.

Als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über die fernschimmernde Fläche des Indischen Ozeans dahinglitten, marschierte ich mit meinen Leuten von Lindi ab nach Westen. Voran ging der Führer, ein älterer Neger, der den Weg von früher her kannte, hinter ihm ich selbst und dann in langer Linie die Schwarzen, von denen jeder eine Last von 50 bis 60 Pfund mit Lebensmitteln und den für die Reise nötigen Ausrüstungsgegenständen trug. Fuhrwerke gibt es in Afrika nicht, und nur selten benutzt ein Europäer einen Maulesel zum Reiten. Der Pfad ist kaum meterbreit und zieht sich endlos zwischen manneshohem Gras und dichtem Buschwerk dahin.

In den ersten Tagen war das Gelände bergig und für die Träger sehr ermüdend. Es wurden täglich 7 bis 8 Stunden marschiert und etwa 30 bis 40 Kilometer zurückgelegt. Später wurde die Gegend eben und zeigte den echten Typus der afrikanischen Grassteppe mit ganz geringem Baumwuchs. Ansiedelungen von Schwarzen trifft man dort sehr wenig; nur ein schmaler Streifen längs des Rovuma, der die Grenze zwischen Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika bildet, ist dünn bevölkert. Früher, und noch vor 50 Jahren, als Livingstone und der Deutsche von der Decken dieses Land durchzogen, war das ganze Gebiet nördlich vom Rovuma bis in das Hinterland von Kilwa hinauf stark bevölkert und gut angebaut. Heute ist es auf Hunderte von Kilometern ein schweigendes Pori, in dem man selten einem Menschen begegnet. Die Ueberfälle der aus dem südlichen Afrika nordwärts ziehenden kriegerischen Masiti- und Zulu-Völker, die von Zeit zu

Zeit ihre Raubzüge wiederholten, sind die Ursache der Entvölkerung jener Landstriche. Dazu kam der scheußliche Sklavenhandel, den die Araber noch bis zum Beginn der deutschen Herrschaft hier betrieben, und so ist aus jenen fruchtbaren Gegenden eine trostlose, menschenleere Einöde geworden. Mein Führer, der aus dieser Gegend stammte, hatte noch die Schrecken dieser Verheerungen und der Sklaverei am eigenen Leibe erfahren.

Seine väterliche Hütte stand an dem Ufer des Bangalla, der sich auf der linken Seite des oberen Rovuma in diesen Fluß ergießt. Der Mann zeigte ein großes Interesse, als er hörte, daß seine frühere Heimat das Ziel unserer Reise sei. Er erzählte mir von seiner Jugend und von dem furchtbaren Ueberfall seines Stammes durch die Wangoni, mit denen die arabischen Sklavenhändler im Bunde gestanden hatten.

„Unser Stamm“, so lautete sein Bericht, „wohnte friedlich in der Nähe des Bangalla“. Viele Hütten standen da, ringsum von Feldern umgeben, worauf Mais und Hirse gebaut wurde. Die Männer zogen öfters in großer Anzahl zur Jagd aus und brachten viel Fleisch von Antilopen und die großen Zähne des Elefanten mit. In der Hütte des Häuptlings waren bedeutende Mengen der kostbaren Ware aufgeschichtet.

Zur Zeit des Unyago (Mannbarkeitserklärung der Jünglinge) wurde einmal ein großes Fest gefeiert, weil die Beute der von einem Jagdzug heimgekehrten Stammesgenossen eine ganz besonders reiche war. Zwei Tage lang wurde geschmaust, gezecht und getanzt, bis plötzlich in der dritten Nacht, als alles im tiefen Schlafe lag, das Verderben über uns hereinbrach.

Sabara, der Häuptling der umherschweifenden Wangoni-Horden, hatte sein geraubtes Elfenbein an die Araber verkauft. Diese wußten, daß unser Stammesoberhaupt große Vorräte davon besaß, und beredeten den Führer der Wangoni zu einem

II.

Zug nach dem Bangalla. — Eine Sklavengeschichte. — Rückreise nach Lindi. — Büffeljagd. — Sisalernte. — Heimfahrt. Moslems Grab.

Als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über die fernschimmernde Fläche des Indischen Ozeans dahinglitten, marschierte ich mit meinen Leuten von Lindi ab nach Westen. Voran ging der Führer, ein älterer Neger, der den Weg von früher her kannte, hinter ihm ich selbst und dann in langer Linie die Schwarzen, von denen jeder eine Last von 50 bis 60 Pfund mit Lebensmitteln und den für die Reise nötigen Ausrüstungsgegenständen trug. Fuhrwerke gibt es in Afrika nicht, und nur selten benutzt ein Europäer einen Maulesel zum Reiten. Der Pfad ist kaum meterbreit und zieht sich endlos zwischen manneshohem Gras und dichtem Buschwerk dahin.

In den ersten Tagen war das Gelände bergig und für die Träger sehr ermüdend. Es wurden täglich 7 bis 8 Stunden marschiert und etwa 30 bis 40 Kilometer zurückgelegt. Später wurde die Gegend eben und zeigte den echten Typus der afrikanischen Grassteppe mit ganz geringem Baumwuchs. Ansiedelungen von Schwarzen trifft man dort sehr wenig; nur ein schmaler Streifen längs des Rovuma, der die Grenze zwischen Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika bildet, ist dünn bevölkert. Früher, und noch vor 50 Jahren, als Livingstone und der Deutsche von der Decken dieses Land durchzogen, war das ganze Gebiet nördlich vom Rovuma bis in das Hinterland von Kilwa hinauf stark bevölkert und gut angebaut. Heute ist es auf Hunderte von Kilometern ein schweigendes Pori, in dem man selten einem Menschen begegnet. Die Ueberfälle der aus dem südlichen Afrika nordwärts ziehenden kriegerischen Mafiti- und Zulu-Völker, die von Zeit zu

Zeit ihre Raubzüge wiederholten, sind die Ursache der Entvölkerung jener Landstriche. Dazu kam der scheußliche Sklavenhandel, den die Araber noch bis zum Beginn der deutschen Herrschaft hier betrieben, und so ist aus jenen fruchtbaren Gegenden eine trostlose, menschenleere Einöde geworden. Mein Führer, der aus dieser Gegend stammte, hatte noch die Schrecken dieser Verheerungen und der Sklaverei am eigenen Leibe erfahren.

Seine väterliche Hütte stand an dem Ufer des Bangalla, der sich auf der linken Seite des oberen Rovuma in diesen Fluß ergießt. Der Mann zeigte ein großes Interesse, als er hörte, daß seine frühere Heimat das Ziel unserer Reise sei. Er erzählte mir von seiner Jugend und von dem furchtbaren Ueberfall seines Stammes durch die Wangoni, mit denen die arabischen Sklavenhändler im Bunde gestanden hatten.

„Unser Stamm", so lautete sein Bericht, „wohnte friedlich in der Nähe des Bangalla". Viele Hütten standen da, ringsum von Feldern umgeben, worauf Mais und Hirse gebaut wurde. Die Männer zogen öfters in großer Anzahl zur Jagd aus und brachten viel Fleisch von Antilopen und die großen Zähne des Elefanten mit. In der Hütte des Häuptlings waren bedeutende Mengen der kostbaren Ware aufgeschichtet.

Zur Zeit des Unyago (Mannbarkeitserklärung der Jünglinge) wurde einmal ein großes Fest gefeiert, weil die Beute der von einem Jagdzug heimgekehrten Stammesgenossen eine ganz besonders reiche war. Zwei Tage lang wurde geschmaust, gezecht und getanzt, bis plötzlich in der dritten Nacht, als alles im tiefen Schlafe lag, das Verderben über uns hereinbrach.

Sadara, der Häuptling der umherschweifenden Wangoni-Horden, hatte sein geraubtes Elfenbein an die Araber verkauft. Diese wußten, daß unser Stammesoberhaupt große Vorräte davon besaß, und beredeten den Führer der Wangoni zu einem

Kriegszug gegen unser Volk. Er sollte die Hälfte des erbeuteten Elfenbeins und der Sklaven erhalten. Die Araber wollten ihn bei dem Ueberfall mit ihren Gewehren unterstützen' und beanspruchten dafür die andere Hälfte der Elefantenzähne und die übrigen Sklaven als Träger für ihr Elfenbein nach der Küste.

Wie sie es verabredet, so wurde der Plan auch ausgeführt. Als nach dem Feste bei uns der Morgen des dritten Tages graute, verkündete furchtbares Kriegsgeheul und dazwischen fallende Schüsse den schlaftrunkenen Bewohnern unseres Dorfes den anstürmenden Feind. Feuerbrände wurden in die Hütten geworfen und die sich zur Wehr setzenden Männer von der Uebermacht der Wangoni erschlagen oder von den Arabern zusammengeschossen. Die übrigen Stammesangehörigen wurden zusammengetrieben und von den Siegern umstellt.

Nun erfolgte eine grausige Musterung. Alle Kranken, alten Männer und Weiber wurden ohne weiteres totgeschlagen. Aus den übrigen wurde eine Karawane gebildet, die das erbeutete Elfenbein tragen mußte.

Nun begann der fürchterliche Marsch nach der Küste. Um das Entweichen der Gefangenen zu verhüten, wurden wir mit Ketten aneinander geschlossen, die stärkeren Männer in die Sklavengabel gesteckt. Dieses ist ein schweres Holz, dessen beide Enden in eine Gabel auslaufen, in welche der Hals je eines Schwarzen eingezwängt wird. Diese beiden sind so fest miteinander verbunden, daß eine Flucht vollständig ausgeschlossen' ist.

Unter der denkbar schlechtesten Ernährung und mit Peitschenhieben wurden wir vorwärts getrieben. Wer in dem glühenden Sonnenbrand ermattet niedersank und nicht weiter konnte, dem schnitten die Unmenschen erbarmungslos den Hals ab, damit nicht etwa auch andere Ermattung heucheln sollten.

So kamen wir Unglücklichen nach wochenlangem Marsche, wandelnden Gerippen ähnlich, in der Nähe der Küste an. Unser Aussehen war grauenhaft. Die tief in die Höhlen eingesunkenen Augen, die vorstehenden Backenknochen und die lose um die Glieder schlotternde Haut machten einen entsetzlichen Eindruck.

Bei den ersten, den Arabern befreundeten Niederlassungen wurde Halt gemacht und der Transport in kleine Trupps aufgelöst. Diese wurden auf den Besitzungen ihrer Stammesgenossen untergebracht und wieder etwas angefüttert, damit die Leute ein besseres Aussehen erhielten.

Etwa zwei Wochen später ging es bei dunkler Nacht an die Küste, wo wir in ein Schiff verladen und nach Sansibar und später nach Arabien geschafft wurden. Eng zusammengepfercht wie die Tiere lagen wir in dem dunklen Schiffsraume, an dessen Wände die wildbewegte See schlug. Masten und Spieren krachten von der Gewalt des Sturmes. In der erstickenden Luft des engen Raumes starben mehrere und wurden über Bord geworfen. Glücklich entging der arabische Schiffsführer den dort kreuzenden Kriegsschiffen, die Jagd machten auf die Sklavenhändler, um ihnen ihre Beute abzujagen und den Armen die Freiheit zu geben.

Aber kein freundlicher Stern leuchtete uns, und so kamen wir nach langer Fahrt nach Maskat auf den Sklavenmarkt, wo ich von einem reichen Araber gekauft wurde. Lange Jahre mußte ich schwer arbeiten und viele Schläge erdulden, bis mein Herr mich zu seinem Diener machte. Nun bekam ich es besser.

Aber böse Tage begannen für mich, als er starb und sein Sohn die Herrschaft antrat. Dieser strafte die geringsten Fehler unmenschlich und ließ uns manchmal 50 bis 100 Peitschenhiebe aufzählen. Als ich ihn einst nach Sansibar begleiten mußte, gelang es mir dort, zu entfliehen und auf ein deutsches Schiff zu kommen, das mich mit hinüber nach Lindi genommen hat.

Dies ist die Lebensgeschichte meines Führers, die er mir erzählte, wenn wir des Abends an unseren Lagerplatz kamen und die Schwarzen mit ihren Lasten erst nach und nach eintrafen. Manchmal dauerte es Stunden, bis alle da waren, und mehr als einmal dachte ich, es seien eine Anzahl mit unserem Gepäck ausgekniffen. Aber immer fanden sie sich wieder, wenn auch zuweilen sehr verspätet, ein.

Daß die Träger mit uns nicht immer gleichen Schritt halten konnten, ist leicht begreiflich; man muß sich überhaupt über die Ausdauer dieser Schwarzen wundern, mit der sie ihre schwere Arbeitsleistung bewältigen. Ohne vorher etwas genossen zu haben, laden sie am Morgen, wenn das Signal zum Weitermarsch gegeben wird, ihre Lasten auf und tragen sie ohne Aufenthalt bis zum ersten Rastplatze. Auch hier essen sie sehr wenig. Nach etwa einstündiger Ruhe geht es dann weiter bis zum Abend. Erst am allgemeinen Lagerplatz bereiten sie ihr tägliches Gericht, Ugali genannt, einen dicken aus Hirse oder Mais gekochten Brei, den sie nach Art des Puddings mit einem Rührlöffel zurecht machen.

Man darf jedoch nicht denken, daß der Neger von Natur aus so bedürfnislos und genügsam sei. Der Grund für seine Enthaltsamkeit liegt vielmehr darin, daß die Träger auch bei solchen „Safaris" (größere Reisen) für ihre Verpflegung selbst zu sorgen haben, den Proviant für sich also außer ihrer Last auch noch tragen müssen. Da schränken sie sich so viel als möglich ein, um recht lange mit ihrem Vorrat auskommen zu können.

Ein Festschmaus war es deshalb jedes Mal für sie, wenn ich eine Antilope geschossen hatte und den größten Teil des Wildbrets unter sie verteilte. Da konnte man auch sehen, was ein Negermagen zu fassen vermag, wenn der Schwarze einmal Ueberfluß hat. Doch hatte ich auf dieser Reise zu wenig Zeit zum Jagen

und konnte deshalb nicht viel erbeuten. Auch hält sich das große Wild mehr abseits von dem begangenen Pfade auf, den ich wegen des mir gewordenen Auftrags, der möglichst schnell erledigt werden sollte, nicht oft verlassen durfte.

So ging es Tag für Tag durch den endlosen Busch dahin. Zeitweise sah man links oder rechts am Pfade größere freie Stellen, die augenscheinlich angebaut waren oder es noch hie und da sind. Die wenigen hier noch ansässigen Neger wohnen meist abseits vom Wege, manchmal tief im Busch versteckt, wohin nur schmale kaum auffindbare Pfade führen.

Diese Bewohner gehören zum Stamm der Yao, die aber auch hier ursprünglich nicht heimisch waren, sondern aus den Gegenden am Nyassa-See stammen. Sie wurden hauptsächlich durch Hauptmann Engelhardt von der Herrschaft der Wangoni, unter deren Botmäßigkeit sie standen, befreit und hierher verpflanzt.

In ihrer äußeren Gestalt sind sie den Suaheli der Küste ähnlich. Die kräftig gebauten Männer tragen den Lendenschurz, die Frauen ein meist bis unter die Arme reichendes, hemdähnliches Stück Zeug, das oft mit lebhaften Mustern bedruckt ist. Eigentümlich ist der von dem weibl. Geschlecht getragene „Kipini", ein Schmuckstück, das in dem durchlochten linken Nasenflügel getragen wird. Es ist ein kleiner Pflock aus Pflanzenmark oder Ebenholz, bei den „vornehmeren" schwarzen Schönen aus Zinn oder Silber angefertigt. An der Küste habe ich auch solche aus Gold gesehen; zuweilen wird sogar das kleine Münzstück des amerikanischen Golddollars mit einem Stift versehen als Nasenzier verwendet.

Dem Europäer kommt dieser Schmuck im Anfang nicht besonders schön vor; hat man sich aber daran gewöhnt, so findet man es gar nicht übel. Jedenfalls ist es nichts anderes, als wenn bei uns die Damen Ohrringe und Armbänder tragen.

Einen gelungenen Spaß hatte ich einmal mit den aus dieser Gegend stammenden Negerweibern, die auf unserer Plantage arbeiteten.

Ein schwarzer Aufseher hatte in meiner Wohnung eine Schachtel mit den bekannten Reißnägeln gesehen, die bei uns zum Festmachen von Zeichnungen auf dem Reißbrett verwendet werden. Er glaubte, das seien „Kipini“ und fragte, ob er einen davon bekommen könne. Ich gab ihm mehrere, die er dann an die schwarzen Arbeiterinnen verschenkte. Diese pflanzten sie sofort in ihre Nasenflügel ein, wo diese glänzenden Messingnägel denselben Effekt machten, wie die goldenen Zierstücke in dem Gesichtserker der vornehmen Schönen in Lindi.

Nun war aber der Teufel los. Dutzende von schwarzen Weibern kamen zu mir und wollten „Kipinis“ haben, so daß mein Vorrat bald erschöpft war. Schließlich lief die ganze schwarze Gesellschaft mit meinen Reißnägeln in der Nase auf der Pflanzung herum.

Bei meinen späteren Reisen auf dem Makonde-Plateau und weiter nach den Seen hin hatte ich immer einige Schachteln dieser billigen Ware bei mir, womit ich den Schwarzen dieser Gegend manche Freude bereitet habe. Eine andere, aber gerade zu häßliche Sitte ist in diesen, sowie in den angrenzenden Landschaften verbreitet. Es ist das Tragen des „Pelele“, der Lippenscheibe, welche die an sich gar nicht unschönen Gesichter der erwachsenen weiblichen Bevölkerung sehr verunstaltet.

In die schon im Kindesalter durchbohrte Oberlippe wird zunächst ein elastischer, dünner Gegenstand, ein Strohhalm oder ein zusammengerolltes Blatt gesteckt, wodurch das Zuheilen der Wunde verhindert und die Oeffnung ausgeweitet wird. Später erfolgt dann die Einfügung eines aus Ebenholz oder auch aus

schneeweißem anderen Holze hergestellten Pflockes, der etwa 3 Centimeter lang und dessen Durchmesser zwischen der Stärke eines Fingers und der Größe eines Talerstückes schwankt. Es sieht beinahe aus, als ob sich die Negerweiber leere Garnrollen, wie sie unsere Frauen beim Maschinennähen gebrauchen, durch die Oberlippe hätten treiben lassen.

Wodurch aber die Schönheit der schwarzen Evastöchter besonders hervorgehoben werden soll, das sind die mannigfachen Gebilde und Verzierungen des Gesichts, die durch Aufritzen der Haut und Beförderung der Narbenbildung bewirkt werden.

Wie regelrechte „Schmisse", mit denen unsere Studenten prunken, präsentieren sich diese Zeichnungen, die meist in parallelen wagerechten, manchmal auch senkrechten Linien ausgeführt sind. Auch auf dem Rücken und den übrigen Körperteilen sieht man oft diese „Verschönerungen", deren Herstellung eine lange Zeit dauernde, schmerzhafte Behandlung erfordert. Man sieht daraus, daß bei den unkultivierten Negervölkern Afrikas die Eitelkeit ebenso zu Hause ist, wie bei uns.

Unser Weitermarsch führte uns n[illegible] Quagala, wo das bisher
ebene Terrain in eine [illegible]le [illegible]aft übergeht. Auch
hier finden sich nur [illegible] Niederlassungen
Daß es aber auch in [illegible]war, beweisen
die vielen, offenbar von [illegible]obäume, in
deren Nähe man noch ö[illegible] von den
Hütten der früheren Bewo[illegible]rigen
Wahrzeichen der Gewalther[illegible]
schemba, der vor [illegible] Ja[illegible]
mäßigkeit gebra[illegible] Mit[illegible]
Greueltaten ver[illegible]
Schutztruppe ein[illegible]
schweren Kampf [illegible]

Einen gelungenen Spaß hatte ich einmal mit den aus dieser Gegend stammenden Negerweibern, die auf unserer Plantage arbeiteten.

Ein schwarzer Aufseher hatte in meiner Wohnung eine Schachtel mit den bekannten Reißnägeln gesehen, die bei uns zum Festmachen von Zeichnungen auf dem Reißbrett verwendet werden. Er glaubte, das seien „Kipini“ und fragte, ob er einen davon bekommen könne. Ich gab ihm mehrere, die er dann an die schwarzen Arbeiterinnen verschenkte. Diese pflanzten sie sofort in ihre Nasenflügel ein, wo diese glänzenden Messingnägel denselben Effekt machten, wie die goldenen Zierstücke in dem Gesichtserker der vornehmen Schönen in Lindi.

Nun war aber der Teufel los. Dutzende von schwarzen Weibern kamen zu mir und wollten „Kipinis“ haben, so daß mein Vorrat bald erschöpft war. Schließlich lief die ganze schwarze Gesellschaft mit meinen Reißnägeln in der Nase auf der Pflanzung herum.

Bei meinen späteren Reisen auf dem Makonde-Plateau und weiter nach den Seen hin hatte ich immer einige Schachteln dieser billigen Ware bei mir, womit ich den Schwarzen dieser Gegend manche Freude bereitet habe. Eine andere, aber gerade zu häßliche Sitte ist in diesen, sowie in den angrenzenden Landschaften verbreitet. Es ist das Tragen des „Pelele“, der Lippenscheibe, welche die an sich gar nicht unschönen Gesichter der erwachsenen weiblichen Bevölkerung sehr verunstaltet.

In die schon im Kindesalter durchbohrte Oberlippe wird zunächst ein elastischer, dünner Gegenstand, ein Strohhalm oder ein zusammengerolltes Blatt gesteckt, wodurch das Zuheilen der Wunde verhindert und die Oeffnung ausgeweitet wird. Später erfolgt dann die Einfügung eines aus Ebenholz oder auch aus

schneeweißem anderen Holze hergestellten Pflockes, der etwa 3 Centimeter lang und dessen Durchmesser zwischen der Stärke eines Fingers und der Größe eines Talerstückes schwankt. Es sieht beinahe aus, als ob sich die Negerweiber leere Garnrollen, wie sie unsere Frauen beim Maschinennähen gebrauchen, durch die Oberlippe hätten treiben lassen.

Wodurch aber die Schönheit der schwarzen Evastöchter besonders hervorgehoben werden soll, das sind die mannigfachen Gebilde und Verzierungen des Gesichts, die durch Aufritzen der Haut und Beförderung der Narbenbildung bewirkt werden.

Wie regelrechte „Schmisse“, mit denen unsere Studenten prunken, präsentieren sich diese Zeichnungen, die meist in parallelen wagerechten, manchmal auch senkrechten Linien ausgeführt sind. Auch auf dem Rücken und den übrigen Körperteilen sieht man oft diese „Verschönerungen“, deren Herstellung eine lange Zeit dauernde, schmerzhafte Behandlung erfordert. Man sieht daraus, daß bei den unkultivierten Negervölkern Afrikas die Eitelkeit ebenso zu Hause ist, wie bei uns.

Unser Weitermarsch führte uns nach Luagala, wo das bisher ebene Terrain in eine wechselvolle Berglandschaft übergeht. Auch hier finden sich nur ganz vereinzelt menschliche Niederlassungen Daß es aber auch in dieser Gegend einst anders war, beweisen die vielen, offenbar von Ansiedlern gepflanzten Mangobäume, in deren Nähe man noch öfters die verkohlten Ueberreste von den Hütten der früheren Bewohner findet. Es sind dies die traurigen Wahrzeichen der Gewaltherrschaft des wilden Häuptlings Matschemba, der vor etwa 30 Jahren diese Länder unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte. Mit Mord und Brand und fruchtbaren Greueltaten verheerte er das Land, bis ihm endlich von unserer Schutztruppe ein energisches „Halt“ geboten wurde. Aber einen schweren Kampf hatten unsere wackeren Krieger gegen die ge-

waltige Uebermacht des tapferen Yao-Häuptlings zu bestehen, und nur durch die furchtbare Wirkung der hier erstmals zur Verwendung kommenden Maschinengewehre wurde der Sieg errungen. Matschemba floh mit dem Rest seines Heeres über den Rovuma auf portugiesisches Gebiet, wo er sich am See Nangandi ansässig machte.

Einige Tage später gelangten wir nach Newala, das am Rande eines etwa 500 Meter hohen Felsplateaus liegt. Hier befindet sich eine Station der englischen Mission, doch war damals kein Weißer an dem Platze. Wir zogen am nächsten Morgen weiter und trafen von da ab wieder mehr Wohnplätze der Schwarzen an. Auffällig aber war die große Scheu, die sich überall bei unserer Annäherung kund gab. Man könnte glauben, die Tradition von den früheren Sklavenjagden, die einst diese Landstriche verwüsteten, sei noch in den wenigen Nachkommen der einstigen Bewohner lebendig.

Hielt unser Zug in der Nähe eines Negerdorfes, so sahen wir schon von weitem die Schwarzen, insbesondere die Weiber, in ihre Hütten oder in den Busch flüchten. Erst nach und nach kamen die Männer herbei und starrten uns meist schweigend an. Sie zeigten sich uns gegenüber nicht gerade feindlich, jedoch auch nicht freundlich. Irgend eine Auskunft über die Landesverhältnisse oder sonst für uns Wissenswertes war nicht zu erhalten.

Da kam mir eines Tages ein glücklicher Gedanke. Ich packte mein zur Unterhaltung mitgenommenes Grammophon aus und ließ es einige Stücke spielen.

Hei, wie veränderten sich auf einmal die Gesichter! Bis zu den Ohren verzog sich der breite Mund, und durch die lebhaftesten Ausrufe und Gestikulationen gaben sie ihrer Verwunderung Ausdruck.

Allmählich fanden sich alle männlichen Bewohner der Niederlassung ein, und auch die Weiber kamen aus ihren Verstecken hervor. Der Dorfälteste gab mir zu verstehen, daß er das Ding wohl haben möchte. Mein Führer aber machte ihm mit sehr eindringlichen Worten klar, daß wir das Instrument nicht entbehren könnten.

Er hatte nämlich selbst die größte Freude an dem Grammophon, das unter anderem auch eine Koran-Sure (Gebetsspruch des Mohamedaners) wiedergab.

Als er diese zum ersten Male gehört hatte, zeigte er eine fast ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Instrument, das ihm immer wieder seine eigenen religiösen Gefühle zum Ausdruck brachte.

Er war ein frommer Muselmann und hielt sich streng an die Vorschriften des Propheten. Ich sagte ihm einmal, er möge sich auch ein solches Instrument anschaffen, dann brauche er seine täglichen Gebete nicht selbst herzusagen, da dieses ja das Grammophon tun würde Er schaute mich darauf eine Weile zweifelnd an, dann aber schüttelte er den Kopf und meinte, ein solches Gebet könne doch nicht die Wirkung haben wie ein mit dem Munde gesprochenes.

Auch bei meinen späteren Reisen führte ich oft ein Grammophon mit; es hat mich immer in der Wildnis an die Heimat erinnert und sowohl mir als auch den schwarzen Naturkindern manche frohe Stunde bereitet.

Nach 14 tägigem Marsche erreichten wir das Ziel unserer Reise, den Bangalla. Wenn man den Fluß auf der Karte sieht, könnte man ihn für groß und wasserreich halten. Aber er zeigt dieselbe Erscheinung, wie die meisten anderen Flüsse Afrikas, zur Regenzeit ein Strom und den größten Teil des Jahres ein träge dahin fließendes Wasser, das manchmal ganz verschwindet. Doch

verliert er dieses auch bei großer Trockenheit nicht ganz. Gräbt man an den tieferen Stellen nur zwei bis drei Meter, so kommt das kühle Naß zum Vorschein. An manchen tiefer gelegenen Plätzen befinden sich auch größere Tümpel, die dem Wilde als Trinkstellen dienen.

Die Gegend an der Mündung des Bangalla in den Rovuma ist landschaftlich sehr schön. Gewaltige Felsen ragen an dem Ufer und aus dem Wasser dieses Flusses empor, das kataraktähnlich an vielen Stellen niederschießt. Eine Insel erhebt sich senkrecht 10 bis 12 Meter mitten in dem Flußbett. Auf der Plattform oben mit dichtem Grün bewachsen, heben sich die hohen, roten Ufer seltsam von den grünen Sandbänken und dem glitzernden Wasserspiegel ab. Das Ganze, umrahmt von der dunkelgrünen, üppigen Ufervegetation würde einen herrlichen Vorwurf für einen Maler bilden.

Der Zweck meiner Expedition war bald erledigt. Ich fand die Granaten, Kaprubine nannte man sie später — massenhaft und belegte mehrere Felder, jedes 300 Meter lang und 500 Meter breit, für unsere Gesellschaft. Größere Ausdehnungen durften die Flächen gesetzlich nicht haben; von jedem belegten Feld mußte jährlich eine bestimmte Steuer an das Gouvernement bezahlt werden.

Der Abbau der Felder wurde auch bald darauf in Angriff genommen; jedoch war durch das massenhafte Vorkommen des an sich nicht besonders wertvollen Halbedelsteins der Bedarf bald gedeckt; die Förderung wurde später wieder eingestellt.

Gleich nach Beendigung meiner Aufnahmearbeiten wurde der Rückweg nach der Küste angetreten. Ich folgte zuerst eine Strecke flußabwärts dem Rovuma und bog dann nordöstlich ab, um die Richtung meines auf der Herreise benutzten Weges nicht zu verlieren.

Hier sah ich, als meine Leute am Abend das Lager aufschlugen, zum ersten Mal Elefanten in der Wildnis. Es waren zwei starke Tiere, die unter einer Baumgruppe standen und an den Blättern ästen. Ich versuchte mich anzubirschen, kam aber nicht so nahe, daß ich hätte schießen können; wenigstens wäre der Schuß aus meiner 11 Millimeter-Mauserbüchse, die ich damals noch führte, sehr zweifelhaft gewesen. Zudem war der Abend so weit vorgeschriten, daß bei der rasch eintretenden Dunkelheit eine Nachsuche oder weitere Verfolgung nicht mehr möglich gewesen wäre.

Am nächsten Morgen ging ich noch eine große Strecke den Fährten nach. Diese führten aber schließlich durch das Flußbett hinüber auf portugiesisches Gebiet, wohin ich ihnen nicht folgen durfte.

Auch von anderem Wild, Antilopen, Gnus und Zebras trafen wir in dieser Gegend ziemlich viel an. Doch konnte ich mir leider keine Jagdausflüge mehr erlauben, da die für meine Expedition vorgesehene Zeit verstrichen war und ich noch zehn starke Tagemärsche vor mir hatte. Nur einige Stücke schoß ich so im Vorbeigehen für meine Schwarzen, deren Lebensmittel stark zur Neige gingen.

Bei dieser Gelegenheit sah ich auch verschiedene Arten von Tierfallen, wie sie die dort ansässigen Neger zum Fang von großen Tieren aufstellen. Sie erreichen damit meistens ihren Zweck, was ihnen mit ihren primitiven Waffen, Bogen, Pfeilen und Speeren nur selten möglich ist. Nur wenn sie, wie es bei einigen Stämmen üblich ist, Giftpfeile gebrauchen, ist ihnen ihre Beute meistens sicher.

Zum Fang der Antilopen biegen sie einen dünnen Stamm oder einen stärkeren Ast auf einem Wildwechsel abwärts und

befestigen an dem abgebrochenen Ende eine starke Bastschlinge, die durch kreuzweise laufende feine Fäden offen gehalten wird. Diese stehen mit einem Stellholz in Verbindung, das beim Vorwärtsgehen des Tieres ausgelöst wird. Der Stamm oder Ast schnellt nun in die Höhe, die Schlinge zieht sich zu und das Wild ist gefangen; es stirbt den Erstickungstod. Grausamer als dieses Mordinstrument ist die Elefantenfalle, bei welcher statt der Schlinge ein schwerer Holzklotz mit einer langen, scharfen Speerspitze über dem Pfad des Dickhäuters aufgehängt ist. Beim Dahingehen auf dem Wechsel berührt das Tier eine quer gespannte Schnur, der Hebel löst sich und der herabfallende Klotz bohrt das Eisen tief in den Rücken des Elefanten. Die an der Speerspitze angebrachten Widerhaken verwunden den Riesen so stark, daß die Schwarzen leicht die Schweißfährte halten und das Tier, wenn es noch nicht verendet ist, vollends töten können.

Auch in Fallgruben fangen die einheimischen Jäger die Dickhäuter, insbesondere die Flußpferde, indem sie auf deren Wechsel am Wasser tiefe Gruben mit Schilf und Reisig überdecken, in welche die ahnungslosen Tiere hineinfallen.

Nachdem wir die Berge von Massasi hinter uns gelassen hatten, kamen wir in das Gebiet des Häuptlings Hatia, der sich den stolzen Titel „Sultan" beilegte. Da ich wußte, daß er nicht gut auf die Europäer zu sprechen war, nahm ich hier keinen längeren Aufenthalt und marschierte weiter. Zwei Jahre später war er einer der ersten, der an dem Aufstand gegen die Weißen teilnahm, und es war nahe daran, daß er auch wie die Hauptanstifter des Aufruhrs in Lindi gehängt wurde. Doch bekam er lange Zeit Muße, in der Reihe der Kettengefangenen über die Unbeständigkeit des Menschenloses und sein eigenes trübes Schicksal nachzudenken.

Unser Lager schlugen wir dieses Mal in der Nähe des Unguru-Berges auf, eines steilen Gipfels, der in den Sagen der dortigen Neger etwa dieselbe Rolle spielt wie der Kyffhäuser in der deutschen Dichtung. In einer tiefen Höhle des sich weit in die Niederung des Lukuledi vorschiebenden Berges befindet sich das Grab des alten Hatia, des einst mächtigen Herrschers von Makua.

Wenn der Vollmond sein helles Licht in die Schluchten des Unguru wirft und der Löwe seine mächtige Stimme erschallen läßt, dann entsteigt der tote Negerfürst seiner stillen Gruft. In großen Scharen sammeln sich die Geister seiner verstorbenen Untertanen, und an ihrer Spitze zieht er hinab in die Ebene zur nächtlichen Ngoma, (Festfeier) bis der anbrechende Tag wieder an die Rückkehr zu den alten Ruhestätten mahnt.

Den nächsten Tag benutzte ich zu einem Jagdausflug, da den meisten meiner Träger der Proviant vollständig ausgegangen war und sie ohne kräftige Nahrung die bevorstehenden Märsche nicht mehr ausgehalten hätten.

Nach stundenlangem Streifen erblickte ich in der Ferne auf der Ebene vier Stück Wild, das ich im ersten Augenblick nicht recht ansprechen konnte. Als wir aber näher kamen, erkannte ich zu meiner freudigen Ueberraschung, daß es Büffel waren, welches Wild ich bis dahin überhaupt noch nicht gesehen hatte.

Die seit Jahren in Süd- und Ostafrika grassierende Rinderpest hat unter den früher nach Tausenden zählenden Büffelherden fürchterlich aufgeräumt.

Begünstigt durch eine kleine Bodenwelle und gedeckt von dem hohen Gras gelang es mir, auf Schußweite an das Wild heranzukommen. Ich nahm das stärkste, breitstehende Stück aufs Korn und drückte ab. Mit einem gutsitzenden Blattschuß ging der

Büffel mit den drei anderen Tieren in rasenden Fluchten ab. Der starken Schweißfährte folgend fand ich zu meiner großen Freude das mächtige Tier etwa 500 Meter vom Anschuß verendet. Es war leider kein Bulle, wie ich hoffte, sondern eine starke Büffelkuh deren Hörner etwas kleiner sind als die gewaltigen Waffen des Stieres, dessen obere Kopfhälfte ganz von ihnen bedeckt ist. Immerhin war es eine prächtige Jagdbeute. Den Kopf und die Decke ließ ich für mich präparieren; das Wildbret reichte für alle, bis wir wieder auf der Pflanzung anlangten.

Der in Ostafrika lebende Büffel ist nach den großen Dickhäutern die gewaltigste Erscheinung der tropischen Tierwelt. Er ist viel größer und stärker als unser deutsches Rind und ungemein scheu und wild. Die Behaarung ist schwarzbraun und verdichtet sich am Hals und Kopf zu einer Mähne, die dem mächtigen Tiere ein löwenähnliches Aussehen gibt. Der furchterregende Ausdruck wird noch erhöht durch das wildblickende Auge und die riesigen, tief nach unten und dann nach außen geschweiften Hörner, die mit ihrer breiten Basis fast zusammenstoßen und beim Bullen eine einzige große Hornmasse bilden.

Die Jagd auf den Büffel ist nach dem übereinstimmenden Urteil aller afrikanischen Jäger mindestens so gefährlich als die Löwenjagd, was derjenige, der das Tier in seiner ursprünglichen Wildheit gesehen, gern bestätigen wird. Wenn ein Trupp Büffel flüchtig durch den Busch rast, scheint die Erde zu zittern unter dem Tritt der wuchtigen Hufe, und das Brechen und Brausen erinnert an den alles vor sich niederwerfenden Orkan. Der angeschossene Büffel nimmt meistens den Jäger, wenn er ihn erblickt, an, und wehe dem, der dann nicht durch einen gut gezielten Kopfschuß seinen wütenden Gegner niederwirft oder als nächste Deckung einen Baum erreichen kann. Die gewaltige Kraft des Nackens und die riesigen Hörner sind Waffen, gegen

welche oft der Löwe den kürzeren zieht. Tatsächlich ist schon beobachtet worden, daß bei einem Kampf zwischen Löwen und Büffel der letztere den Sieg davon getragen hat.

Besonders gefährlich sind die alten Stiere, die als Einzelgeher hie und da in der Steppe auftauchen. Diese greifen oft den Menschen ohne weiteres an; manchmal lassen sie aber auch den Jäger auf dem Wildpfade an sich vorbeigehen und rennen ihn dann, ihm tückisch nachschleichend, von rückwärts über den Haufen.

Nach vierwöchentlicher Abwesenheit langte ich im September 1903 wieder auf unserer Plantage an.

Hier war inzwischen ein neuer Assistent eingetroffen, sodaß ich zwei Monate später eine zweite Reise im Auftrage unserer Gesellschaft unternehmen konnte.

Diesmal richtete sich meine Tour nach den Ululu-Bergen, südlich vom Mbemkuru, um den dort häufig vorkommenden Graphit zu untersuchen und günstig gelegene Felder für uns zu belegen.

Auf dem rechten Ufer des Flusses fand ich, was ich suchte, und legte die Grenzen von sechs Feldern für meine Auftraggeber fest. Später besuchte eine wissenschaftliche Abordnung die Felder, um sie auf ihre Abbauwürdigkeit zu prüfen. Das Resultat war ein günstiges; etwas später wurde eine Schürfgesellschaft gegründet, welche die Ausnutzung der genannten Mineralien in die Wege leiten ließ.

Nach meiner Rückkehr begann auf unserer Pflanzung die erste Ernte der Sisal-Agaven, die mit dem dritten Jahre schnittreif werden. Die Pflanze gleicht fast genau der bei uns in Deutschland als Zierpflanze kultivierten Agave oder Aloe. Die 1½ bis

2 Meter langen, dickfleischigen, schwertförmigen Blätter haben zähe, lange Fasern, die nach Art unseres Hanfes verwendet werden. Man nennt das Produkt deshalb auch Sisalhanf. Die fleischigen Teile der Blätter werden durch Maschinen, sog. Rapadoren, entfernt, so daß nur die langen Bastfasern übrig bleiben. Diese werden gewaschen, getrocknet und mit Maschinen gebürstet; so sind sie dann zur Verarbeitung fertig.

Die Haltbarkeit der aus Sisalhanf gefertigten Taue und Schnüre ist fast unbegrenzt, so daß in der Marine fast nur Taue aus diesem Material verwendet werden. Auch in landwirtschaftlichen Betrieben, bei Mäh- und Dreschmaschinen findet dieses ausgezeichnete Produkt weitgehende Verwendung.

Um die rationelle Herstellung des Sisalhanfes und der dazu benutzten neueren Maschinen kennen zu lernen, unternahm ich im Frühjahr 1904 eine Reise in die Bezirke Tanga und Pangani, wo die Kultur der Sisalpflanze schon länger in Betrieb ist. Nachdem dann unsere Einrichtungen dementsprechend ausgebaut waren, nahm ich einen längeren Urlaub und schiffte mich im Herbst 1904 nach Europa ein.

Auf der Fahrt durch das Rote Meer hatten wir eine sehr gemischte Reisegesellschaft, namentlich viele Araber und mohamedanischen Inder, die auf der Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten in Mekka begriffen waren. Bekanntlich soll jeder gläubige Moslem wenigstens einmal in seinem Leben die heiligen Stätten in Arabien besucht haben, wenn sich ihm die Pforten des Paradieses öffnen sollen. Da oft Tausende von Meilen zwischen dem Wohnsitz des Muselmannes und dem heiligen Mekka liegen, so verschieben viele diese religiöse Pflicht bis in ihr Alter und haben keinen sehnlicheren Wunsch, als in der Nähe vom Grabe des Propheten zu sterben und dort zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

So waren auch die meisten der auf unserem Schiffe befindlichen Mohamedaner sehr bejahrte Leute, von denen man annehmen konnte, daß sie die Rückfahrt in die Heimat wohl nicht mehr machen würden. Namentlich war es ein alter, ehrwürdiger Araber mit schneeweißem, bis auf die Brust reichendem Barte, dessen hohe Gestalt und patriarchalisches Aussehen das Interesse aller Mitreisenden erweckte. Trotz seines hohen Alters und seiner offenbar hervorragenden Stellung unter seinen Glaubensgenossen machte er alle religiösen Uebungen mit, die täglich von den Moslems auf dem Verdeck des Schiffes vorgenommen wurden.

Eines Tages fehlte der greise Alte, und auch in den folgenden Tagen war er nicht auf Deck sichtbar. In der Annahme, daß der interessante Mann wohl krank sei, fragte ich den Schiffsarzt, wie es mit dem Alten stehe.

Der Doktor wußte jedoch auch keine Auskunft zu geben, da ihm bis jetzt kein Kranker gemeldet sei. Doch versprach er, sich sogleich danach zu erkundigen. Er ging nach dem Zwischendeck wo die Araber ihre Unterkunftsräume hatten. Dort verkündeten ihm aber die gedrückten Mienen und scheuen Blicke der braunen Gäste, daß etwas nicht in Ordnung war. Als er den bezeichneten alten Mann zu sehen wünschte, gab man ihm ausweichende Antworten und war ängstlich bemüht, ihn von dem hinteren Teile des Zwischendecks fern zu halten. Nun aber bestand er energisch auf seinem Wunsche, insbesondere auch deshalb, weil ihm jetzt ein eigentümlicher Geruch, wie von einer Leiche, auffiel. Nach seiner wiederholten Aufforderung, ihn zu dem Alten zu führen, gestanden sie denn endlich, daß ihr Führer gestorben sei.

Eine sofort vorgenommene Untersuchung bestätigte die Aussage der Muselmänner, ergab aber auch, daß der Tod schon vor 3 oder 4 Tagen erfolgt, von ihnen aber verheimlicht worden war. Als Grund hierfür gaben sie an, daß sie den teuren Toten vor

dem Begrabenwerden in der See schützen und ihm durch die Bestattung in dem heiligen Mekka eine höhere Seligkeit im Himmel sichern wollten. Sie baten flehentlich, ihnen den Toten zu lassen, da man doch in den nächsten Tagen schon die Stadt des Propheten erreichen müsse.

Ihrem Wunsche konnte jedoch aus gesundheitlichen Gründen nicht stattgegeben werden, und so glitt dann die Leiche hinab in das nasse Grab des roten Meeres, gefolgt von den Gebeten und Klagegesängen der braunen Söhne Arabiens.

Zum Weihnachtsfeste war ich wieder zu Hause bei den lieben Angehörigen in den hessischen Bergen. Und als der Christbaum im hellen Lichterglanz prangte, und das wohlbekannte Geläute vom Kirchturm herüberschallte, da kamen mir immer wieder die Worte des Liedes in den Sinn, dessen letzter Vers heißt: „Ists auch schön im fremden Lande, doch zur Heimat wird es nie!“

III.

Wiederausreise nach Afrika. — Als Wirtschaftsinspektor von Bagamoyo. — Dienstreisen in den nördlichen Gebieten. — Der Negeraufstand von 1905. — Rückreise nach Europa.

Und doch hielt mich das still-glückliche Leben des Vaterhauses nicht lange gefangen. Als im Frühjahr 1905 die Störche zurückkamen von den zentralafrikanischen Seen und das erste Zwitschern der Schwalben erzählte von dem Leben an den Ufern des Nils, da faßte auch mich wieder die Sehnsucht nach diesen interessanten Ländern im sonnigen Süden. Doch konnte ich mich jetzt noch nicht entschließen, mich als ehrsamer Farmer an die Scholle zu binden. Afrika ist so unendlich groß, und ich hatte erst einen so kleinen Teil davon gesehen!

Da las ich eines Tages, daß die Stelle eines Wirtschaftsinspektors in Bagamoyo frei sei und eine dafür geeignete Persönlichkeit gesucht werde. „Das könnte für dich passen", dachte ich und tat sofort die nötigen Schritte zur Erlangung dieses Postens.

Ein solcher Wirtschaftsinspektor war Beamter der Kolonialregierung und wurde von dem betreffenden Bezirksamt angestellt. Er hatte die einzelnen Stationen und die Niederlassungen der Schwarzen zu besuchen, den ihnen vorgeschriebenen Anbau der Kulturpflanzen zu kontrollieren und überall nach dem Rechten zu sehen. Er war den größten Teil des Jahres auf Reisen durch die verschiedenen Landesteile und hatte dadurch Gelegenheit, Land und Leute gründlich kennen zu lernen.

Das war es, was ich suchte. Auf meine Bewerbung wurde mir vom Kolonialamt in Berlin die Stelle eines Wirtschaftsinspektors im Bezirk Bagamoyo übertragen.

Drei Wochen später grüßten mich wieder die Palmenhaine Aegyptens, als ich auf dem Dampfer „Kronprinz" der Afrikalinie meinem neuen Wirkungskreis zustrebte.

Da die Schiffe der Hauptlinie nur die größeren Stationen anlaufen, mußte ich den Umweg über Sansibar machen und von da mit einer arabischen Segeldhau nach Bagomoyo übersetzen. Nach meiner Meldung beim Bezirksamt wurde ich gleich in mein Amt eingeführt. Dann arbeitete ich mehrere Wochen in der Kanzlei, um den Betrieb und die näheren Verhältnisse kennen zu lernen.

Ende Juni 1905 ging ich auf meine erste Expedition, zunächst um das Gelände in Augenschein zu nehmen, wo eine neue Straße von Bagomoyo nach Mpera, einer Station der im Bau begriffenen Zentralbahn Dar-es-Salaam—Tabora angelegt werden sollte. Bei der Bereisung stellten sich aber solche Geländeschwierigkeiten heraus, daß der Plan wegen der hohen Kosten vorläufig fallen gelassen wurde.

Nachdem ich das Ergebnis meiner Aufnahme durch zurückgesandte Boten dem Bezirksamt mitgeteilt hatte, zog ich weiter nach Westen und kam an den Ruvu, einen ziemlich breiten aber nicht tiefen Fluß, den ich mit meinen Leuten überschreiten mußte. Brücke oder Fähre gab es nicht, und so mußte das Wasser durchwatet werden. Bis an die Brust und tiefer einsinkend wanden sich meine schwarzen Begleiter durch die träge dahinziehenden Fluten, die von einer Menge der scheußlichen Krokodile bewohnt wurden. Dicht drängten sich meine Leute an das Maultier, auf dem ich den Uebergang bewerkstelligte. Bald rechts, bald links ertönten ihre lauten Ausrufe, wenn sie den zähnestarrenden Rachen eines dieser gefährlichen Räuber an der Oberfläche des Wassers auftauchen sahen. Mehrmals sah auch ich die spitze Schnauze des gepanzerten Ungetüms auf uns zusteuern, und

nur durch einige wohlgezielte Schüsse aus meiner Repetierbüchse konnte ich uns die frechen Raubtiere vom Leibe halten. Glücklich erreichten wir das jenseitige Ufer, wo ich die dort befindlichen Niederlassungen der Eingeborenen zu revidieren hatte.

Sie bauten auf Anordnung des Bezirksamtes Baumwolle, die hier in vorzüglicher Qualität gedieh. Die Jumben, (schwarzen Ortsvorsteher) mußten den Anbau beaufsichtigen und dafür sorgen, daß die von der Regierung bestimmte Fläche auch vorschriftsmäßig kultiviert wurde.

Nach der Ernte brachten die Leute den Ertrag ihrer Baumwolle an das Bezirksamt, wo sie gewogen und dem Jumben der Betrag zur Verteilung an die Ortsangehörigen ausgezahlt wurde. Es scheint, daß bei dieser Art der Entlohnung manchmal Uebervorteilungen und Unterschlagungen durch die schwarzen Ortsvorsteher vorgekommen sind, denn ich fand unter den Leuten eine tiefgehende Verstimmung und große Unzufriedenheit. Sie soll auch Mitursache an dem allgemeinen Aufstand gewesen sein, der im Herbst desselben Jahres in Ostafrika ausbrach.

Mein weiterer Weg führte über Kisemo nach dem Orte Ngere-Ngere. Hier hörte ich, daß in einer Hütte des Dorfes ein Weißer schwer krank darniederliege. Ich ließ mich dorthin führen und fand einen Sergeanten (der Name ist mir entfallen) der Schutztruppe im höchsten Stadium des Schwarzwasserfiebers in hoffnungslosem Zustande. Er hatte die Aufsicht über die bei einem Brückenbau beschäftigten Schwarzen geführt und war vor zwei Wochen von der tückischen Krankheit befallen worden. Wegen seiner Schwäche war ein Transport nach der nächsten Station, wohin ich ihn durch meine Leute bringen lassen wollte, nicht mehr möglich. Er selbst lehnte es ab, da er doch nicht lebend hinkommen werde. Ich verschaffte ihm noch einige Erleichterungen und

gab ihm von meinen Getränken, die er mit großem Dank annahm. Zwei Tage später war er tot, sie begruben ihn unter einer großen Sykomore beim Eingange des Dorfes.

Sein Nachfolger, ebenfalls ein deutscher Unteroffizier, erfuhr ein noch traurigeres Schicksal. Er war an einem Sonntage mit einer Anzahl schwarzer Arbeiter in den Busch gegangen, um Elefanten zu jagen. Da wurde er hinterrücks von dem Neger, der seine zweite Büchse trug, niedergeschossen und im Dickicht verscharrt. Als dann nach seinem Verbleib Nachforschungen angestellt wurden, sagte der Mörder aus, der Weiße habe einen angeschossenen Elefanten verfolgt und sei wahrscheinlich von diesem getötet worden.

Bei einer Durchsuchung der Hütte des Verdächtigen fand man aber das Gewehr des Unteroffiziers, sowie andere ihm gehörige Sachen, wodurch das Verbrechen klar bewiesen wurde. Der Schuldige wurde festgenommen, abgeurteilt und in Bagomoyo gehängt.

Von Ngere-Ngere zog ich weiter nach Mhonda im Nguru-Gebirge. Hier befand sich eine katholische Missionsstation, wo damals zwei Missionäre, Lux und Walter, und ein Laienbruder eine segensreiche Tätigkeit entfalteten. Sehr herzlich wurde ich dort aufgenommen und trefflich bewirtet. Ich war erstaunt über die großen Erfolge in der Kulturarbeit, welcher diese selbstlosen Männer ihr Leben weihen. Ihr Garten war eine reine Musteranlage. Der Bruder war ein gelernter Tischler und hatte eine kleine Handwerkerschule eingerichtet, worin die schwarzen Zöglinge auch in einem praktischen Beruf ausgebildet wurden. Nach zweitägigem Aufenthalt, der mir eine wahre Erholung war nach wochenlangem Kampieren im Freien, verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirten und zog quer über das Gebirge, auf

dessen westlicher Seite der herrliche Wald verschwindet und wieder die große Grassteppe beginnt. An den Abhängen aber sind gute Viehweiden, und in den Flußtälern werden Bananen, Reis, Hirse und insbesondere Tabak gebaut.

An Wild gibt es im Nguru-Gebirge außerordentlich viele Wildschweine, die oft zur wahren Landplage werden.

Infolge der Fruchtbarkeit des Landes ist diese Gegend gut bevölkert. Die Hütten der Eingeborenen sind aus Lehm gebaut und mit einem Grasdach versehen. Sie stehen meistens einzeln inmitten des angebauten Landes; zuweilen bilden sie aber auch geschlossene Dörfer, die mit einem Zaun von eingerammten Pfählen oder Pallisaden umgeben sind. Doch findet man auch Niederlassungen, um welche eine lebende Hecke von einer hoch wachsenden, langstacheligen Kaktusart gepflanzt ist. Diese gewährt den Bewohnern einen wirksamen Schutz gegen feindliche Ueberfälle und das Eindringen wilder Tiere.

Auf meinem weiteren Wege kam ich auch nach Muenda, der einstigen Boma des kühnen Rebellenführers Buschiri, der hier nach dem mißglückten Aufstand von 1889 seine letzte Zufluchtsstätte gefunden hatte.

Dicht am Busch ragten noch die verkohlten Reste seiner Hütte empor, aus der er bei der nächtlichen Erstürmung seines Lagers geflohen war. Die Besiegung dieses gefährlichen Feindes der deutschen Kolonisation war die Grundlage für die günstige Weiterentwicklung unserer Kulturbestrebungen in Ostafrika. Es möge mir deshalb gestattet sein, einen kurzen Rückblick auf die mit dem damaligen Aufstand in Verbindung stehenden Verhältnisse zu werfen.

Die in Ostafrika lebenden Araber, die bis zur Besitzergreifung des Landes durch Deutschland sich als die Herren des ganzen großen Küstengebietes betrachtet hatten, benutzten jede Ge-

legenheit, den verhaßten Nordländern Schwierigkeiten zu bereiten und die Eingeborenen zum Widerstand gegen die neue Herrschaft aufzureizen.

Die Seele des großen Aufstandes von 1889 war der Halbaraber Buschiri, ein tapferer, aber auch listiger und verschlagener Mann. Sein Einfluß erstreckte sich auf die meisten Häuptlinge im östlichen und mittleren Teile unseres Schutzgebietes. Noch vor der Abtretung der Herrschaftsrechte des Sultans von Sansibar führte er Tausende von schwarzen Kriegern an die Küste, wo die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im Jahre vorher ihre ersten Stationen eingerichtet hatte. Die deutschen Beamten von Frankenberg und Klenze in Tanga wurde gefangen genommen und die Station Bagomoyo von den Aufständischen eng eingeschlossen. Die in der Nähe liegende Missionsstation wurde niedergebrannt und die Missionare und Schwestern hingeschlachtet. Die in Bagomoyo eingeschlossenen wenigen Deutschen konnten ihnen keine Hilfe bringen. Doch konnten sich diese so lange halten, bis die beiden deutschen Kriegsschiffe „Möve" und „Leipzig" die von der Regierung dahin beordert worden waren, vor den beiden Hafenplätzen eintrafen. Die „Möve" setzte in Tanga und die „Leipzig" in Bagomoyo ein Landungskorps aus, das die Aufständischen zurückwarf und die Stationen befreite. Doch schon zwei Monate später griff Buschiri die deutschen Niederlassungen aufs neue an, und wenig fehlte, so wäre er in dem Kampfe Sieger geblieben. Von einem festen Lager unweit Bagomoyo aus unternahm er mehrere heftige Angriffe auf die Station, wurde aber immer wieder mit großen Verlusten zurückgewiesen.

Als dann wieder ein deutsches Kriegsschiff vor Bagomoyo eingetroffen war, führte Major von Wißmann die damals noch kleine Schutztruppe im Verein mit einem Marine-Landungskorps zum Sturm gegen das Lager Buschiris. Trotz heftigster Ge-

genwehr wurden die schwarzen Scharen in die Flucht geschlagen und die Küstenplätze Tanga und Bagomoyo wieder befreit.

Buschiri war in das Innere entwichen und suchte sein zersprengtes Heer wieder zu sammeln. Zugleich bewog er die räuberischen Mafiti-Horden Mahenge's, sich ihm anzuschließen, um Bagomoyo zu überfallen. Er hatte nämlich erfahren, daß dort eben nur eine schwache Besatzung war, weil der inzwischen zum Reichskommissar ernannte Major von Wißmann eine Expedition nach Mpapua unternommen hatte, wo der deutsche Beamte Nielsen überfallen und ermordet worden war.

Unter Verübung furchtbarer Greueltaten zogen die wilden, von Buschiri geführten Scharen durch Usaramo heran. Rauchende Trümmer und gräßlich verstümmelte Leichen bezeichneten den Weg, den sie genommen. Bei Jombo stießen sie auf die Abteilung des Freiherrn von Gravenreuth, der ihnen mit der Besatzung von Bagomoyo entgegengezogen war. Mit wildem Geheul stürzten die dicht gedrängten Horden auf die gut gedeckt stehende kleine Schar. Der deutsche Führer ließ sie ziemlich nahe herankommen, überschüttete sie aber dann mit einem so heftigen Granat- und Gewehrfeuer, daß in wenigen Minuten Hunderte von Schwarzen das Schlachtfeld bedeckten. Bestürzt wichen sie zurück, stürmten aber dann aufs neue vor, um ebenso wie das erste Mal empfangen zu werden. Noch ein kurzer Kampf, und völlig aufgelöst ergriffen die Schwarzen die Flucht. Buschiri suchte sie zu sammeln und noch einmal zum Angriff zu bewegen, aber die furchtbare Wirkung der europäischen Waffen hatte ihnen allen den Mut genommen, die Ueberlebenden kehrten in ihre Heimat zurück. Buschiri selbst entkam in den Busch; wenn er auch jetzt unfähig war, neue Vorstöße gegen die deutsche Herrschaft zu machen, so blieb er doch durch seinen Einfluß auf die umwohnenden Negerstämme immer noch ein gefährlicher Gegner.

Nachdem im Gouvernement bekannt wurde, daß er aufs neue auch bisher an dem Aufstand unbeteiligte Stämme gegen die Deutschen aufzuhetzen suchte, setzte der Reichskommissar einen Preis von 10000 Rupien (ca. 14000 Mark) auf seinen Kopf, in der Hoffnung, daß die Aussicht auf den reichen Gewinn einen Häuptling dazu bestimmen werde, den Rebellenführer den Deutschen auszuliefern. Lange jedoch blieb das bei allen Stämmen bekannt gemachte Ausschreiben ohne Erfolg. Buschiri war verschollen.

Da traf eines Tages in Pangani durch einen Boten des Sultans Wasaguha die Nachricht ein, daß das gefürchtete Haupt der Aufstandsbewegung kaum 4 Tagemärsche von der Station entfernt mit einer großen Anzahl Krieger ein Lager habe und eifrig an einer neuen Boma Befestigung baue.

Sofort trat das gerade dort anwesende Expeditionskorps, 4 Kompagnieen stark, unter Führung des Stationschefs Dr. Schmidt den Marsch in die bezeichnete Gegend an und gelangte schon am Abend des dritten Tages in die Nähe von Muenda, dem Lagerplatz Buschiris. Dieser ahnte nicht die Nähe seiner Verfolger und hatte sich sorglos zur Ruhe gelegt. Mitten in der Nacht aber wurde er durch Gewehrfeuer und Kampflärm geweckt. Die Schutztruppe hatte in der Nacht das Lager angegriffen. Viele Anhänger Buschiris wurden niedergemacht und die übrigen versprengt, er selbst entkam in das Dickicht des nahen Waldes.

Da tauchte die Nachricht auf, Buschiri sei bei dem nächtlichen Kampfe gefallen. Mehrere gefangene Jumben, Parteigänger Buschiris, bestätigten es und erboten sich, seine Leiche zu zeigen. Die weiteren Nachforschungen aber ergaben, daß der als Buschiri bezeichnete Tote ein anderer, ihm ähnlicher Araber war.

Der Gesuchte war unterdessen bis zur Grenze der Landschaft Nguru geflüchtet. Hier wurde er von dem Häuptling Magaya, der ein persönlicher Feind von ihm war, gefangen genommen und

den Deutschen ausgeliefert. Die Führer der dorthin gesandten Abteilung der Schutztruppe fanden den einst so mächtigen Mann fast nackt in einer Hütte liegend, Hände und Füße waren mit Ketten gefesselt und der Hals in einer Sklavengabel eingezwängt.

Er wurde nach Pangani gebracht, wo der Reichskommissar Wißmann die Untersuchung über die Verschwörung führte. Sie ergab, daß Buschiri der Urheber des ganzen Aufstandes gewesen war. Er hatte alle hervorragenden Araber auf den Koran schwören lassen, nicht eher zu ruhen, bis die Deutschen aus dem Lande gejagt seien. Sehr enttäuscht war Buschiri, als er hörte, daß viele seiner Anhänger sich schon der Herrschaft der Deutschen unterworfen hätten. Er sprach ihnen seine Verachtung aus und zeigte einen solchen Haß gegen die Europäer, daß an ein ferneres friedliches Verhalten dieses Mannes nicht zu denken war. Da ihm auch allein die Schuld an den von ihm herbeigerufenen Mafiti verübten Greuel zufiel, wurde das Todesurteil über ihn ausgesprochen und auch an demselben Tage vollstreckt.

Mit dem Tode Buschiris war der Widerstand der Araber gegen die deutsche Herrschaft gebrochen. Wohl hatte die Schutztruppe noch gegen den in derselben Zeit sich erhebenden Negerfürsten Banaheri schwere Kämpfe zu bestehen. Aber auch dieser Feind wurde besiegt und der Aufstand durch die Erstürmung der Boma Banaheris durch Wißmann am 4. Januar 1890 beendet.

(Der letzte Abschnitt nach Major von Liebert.)

Zu Ende des alten und zu Anfang des neuen Jahrhunderts hatten sich wieder hie und da in unserem Schutzgebiete kleinere Unruhen und Unbotmäßigkeiten seitens einzelner Stämme gezeigt; doch blieben diese Erscheinungen vereinzelt und wurden meistens gleich im Keime erstickt.

Desto überraschender war für uns im Herbst 1905 die Kunde, daß im Süden und Westen unserer Kolonie ein großer Aufstand ausgebrochen sei, der sich schnell nach den Küsten hin fortpflanze.

Ich befand mich gerade damals in Sansibar, wohin ich als Vertreter des Bezirksamtes Bagomoyo zu der dort eben stattfindenden Ausstellung gesandt worden war. Unsere deutsche Abteilung war reich beschickt und zeigte in allen Zweigen die stetig fortschreitende Entwickelung unseres Schutzgebietes.

Wenige Tage vor Schluß der Ausstellung traf die Nachricht von dem Aufruhr in Sansibar ein. Gleichzeitig wurden sämtliche anwesenden deutschen Beamten telegraphisch zurückberufen. Für mich wurde die Frist zur Abreise noch einige Tage verlängert, weil der Bezirk Bagomoyo noch ziemlich ruhig war und ich auch erst die nötigen Abschlußarbeiten erledigen mußte.

Nach der Rückkehr auf meine Station machte ich wieder meine Inspektionsreisen in das Hinterland von Bagomoyo, die aber jetzt mehr den Zweck hatten, die Stimmung der schwarzen Bevölkerung in diesem Bezirk zu beobachten, um bedrohliche Zeichen sofort an den Gouverneur melden zu können.

Zu meiner Sicherheit wurden mir eine Anzahl Askari (schwarze Krieger der Schutztruppe) mitgegeben. Doch fand ich vorerst keinen besonderen Grund zur Besorgnis, wenn auch an manchen Orten eine gewisse Gährung unter den Eingeborenen nicht zu verkennen war. Nur ein Jumbe zeigte sich frech und anmaßend. Wie sich später ergab, stand er mit den Aufständischen in Verbindung und hatte ihnen sogar unterschlagene Steuergelder zugesandt. Deshalb wurde er verhaftet und zu langjähriger Kettenstrafe verurteilt.

Indessen breitete sich im Süden der Aufstand immer weiter aus, und die verhältnismäßig kleinen Abteilungen unserer Schutz-

truppe hatten einen schweren Stand. Ich hatte daher die Absicht, um meine Beorderung nach dem Aufruhrgebiete nachzusuchen, als mir unvermutet ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Von meiner letzten Reise hatte ich mir eine schwere Krankheit (chronische Dyssenthrie) mitgebracht, die sich bald derart verschlimmerte, daß meine Aufnahme ins Krankenhaus zu Tanga nötig wurde. Zwei volle Monate lag ich hier und harrte der Genesung. Diese machte aber so langsame Fortschritte, daß ich vorläufig darauf verzichten mußte, an den Kämpfen teilzunehmen.

Die Erhebung der Schwarzen gegen die deutsche Herrschaft hatte verschiedene Ursachen. Zunächst war es die Unzufriedenheit vieler Häuptlinge, deren Willkür und Despotismus durch die neuen Verordnungen sehr beschränkt wurde. Bei dem Volke war die vor kurzem eingeführte Hüttensteuer (3 Rupien für die Hütte) sehr unbeliebt; vor allem haßten die Eingeborenen den Zwang zum Anbau der Kulturpflanzen, (Baumwolle) die sie zur Zahlung ihrer Steuer abliefern mußten, wenn sie nicht im Besitz des entsprechenden baren Geldes waren.

Die unmittelbaren Anstifter des Aufstandes aber waren die Zauberer, die großen Einfluß auf die Volksmassen haben und deren Aberglauben geschickt zu benützen wissen.

Sie erzählten den Eingeborenen, der große Geist habe ihnen (den Gottgesandten) befohlen, allen schwarzen Männern das Zauberwasser aus den heißen Quellen bei Kimambarre zu geben. Dadurch würden sie Kraft und Mut bekommen, alle Weißen zu besiegen und in den Ozean zu werfen. Die „Daua", das Zaubermittel, würde sie unverwundbar machen gegen die Kugeln der Gewehre; denn die Geschosse würden alle bei deren Austritt aus dem Lauf zu Wasser werden.

Bei großen Trinkgelagen, bei denen die Pombe (Hirsebier) in Strömen floß, wurde den Kämpfern ihre „Daua" gegeben und auf diese Weise ein Fanatismus erzeugt, der unserer Schutztruppe große Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Aufstandes bereitete. Trotz des vernichtenden Schnellfeuers der Repetier- und Maschinengewehre, welche die stürmenden Schwarzen reihenweise niedermähten, drangen sie immer wieder vor, bis ihnen endlich die Unwirksamkeit ihres Zaubermittels klar wurde und die Ueberlebenden ihr Heil in der Flucht suchten.

Jedoch hatte die kurze Zeit seit Beginn des Aufstandes genügt, viel Unheil anzurichten und die Früchte jahrzehntelangen Fleißes der Missionäre und Ansiedler zu vernichten. Viele Askaris waren gefallen und auch eine ganze Anzahl Europäer fiel der Wut der fanatisierten Neger zum Opfer.

Der erste mir bekannte Weiße war der Pflanzer Hopfer, der an den Matumbi-Bergen nordwestlich von Kilwa Baumwolle und Kautschuk baute. Als die Nachricht von den heranziehenden Aufständischen zu ihm gelangte, war er krank und unfähig, die nötigen Verteidigungsmaßregeln gegen einen Ueberfall zu treffen. Da er unter seinen schwarzen Arbeitern auch schon längere Zeit ein unsicheres Benehmen bemerkt hatte und auch auf keine militärische Hilfe vom Gouvernement rechnen konnte, übergab er die Leitung der Pflanzung einem schwarzen Aufseher und wollte sich nach Kilwa tragen lassen.

Kaum war er aber einige Kilometer von der Farm weg, da sahen die Träger schon Rauch aus den Wirtschaftsgebäuden aufsteigen; in kurzer Zeit stand alles in hellen Flammen.

In ohnmächtiger Wut schaute der Pflanzer nach seinem Besitztum zurück, wo nun die Früchte jahrelanger Arbeit mit einem Male vernichtet wurden. Doch alles Klagen und Fluchen konnte

ihm nichts helfen; wenn er wenigstens sein Leben retten wollte, mußte er Befehl zu schnellem Weitermarsch geben.

Doch nun kam das Schlimmste: seine Leute weigerten sich, ihn weiter zu tragen und als er ihnen drohte, ließen sie ihn in seinem Tragsessel stehen und eilten nach der Farm zurück, um mit den Räubern gemeinsame Sache zu machen. Nur sein Boy und sein treuer Hund blieben bei ihm zurück. Da der Diener seinen Herrn nicht allein weiterschaffen konnte, verbarg er ihn in einem Dickicht in der Nähe des Pfades, um ihn den sicher nachkommenden Schwarzen nicht in die Hände fallen zu lassen. Kurze Zeit darauf kam ein starker Trupp Matumbi-Leute und suchten nach dem Pflanzer. Vielleicht wäre er mit dem Leben davon gekommen wenn ihn nicht sein Hund, der die Schwarzen wütend anfiel, verraten hätte.

Als Hopfer sah, daß von den schwarzen Teufeln keine Schonung zu erwarten war, schoß er mit dem Revolver einige Feinde nieder, wurde aber dann überwältigt und auf grausame Weise getötet. Sein Boy konnte sich retten und benachrichtigte den Jumben der nächsten Niederlassung, der die Leiche nach Kilwa bringen ließ.

Mehr Glück hatte ein anderer, auch mir persönlich bekannter Ansiedler, St., der östlich von den Matumbi-Bergen in Samanga wohnte.

Als er hörte, daß die räuberischen Horden sich der Gegend näherten, säumte er nicht, entsprechende Schutzmaßregeln zu treffen. Er schickte zunächst nach Kilwa und bat beim Bezirksamt um Unterstützung und Gewehre für seine Schwarzen, konnte aber das Verlangte nicht erhalten, da die Station von allen Seiten um Hilfe angegangen worden war. Glücklicherweise trafen von der Militärstation Mohorro noch rechtzeitig einige Askaris mit einem Waffentransport ein.

Sogleich richtete nun St. das feste Steinhaus eines Inders zur Verteidigung ein und schaffte die wertvollsten Sachen dorthin. Es war die höchste Zeit, denn schon kamen die wilden Scharen angestürmt. St. ließ sie bis auf 200 Meter herankommen und kommandierte dann schnell hintereinander mehrere Salven, so daß im Nu sich 30—40 Schwarze am Boden wälzten.

Die Angreifer stutzten; auf den lauten Zuruf des Anführers aber drangen sie aufs neue vor, wurden aber nun mit einem so wohlgezielten Büchsenfeuer und zuletzt mit schwerem Schrot aus Jagdflinten derart überschüttet, daß sie heulend auseinander stoben und ihr Heil in der Flucht suchten. Am nächsten Tage erschien militärische Hilfe von Kilwa, die das Lager der Schwarzen angriff und sie nach heftigem Kampf auseinandersprengte.

In derselben Zeit wurde der ebenfalls im Bezirk Kilwa liegende Militärposten von einer nach Tausenden zählenden Horde der Wadonde überfallen. Die Besatzung zählte damals nur 25 Askaris mit dem weißen Feldwebel Baupel von der Schutztruppe. Der erste Anprall der Aufständischen wurde auch hier glücklich abgeschlagen. Aber in der Nacht erneuerten die Feinde den Sturm und schossen Brandpfeile auf das Dach des Stationshauses, wodurch dieses zu brennen anfing. Die Belagerten konnten das Feuer nicht löschen und mußten ins Freie heraus, wo sie trotz der tapfersten Gegenwehr von den Angreifern umringt und sämtlich niedergemacht wurden.

Der Anführer schnallte sich den Säbel des gefallenen Feldwebels um und griff die nahe bei der Station liegende Handelsniederlassung eines Weißen, Namens Eimer, an, der für die Firma Traun und Stürken eine Faktorei verwaltete. Da dieser keine Möglichkeit sah, sich gegen die große Uebermacht zu verteidigen, suchte er sich in der Nacht durch die Flucht zu retten. Er

wurde aber wohl von den Schwarzen ergriffen und getötet, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Sein Boy entkam in den Busch und brachte die Nachricht nach Kilwa. Er konnte auch den Anführer der räuberischen Horden bezeichnen, der den weißen Feldwebel V. getötet hatte. Es war ein früher beim Gouvernement beschäftigter schwarzer Schreiber, der einige Zeit vor dem Ausbruch des Aufstandes aus Kilwa verschwunden war. Er wurde später ermittelt, zum Tode verurteilt und gehängt.

Im Süden hatte mein Freund L. harte Kämpfe mit den Aufständischen zu bestehen. Obwohl ihm als Bezirksinspektor nur eine kleine Anzahl Soldaten zur Verfügung stand, hat er doch durch sein schnelles, tatkräftiges Eingreifen im Bezirk Lindi sich große Verdienste erworben.

Er kam auf einer Inspektionsreise nach Massassi und hörte da, daß die kriegerischen Wamueras im Anzuge begriffen seien und ihn überfallen wollten. Sofort benachrichtigte er das Bezirksamt durch Eilboten und ging mit seinen Leuten in das nahe Gebiet des Jao-Häuptlings Matola, der mit den Aufständischen noch nicht gemeinsame Sache gemacht hatte, aber sehr in Gefahr stand, von dem allgemeinen Kriegstaumel mitgerissen zu werden. Er bewog ihn, mit seinen Kriegern treu zu den Weißen zu stehen und ihnen bei der Abwehr der Wamueras zu helfen. Matola ließ die Kriegstrommel schlagen und rückte mit 600 Mann, die meistens mit Gewehren bewaffnet waren, zum Kampf gegen den heranziehenden Feind. Es gelang ihm, ihn aufzuhalten und zurückzuwerfen und schaffte dadurch den kleinen zerstreut liegenden Abteilungen der Schutztruppe die Möglichkeit, sich zu sammeln und die am meisten bedrohten Punkte zu schützen.

Wie sehr die wilden Horden von dem Gelingen ihres Unternehmens überzeugt waren, geht daraus hervor, daß der Häupt-

:ing Soliman Mamba und seine Unterführer schon im Voraus die Häuser in Lindi unter sich verteilt und auch ihren Kriegern reiche Beute in Aussicht gestellt hatten. Es ist nicht zum wenigsten ein Verdienst L.'s, daß der Aufstand im Süden rasch beendet und die Schwarzen wieder zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurückgeführt worden sind.

Während all dieser Vorgänge mußte ich untätig im Krankenhaus liegen und verging fast vor Ungeduld, weil ich nicht auch an den Kämpfen teilnehmen konnte. Aber die täglich erhoffte Besserung meines Zustandes trat nicht ein, und die Aerzte erklärten mir, daß nur ein längerer Klimawechsel mir wieder auf die Beine helfen könnte. So mußte ich mich denn schweren Herzens entschließen, die Heimreise anzutreten und kehrte über Genua nach Deutschland zurück.

IV.

Dritte Reise nach Afrika (1907). — Als Baumwollpflanzer. — Meine Dogge, eine Löwenbeute. — Ein merkwürdiger Löwenfang

„Nach der Heimat zieht michs wieder", wer kennt nicht das schöne Lied, das so innig die Sehnsucht des im Auslande Lebenden nach dem lieben Vaterlande zum Ausdruck bringt. Wohl jeder, der einmal längere Zeit unter fremden Völkern geweilt hat, kennt diesen Drang nach den heimatlichen Gefilden und höher schlägt das Herz, wenn die Erfüllung des lange gehegten Wunsches greifbare Gestalt annimmt.

Und doch gibt es auch ein Gefühl, das sich gerade in entgegengesetzter Richtung äußert, das hinaustreibt in die Ferne, selbst wenn diese ein ungewisses Schicksal und mancherlei Gefahren erwarten läßt. So zieht und zerrt es auch den in den Tropen heimisch Gewordenen wieder zurück nach dem sonnigen Süden, und auch ich fand die Wahrheit des Ausspruches bestätigt, den einmal ein alter Afrikaner getan: „Wer einmal unter den Palmen des Südens gewandelt, der steht zeitlebens im Banne Afrikas."

Auch mir prickelte es schon lange in den Gliedern, als ich mich von den Nachwirkungen der Krankheit, die ich mir auf meiner zweiten Afrikafahrt zugezogen, erholt hatte.

Als ich meinem Vater den Entschluß, wieder nach den Tropen zu gehen, mitteilte, hatte er nichts dagegen einzuwenden, doch meinte er: „Es wird aber nun bald Zeit, daß du dir ein festes Ziel ins Auge fassest; mit dem immerwährenden Umherziehen wirst du dir niemals eine sichere Existenz gründen".

Zu derselben Zeit fand ich in einem Kolonialblatte eine Anzeige, in welcher seitens einer neu gegründeten Baumwollpflanzungs-Gesellschaft ein geeigneter Leiter für eine Plantage gesucht wurde. Ich erkundigte mich nach den Bedingungen, und da mir diese zusagten, nahm ich die Stelle an.

Im April 1907 fuhr ich mit einem französischen Dampfer zum dritten Male nach Ostafrika ab. Meine Aufgabe war zunächst, im Bezirk Kilwa einen für die Kultur der Baumwolle günstigen Landstrich zu finden und für die Gesellschaft zu erwerben. Das von der Direktion in Aussicht genommene Gebiet eignete sich nicht dazu, weil es nicht zu bewässern war. Nach mehrfachen Kreuz- und Querzügen fand ich das unserem Zweck entsprechende Land an dem kleinen Flüßchen Lihomanga, nördlich von Kilwa.

Nach Erledigung der bei Erwerbung eines Pflanzungsgebietes vorgeschriebenen Formalitäten begann meine eigentliche Tätigkeit. Der Schwerpunkt derselben lag zunächst in der Lösung der wichtigsten Aufgabe aller Kolonisation, der Arbeiterfrage. Für meine Pflanzung 100 bis 200 schwarze Arbeiter zu bekommen, ist bei der angeborenen Trägheit der Neger nicht gerade leicht. Das auch jetzt noch vielfach in anderen Kolonieen übliche Verfahren der Pflanzer, durch Vermittlung der Stammeshäuptlinge Arbeiter zu bekommen, war bei uns verboten, da es mit der früheren Sklaverei noch sehr viel Aehnlichkeit hat. Zwar gab es auch in unserem Schutzgebiet noch viele Hörige oder Leibeigene, aber nur bei den dort noch von früher her ansässigen Arabern. Die jüngere Generation, die nach Beginn der deutschen Schutzherrschaft (1888) geboren war, genoß persönliche Freiheit. Doch konnte der Europäer auch ältere, im Hörigkeitsverhältnisse stehende Schwarze auf deren Wunsch loskaufen, wenn der Weiße beim Bezirksamt die von diesem festgesetzte Summe, 40 Rupien,

für den Mann hinterlegte mit der Bedingung, daß der Neger dafür eine bestimmte Zeit (etwa ½ Jahr) bei ihm arbeite. Das Bezirksamt lud den bisherigen Herrn des Farbigen vor und übergab ihm die gezahlte Summe, wonach die Ausstellung des Freibriefs erfolgte.

Im Bezirk Lindi hatte ich mir durch dieses Verfahren einen festen Stamm von Arbeitern gesichert, die auch nach Ablauf der vereinbarten Arbeitszeit gern bei mir blieben. Freilich kommt es auch vor, daß die Losgekauften vor Ablauf ihrer vertragsmäßigen Arbeitszeit ihre Freiheit benutzen und das Weite suchen; doch sind solche Fälle verhältnismäßig selten.

In Kilwa versuchte ich ebenfalls, eine Anzahl Höriger freizukaufen; doch gelang es mir nicht und mußte nun schwarze Arbeiter gegen einen festen Lohn anwerben lassen. Es waren 120 Mann, die einen Monatslohn von 10 bis 12 Rupien erhielten bei einer täglichen Arbeitszeit von 10 Stunden.

Nun wurde sofort mit der Urbarmachung des Bodens begonnen; das auf dem Lande stehende Buschwerk wurde niedergehauen und die Bäume gefällt. Nur hie und da blieb einer der mächtigen Baumriesen stehen, weil deren Ausrodung zu viel Arbeit verursacht haben würde. Das Strauchwerk und das Gestrüpp wurden verbrannt; das Holz der Bäume wurde aufgeschichtet, um später als Heizmaterial für die Maschinen des Dampfpflugs zu dienen.

Dieses wichtige Kultivationsmittel wurde aus einer Fabrik bei Magdeburg bezogen und sollte mit dem Dampfer „Kanzler" im August in Kilwa eintreffen.

Zur bestimmten Zeit legte auch das Schiff auf der Rhede von Kilwa an. Da aber die großen Seeschiffe wegen der geringen Tiefe des Wassers an der Küste weit vom Lande ankern müssen, kann die Ausschiffung der Güter nur durch größere Boote mit

geringem Tiefgang, sogenannte Leichter, vermittelt werden. Ich wußte nun, daß die Tragfähigkeit der Leichter im Hafen von Kilwa zu gering war, um die schweren Maschinen an Land zu schaffen und hatte deshalb den Gouverneur in Dar es Salaam um leihweise Ueberlassung des viel größeren Regierungsleichters gebeten.

Der Dampfer kam an und hatte wohl meine Maschinen, aber nicht den Leichter aus Dar es Salaam mitgebracht. Der Kapitän erklärte, der Gouverneur lasse wegen des stürmischen Wetters den Leichter nicht mitgehen, wenn nicht vorher eine Kaution von 20 000 Mk. gestellt würde.

Nun war guter Rat teuer. Wir versuchten zuerst mittels einiger arabischer Dhau's die Maschinen vom Schiff zu bekommen; aber die Sache war für die leichten Segler zu gewagt und sie kamen in Gefahr, wegen der großen Ueberlast umzuschlagen. Wir mußten diesen Plan aufgeben.

Nun sagte mir der Kapitän, daß er nicht mehr länger warten könne, da er zur bestimmten Zeit in den südlichen Häfen der Küste eintreffen müsse. Er wolle die Maschinen mitnehmen und sie bei seiner Rückfahrt in Dar es Salaam ausladen. Selbstverständlich müsse ihm die weitere Fracht vergütet werden.

Das waren schöne Aussichten! Zunächst mußte ich noch längere Zeit auf meine Maschinen warten, und dann hatte ich das Vergnügen, die unfreiwillige Fahrt der schweren Frachtstücke noch extra zu bezahlen. Es war aber nicht zu ändern. Mit sehr gemischten Gefühlen sah ich am nächsten Tage den Dampfer die Anker lichten und nach Süden weiterfahren. Mißmutig kehrte ich auf meine Plantage zurück.

Als ich am andern Morgen, über mein Mißgeschick nachgrübelnd, beim Frühstück saß, wurde mir ein Bote aus Kilwa

gemeldet. Der brachte die Nachricht, daß der „Kanzler“ gleich nach seiner Abfahrt von der Rhede einen Maschinendefekt bekommen habe und zur Reparatur nach Dar es Salaam zurückzufahren müsse.

Das war aber Glück im Unglück! Sofort fuhr ich nach Kilwa und ging an Bord eines aus dem Süden kommenden Dampfers, der den „Kanzler“ ins Schlepptau nahm und nach Dar es Salaam brachte.

Dort stellte ich die verlangte Kaution, die Maschinen wurden auf den Leichter verladen, der von dem Regierungsdampfer nach Kilwa geschleppt wurde.

Dort hatten wir wegen des hohen Ufers und der schlechten Wege noch manche Schwierigkeiten zu überwinden; erleichtert atmete ich auf, als endlich die Maschinen gebrauchsfertig auf der Plantage standen.

Nun ging es aber mit frischem Mut ans Werk. Bald dampften die Lokomotiven und zogen den schweren Dampfpflug durch den Boden. Dieser wurde von den ausgerissenen Wurzeln gereinigt und mit Baumwollsamen bestellt.

Die Kultur der Baumwolle geschieht in folgender Weise:

Die unserer Wicke ähnlichen Körner werden zu je 4 oder 5 Stück in einer Entfernung von 80 bis 100 Centimeter in den weichen Boden gelegt. Dabei gehen zwei Leute mit einer etwa 50 Meter langen Leine, an welcher in dem oben bezeichneten Abstand sichtbare Zeichen (Knoten oder Lappen) angebracht sind, langsam über die zu bestellende Fläche, indem sie die Schnur immer in der gleichen Entfernung weiter einschlagen. Hinter der Leine gehen die Arbeiter mit den Samensäckchen, legen an der Stelle des Knotens in die mit einer kleinen Hacke gemachte

Vertiefung die Samenkörner ein und treten die Löcher mit dem Fuße zu.

Schon nach wenigen Tagen erscheinen die jungen Pflanzen. Von diesen werden die schwächeren entfernt bis auf zwei, von denen beim Größerwerden der Stauden auch noch die geringere weggenommen wird. In den folgenden Wochen muß der Pflanzer auf peinliche Reinhaltung der Kulturfläche von Unkraut besorgt sein, bis sich die Reihen der Pflanzen geschlossen haben.

Die Baumwollpflanze wächst buschartig auf. Um das zu üppige Hochschießen zu verhindern, bricht man bei etwa Meterhöhe die Spitze aus. Der Strauch wird je nach Güte des Bodens 1½ bis 2 Meter hoch. Etwa nach dreimonatlichem Wachstum erscheinen die malvenartigen Blüten, aus denen sich drei- oder vierfächerige Kapseln entwickeln. Diese springen zur Zeit der Reife, etwa 5 bis 6 Monate nach der Aussaat, auf und es quillt flockenartig die weiße Baumwolle heraus, die von den Schwarzen abgenommen und in Magazinen aufgestapelt wird.

Diese Rohbaumwolle wird durch Maschinen von den in den Flocken befindlichen Samenkernen gereinigt und zu Ballen gepreßt, deren jeder auf das Gewicht von 5 Centner gebracht wird. Mit Jute-Leinwand verpackt und mit Eisenbändern verschnürt ist sie dann zum Versand fertig.

Die Kerne (Baumwollsamen) werden in Säcken nach Europa verschifft und geben das bekannte Baumwollöl; die nach dem Pressen verbleibenden Rückstände werden als Oelkuchen zu Viehfutter verwendet.

Der Baumwollbau in Ostafrika hatte eine große Zukunft. Zunächst ist die Qualität der dort gewachsenen Baumwolle mindestens gleichwertig der egyptischen, die bekanntlich besser als die amerikanische ist. Wenn man dann bedenkt, daß wir Deutsche

jährlich über 500 Millionen Mark für Rohbaumwolle an das Ausland zahlen, so wird man die wirtschaftliche Bedeutung dieser Kulturpflanze für unser Vaterland ermessen können, wenn der Anbau sich in der begonnenen erfolgreichen Weise weiter entwickelt hätte. Leider hat uns der unglückliche Krieg auch in dieser Beziehung eine schwere Wunde geschlagen.

Die Neueinrichtung der Plantage und die Urbarmachung des Bodens, sowie die erste Baumwollernte nahmen meine Tätigkeit in diesem Jahre so in Anspruch, daß ich für meinen Lieblingssport die Jagd, fast gar keine Zeit übrig hatte. Nur selten konnte ich mich auf einige Stunden frei machen, und einige Schopfantilopen und Buschböcke waren meine ganze Jagdbeute. Dabei war das an die Plantage grenzende Hinterland nicht etwa wildarm. Das bewies das häufige Vorkommen der großen Raubtiere, die immer nur da ihren Standort wählen, wo sich viel anderes Wild aufhält. Löwen und Leoparden konnten wir öfters ganz in der Nähe meiner Wohnung spüren; mein treuer Begleiter, eine starke, englische Dogge, wurde mir zwischen den Gebäuden von einem Löwen geschlagen und im Busch zerrissen und aufgefressen.

Ich saß an dem betreffenden Abend mit zwei deutschen Beamten auf der Veranda am Tische. Neben mir lag der Hund; auf dem Hofe war alles ruhig, denn die Schwarzen hatten sich längst in ihre Hütten zurückgezogen.

Da hob auf einmal das Tier den Kopf und witterte einige Sekunden knurrend nach der Seite hin, woher der Wind kam. Plötzlich sprang er laut bellend auf und verschwand im Nu zwischen den Wirtschaftsgebäuden.

Da ich fürchtete, er könne einen verspätet heimkehrenden Schwarzen anfallen, pfiff ich ihn zurück. Er kam aber nicht; sein Bellen wurde vielmehr immer wütender.

„Was hat der Hund nur", sagte ich und ging mit der Büchse nach dem Platze zu, wo die Dogge Standlaut gab. Einer der Beamten ging mit der Laterne neben mir her. Ehe wir aber an die Stelle kamen, wo eben noch das Bellen erschallte, brach dieses mit einem schrillen Schrei ab; noch ein kurzes, gurgelndes Heulen — und alles war still. Schnell eilten wir vorwärts, fanden aber weder den Hund, noch die Ursache seines wütenden Lautgebens.

Hier liegt Schweiß (Blut) sagte mein Begleiter und leuchtete auf eine Stelle, wo der Boden aufgewühlt und stark gerötet war. Bei näherem Zusehen fanden wir auch die Abdrücke der Pranken eines Löwen, der augenscheinlich den Hund niedergeschlagen und fortgeschleppt hatte.

Das treue Tier tat mir leid, und ich bedauerte sehr, daß ich durch dringende Geschäfte abgehalten war, den Tod meines treuen Begleiters durch die Jagd auf Löwen zu rächen. Doch gab ich einem Maschinisten, der mich schon mehrmals darum gebeten hatte, die Erlaubnis, auf Raubwild Fallen zu stellen.

Von den schweren Fangeisen, wie sie dort für starke Raubtiere verwendet werden, war jedoch keines vorhanden, und so versuchte es der Mann ohne mein Vorwissen mit der unweidmännischen Art des Schlingenstellens.

Dazu nahm er die dünnen Drahtseile, mit denen die schweren Stahltaue für den Dampfflug verschnürt gewesen waren und stellte die Schlinge auf einen Wildwechsel, der in letzter Zeit auch mehrmals von einem Löwen benutzt worden war.

Mehrere Tage sah er nach, ob sich etwas gefangen habe, aber immer kam er enttäuscht zurück. Da stürzte er eines Morgens in großer Aufregung in meine Wohnung und erzählte fast atemlos, „es habe sich ein Löwe in der Schlinge aufgehängt."

Ich lachte ihn aus, ging aber auf sein Drängen doch mit an die Stelle, wo die Schlinge stand. Da sah ich das Unglaubliche: ein starker Löwe hing tatsächlich erdrosselt und mausetot an dem Drahtseil. Dieses war straff über einen ganz tief stehenden Ast gespannt, so daß ich mir den Hergang der Sache gar nicht erklären konnte. Nach näherer Untersuchung stellten wir fest, daß der Löwe mit dem Kopf und der linken Vorderpranke gleichzeitig in die Schlinge geraten war. Er hatte wohl dann bei dem Versuch, sich zu befreien, einen hohen Sprung gemacht; das Drahtseil war in einer Astgabel des aufschnellenden Stammes hängen geblieben, und das starke Tier wurde jämmerlich erdrosselt.

Ich bedauerte es fast, daß der mächtige König der Tiere hier ein so unrühmliches Ende gefunden hatte; doch fühlte ich auch wieder eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß es wahrscheinlich derselbe Löwe war, der meinen treuen Hund getötet hatte.

Erste größere Jagdreise. Elefantenjagd. Knapp dem Tode entronnen. Jagdbilder vom Utungi-See.

Im zweiten Jahre meiner Tätigkeit auf der Plantage sah ich mich durch verschiedene Umstände veranlaßt, mein Verhältnis zu der Pflanzungsgesellschaft zu lösen und die Stelle als Leiter des Unternehmens niederzulegen. In der Hauptsache war es der Wunsch, mich möglichst bald selbständig zu machen und eine eigene Plantage anzulegen. Da mir mehrere bekannte Farmer aus dem Rufiji-Gebiet dieses Land als sehr aussichtsreich geschildert hatten, beschloß ich zunächst eine Erkundigungsreise in den dortigen Gegenden zu unternehmen. Nicht zuletzt war es aber auch die so lang entbehrte Jagdgelegenheit, die mich mächtig nach den überaus wildreichen Gebieten zog.

So rüstete ich denn eine kleine Expedition, ähnlich meiner früheren in das Hinterland von Lindi aus und marschierte zu Anfang des Juli 1908 am rechten Ufer des Matandu-Flusses stromaufwärts nach Westen.

Der Pfad führte meist durch ebenes, zuweilen welliges Land, die richtige afrikanische Baumgrassteppe. Hie und da passierten wir Eingeborenen-Niederlassungen, deren Hütten von Mais und Hirsefeldern umgeben waren.

Am Abend des zweiten Tages erreichten wir den Maliwe-See, an dessen Ufer ich meine Leute die Zelte aufschlagen ließ. In dem flachen, schlammigen Wasser gewahrte ich mehrere Flußpferde und eine Menge Krokodile. Ein Herankommen auf Schußweite war aber nicht möglich, weil ein breiter, 5 bis 6 Meter hoher Schilfgürtel den ganzen See umsäumte.

Kurz vor Eintritt der Dunkelheit tauchten plötzlich ganz in der Nähe des Lagers zwei Wasserböcke vor mir auf. Sie stutzten und wurden eine kleine Strecke weit flüchtig. Doch gelang es mir, das stärkere Stück mit einem guten Blattschuß zu erlegen.

Bei dieser Art Antilopen trägt nur das männliche Tier ein Gehörn, das etwa 60 bis 70 Zentimeter hoch wird. Es ist im Gegensatz zu dem Kopfschmuck der meisten anderen Antilopen grau und an den nach vorn gerichteten Spitzen schwarz gefärbt.

Der Wasserbock sieht unserem Edelhirsch sehr ähnlich und erreicht auch das Gewicht eines starken deutschen Zwölf- oder Vierzehnenders. Das Wildbret ist sehr zäh und grobfaserig und deshalb von dem Europäer nicht besonders geschätzt. Meinen Schwarzen aber mundete es recht gut, wenn sie auch ihre Kauwerkzeuge etwas mehr anstrengen mußten. Am nächsten Morgen wurde früh aufgebrochen, da wir einen starken Tagesmarsch bis zum nächsten Uebergang über den Matandu zu machen hatten.

Dort wohnte der Jumbe Caprima, der unserer Schutztruppe im letzten Aufstand (1905) wichtige Dienste geleistet hatte. Ich wollte hier einen landskundigen Jäger anwerben, der auf diesem Zuge mein ständiger Jagdbegleiter sein sollte.

Der Jumbe empfing mich sehr freundlich und hätte mir gern einen seiner erwachsenen Söhne zur Verfügung gestellt, aber sie waren alle abwesend und befanden sich auf Jagdzügen in der weiteren Umgebung. Jedoch benachrichtigte er einen in seinem Dorfe wohnenden schwarzen Jäger, der aus dem Kongostaat stammte und schon größere Jagdexpeditionen mitgemacht hatte. Dieser kam und erklärte sich bereit, vorläufig für einen Monat mein Führer zu sein.

Der nächste Tag war noch als Rasttag bestimmt da unser Weitermarsch jetzt durch unbewohntes, wasserarmes Gebiet führte und meine Leute sich vorher noch etwas verproviantieren mußten.

Mehrere Tage ging es nun durch Buschwald dahin, ohne daß wir eine Niederlassung der Schwarzen antrafen. Am dritten Abend, als ich eben das Lager aufzuschlagen befahl, kam einer der letzten Träger und meldete, daß sein Vordermann von einer Schlange gebissen worden sei.

Gleich darauf kam auch der arme Kerl angehumpelt, war aber schon so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Sein Unterschenkel war stark angeschwollen, und die tiefen Bisse waren genau zu sehen. Nun hatte ich leider keine Medizin gegen Schlangenbiß, da ein solches Mittel bei der Zusammenstellung meiner Medikamente vergessen worden war.

Da erwies sich mein neuer Jäger als Retter in der Not. Schnell eilte er in den Busch und kam nach kurzer Zeit wieder, im Munde frische Blätter und Wurzeln zerkauend. Den Brei legte er dem Gebissenen auf die Wunde; nach kurzer Zeit schon fiel die Geschwulst, und der Schwarze konnte wieder gehen. Nach einigen Tagen war er geheilt. Ich hätte nun gern von dem Neger das Mittel erfahren; aber der Mann machte allerhand Ausflüchte und blieb auch bei Versprechung von Belohnungen unzugänglich. Solche Künste hüten die Schwarzen dem Europäer gegenüber als strenges Geheimnis.

Bei unserem Weitermarsch am nächsten Tage sahen wir etwa einen Kilometer weit vor uns auf einer Anhöhe eine kleine Herde Gnu's, die äsend in die Ebene hinabzogen. Trotz der geringen Deckung — das Gras und die Büsche waren augenscheinlich erst vor kurzer Zeit abgebrannt — gelang es mir auf 150 Meter heranzukommen und zu schießen.

Das getroffene Stück, ein starker Bulle, zeichnete und ging mit dem Rudel ab. Nach wenigen Fluchten aber taumelte er

seitwärts und brach zusammen. Die übrigen Tiere blieben stehen und äugten nach ihrem gefallenen Kameraden. Ich konnte mich noch einmal anbirschen und ein zweites Stück erlegen. Auch jetzt wurden sie noch nicht flüchtig, und meine Schwarzen drängten mich, noch weiter zu schießen. Ich tat es aber nicht, da wir jetzt vorläufig Wildbret genug hatten, und ich es nie über mich bringen konnte, ein Tier zwecklos zu töten, wie es manche europäische Jäger tun, um später mit der großen Zahl des erlegten Wildes prahlen zu können.

Die beiden erbeuteten Stücke gehörten der Gattung des Streifengnus an, das ungefähr die Größe und Schwere eines zweijährigen Rindes erreicht. Die Grundfarbe ist dunkelgrau mit hellen Streifen, die wie beim Zebra mit den Rippen parallel laufen. Der Schwanz ist dem unseres Pferdes ähnlich; nur beginnen die langen Haare erst im zweiten Drittel des Schweifes und reichen bis zirka 25 Zentimeter über die Hufe.

Ich ließ nun bei den beiden erlegten Gnu's das Lager aufschlagen, da das Abstreifen und Zerlegen des Wildes immerhin mehrere Stunden in Anspruch nahm. Für mich ließ ich bloß ein Stück der Leber und die Filets zurücklegen, das übrige wurde unter die Träger verteilt.

Im Nu prasselten die Feuer, und jeder beeilte sich, ein möglichst großes Stück für die Abendmahlzeit zu kochen. Dabei benutzten je 3 oder 4 einen Topf, und bald ging das Kauen und Schmatzen und das Zerren und Reißen los, denn zu einem richtigen Garwerden des Wildbrets ließen es die Burschen nicht kommen. Es ist kaum glaublich, welche Mengen Fleisch ein Neger auf einmal vertilgen kann. So enthaltsam er sonst gewöhnlich ist, so unmäßig zeigt er sich, wenn, wie hier, großer Vorrat davon vorhanden ist.

Wenn dann endlich der Negermagen nichts mehr annimmt, wird der Rest des Wildbrets zum Mitnehmen präpariert. Zu

diesem Zweck schneiden sie die größeren Stücke in schmale Streifen, die auf einem schnell hergestellten Holzroste über dem Feuer getrocknet und zugleich geräuchert werden. So hält sich das Fleisch, das die Träger in Bündel an ihre Lasten befestigen, wochenlang.

In vergnügter Stimmung ging es am nächsten Tage weiter. Gegen Abend erreichten wir eine kleine Ansiedlung, wo ich die ersten Bakatenfelder in dieser Gegend sah. Diese Knollenfrucht ähnelt unserer Kartoffel und ist ein Hauptnahrungsmittel der dortigen Neger.

Am folgenden Tag erreichten wir nach einem starken Marsch den Lugonja, einen Steppenfluß, der wie viele afrikanischen Flüsse, nur zeitweise Wasser führt. Die tieferen Stellen trocknen aber hier nur selten aus; auch findet man, wenn man im Flußbett gräbt, fast überall in geringer Tiefe Wasser. Die bleibenden Wasserlöcher bilden die Tränkstellen des verschiedenartigsten Wildes, dessen Fährten und Spuren wir hier massenhaft antrafen.

Mein besonderes Interesse erregten die zahlreichen frischen Elefantenfährten, die aus allen Richtungen nach dem Wasser hin führten. Ich beschloß deshalb, hier einige Tage zu bleiben und ließ die Zelte in der Nähe eines kleinen Negerdorfes aufschlagen.

Die Bewohner der Niederlassung kamen alsbald herbei, und als sie hörten, daß ich Elefanten schießen wolle, verrieten sie große Freude, denn die riesigen Dickhäuter richteten an ihren Feldern schweren Schaden an.

Am nächsten Tage saß ich eben bei meinem Frühstück, da meldete mein Jäger mir die Ankunft mehrerer Dorfleute, die bei Tagesanbruch Elefanten auf ihren Aeckern gesehen haben wollten. Ich ging mit ihnen und fand die frische Fährte eines Elefanten, der auf einem Bohnenfelde geäst und dann zurück ins Pori gezogen war.

Mit meinem Jäger und mehreren anderen Schwarzen folgte ich der Fährte, die jedoch wegen des harten Bodens nur schwer zu halten war. Sie führte in einen etwa eine Stunde vom Dorfe entfernten dichten Busch, den man etwa in 20 Minuten umgehen konnte. Ich umschlug das Dickicht und stellte fest, daß der Elefant noch darin sein müsse. Vorsichtig drang ich nun mit zwei Schwarzen auf dem Einwechsel in den Busch ein; mein Koch, ein gewandter, mutiger Bursche voran, ich mit der Repetierbüchse (11,2 mm, Mantelgeschoß, 4 g Blättchenpulver) dicht hinter ihm und mir folgend mein Jäger mit der Reservebüchse. Der stachelige Unterwuchs erschwerte sehr das Vorwärtskommen, und das dichte Geäst hinderte uns, weiter als einige Meter vor uns zu sehen.

Plötzlich blieb der vorangehende Schwarze stehen und deutete stumm auf eine schmale Lücke in den Zweigen. Trotz angestrengten Sehens konnte ich im ersten Augenblicke nichts Ungewöhnliches erkennen. Dann fiel mir aber eine mehrere Hand breite, graue Fläche auf, deren Fortsetzung nichts anderes als der Rücken des Elefanten sein konnte. So war es auch. Kaum 15 Meter vor uns saß das gewaltige Tier, jedoch verdeckte das dichte Gerank den Riesenkörper so, daß man nicht einmal seine Lage feststellen konnte. Ich durfte aber annehmen, daß der Kopf von mir abgewandt war, sonst hätte das Tier uns bei der kurzen Entfernung doch sehen oder wittern müssen. Der Elefant wittert bei günstigem Winde sehr gut, während Gesicht und Gehör weniger scharf zu sein scheinen. Ein geringes Geräusch achtet er nicht, ein verdächtiger Luftzug aber veranlaßt ihn sofort zur Flucht.

Wir standen nun eine ganze Weile still und erwarteten jeden Augenblick das Aufstehen des Riesen. Mein Herz begann bedenklich zu klopfen, und langsam kroch das Jagdfieber an mich heran.

Da — mit einem Ruck — mit einer Schnelligkeit, die ich niemals einem solchen Koloß zugetraut hätte, stand er auf den Läufen.

Zugleich drehte er sich etwas nach links, so daß ein Teil des Kopfes mit den gewaltigen Ohren und Stoßzähnen sichtbar wurde.

In diesem Moment sah ich auch meinen Koch, der sich beim ersten Erblicken des Elefanten hinter mich zurückgezogen hatte, mit der anderen Büchse kaum 10 Meter seitwärts von dem Tier stehen. Der dreiste Bursche hatte dem Jäger das Gewehr, unter dem Vorwande, daß er besser damit umzugehen wisse, abgenommen und hatte von der Seite her den Elefanten angebirscht, wodurch wahrscheinlich auch dessen plötzliches Aufstehen veranlaßt worden war. Der Schwarze schoß jedoch nicht, und auch ich war mir im Augenblick nicht darüber klar, wohin ich bei dem großen Ziel mein Geschoß richten sollte. Bei dem Riesenkörper verspricht nur der Schuß ins Gehirn ein sofortiges Stürzen des Elefanten, und wo die sicherste Stelle war, wußte ich damals noch nicht. Ich hielt also auf die Mitte der breiten Ohrfläche und drückte ab. Die Kugel hatte aber den richtigen Fleck nicht getroffen, denn mit einer scharfen Wendung nach rechts ging der Elefant durch den Busch ab, dabei armsdicke Stämme und Aeste wie Streichhölzer niederbrechend.

Nach dem Schuß sah ich meinen Koch mit schlangenartiger Geschwindigkeit durch die Büsche gleiten und dem angeschossenen Elefanten folgen. Gleich darauf fielen zwei Schüsse, noch ein weithin hörbares Brechen, und dann war alles still.

Ich beeilte mich nun, aus dem Busch zu kommen, um vielleicht im Freien noch einen Schuß auf den Dickhäuter anbringen zu können. Bald hatte ich die Stelle, wo der Elefant aus dem Holze ausgebrochen war, gefunden. Eine starke Schweißfährte zeigte mir auch die Richtung, die das Tier nach der Grassteppe genommen hatte; von dem Elefanten selbst, sowie auch von meinem schwarzen Koch sah ich nichts. Aus dem hellen, blasigen Schweiß aber erkannte ich, daß die letzten Schüsse die Lunge getroffen haben mußten.

Ich folgte der Fährte, auf welcher der Schweiß allmählich schwächer wurde bis zum Nachmittag, in der Hoffnung, den Elefanten verendet zu finden, aber vergebens. Auch die am nächsten Tage vorgenommene Nachsuche war ohne Erfolg. Dabei kamen mir noch drei andere Elefanten zu Gesicht, die mich aber zu früh bemerkten und flüchtig abgingen.

Aber auch mein Koch war und blieb verschwunden. Wie mir die im Lager zurückgebliebenen Träger bei meiner Rückkehr sagten, war er, als ich der Schweißfährte des Elefanten folgte, zurückgekehrt und hatte die Büchse, mit der er geschossen, in mein Zelt gestellt. Darauf sei er weggegangen und nicht wiedergekommen.

Die Sache war mir rätselhaft. Zuerst glaubte ich, das schöne Repetiergewehr habe es ihm angetan und er habe damit das Weite gesucht. Nachdem er aber die Büchse zurückgebracht, konnte ich nur annehmen, daß er aus Furcht vor Strafe wegen seines unbefugten Schießens sich davon gemacht hatte. Ich habe den anstelligen Burschen ungern verloren, und wäre froh gewesen, wenn er wiedergekommen wäre.

Den angeschossenen Elefanten fand ich trotz mehrtägigem Suchen nicht. Später, als ich das zweite Mal durch diese Gegend kam, erzählten mir die Schwarzen, daß Honigsucher das verendete Tier gefunden und die Zähne an das Bezirksamt abgeliefert hätten. Da ich nicht nachweisen konnte, daß diese Zähne von meinem angeschossenen Elefanten stammten, konnte ich keinen Anspruch darauf machen, und so waren die Trophäen von meinem ersten Elefanten, die einen Elfenbeinwert von mindestens 1000 Mark hatten, für mich verloren.

Nach etwa achttägigem Aufenthalt brach ich von meinem bisherigen Lager auf und erreichte am nächsten Tage den Utungi-See, der bei einer Breite von 400 bis 500 Meter sich etwa 8 Kilometer von Osten nach Westen hinzieht. Am westlichen Ende wird er durch eine weit vorspringende Landzunge in zwei Zipfel ge-

spalten. Die Ränder des kaum 2 Meter tiefen, sehr schlammigen Wassers sind mit dichtem Gebüsch und hohem Schilf bewachsen. Durch dieses führten die Wechsel des verschiedenartigsten Wildes, das, wie der Augenschein bewies, hier in Massen täglich zur Tränke zog.

Die Aussicht auf reiche Jagdbeute, insbesondere aber die vielen Elefantenfährten bewogen mich, hier das Lager aufschlagen zu lassen.

Gleich am nächsten Morgen schoß ich eine Streifenantilope, und ein Gnu, und füllte damit wieder die Fleischtöpfe meiner Träger, die ob des ungewohnten üppigen Lebens sehr vergnügt waren und große Vorräte von getrocknetem Wildbret aufstapeln konnten.

Dann suchte ich mit meinem Jäger die Fährten der Elefanten auf, von denen eine ganze Herde während der Nacht in dem Wasser gebadet haben mußte, denn das Getöse und das Geplatsch, das sie dabei verursachten, war stundenlang zu hören gewesen.

Wir fanden bald mehrere tief ausgetretene Wechsel der großen Dickhäuter und folgten ihnen in die Grassteppe, in der Hoffnung, recht bald das ersehnte Wild vor uns zu haben. Doch Stunde um Stunde verrann, ohne daß wir einen Elefanten zu Gesicht bekamen. Endlich, als wir den Fährten etwa 12 Kilometer gefolgt waren, erblickten wir an einem Busch zwei weibliche Elefanten, von denen jeder ein Junges führte. Die Babys waren etwa einen Meter hoch und schienen noch Säuglinge zu sein, denn sie hielten sich immer dicht bei den Alten!

Ich ließ sie ungestört und wollte mich langsam zurückziehen; aber die Mütter hatten mich schon eräugt und setzten sich sofort in einen scharfen Paßgang, wobei sie die Jungen manchmal vor

sich herschoben, wenn sie nicht recht mit ihnen Schritt halten konnten.

Immer weiter folgten wir dem Elefantenwechsel, der hier hohlwegartig ausgetreten war und sich meilenweit durch die herrliche Parklandschaft hinzog. Die dortige Gegend verdient tatsächlich diesen, etwas nach europäischer Kultur klingenden Namen. Aus der weiten Grasebene heben sich wie Inseln aus dem Meere viele mit prächtigem Baumwuchs bestandene kleine Wälder hervor, die von weitem gesehen, wie künstlich angelegte Baumgruppen einer Parkanlage aussehen.

Bei einer dieser Parkinseln sah ich plötzlich an einer Biegung des Pfades einen einzelnen Elefanten stehen. Ich war, da das hohe Gras die Aussicht versperrte, bis auf 30 Meter an das Tier herangekommen. Es hatte uns ebenfalls noch nicht bemerkt und äste ruhig an den Zweigen des Baumes weiter. Da der Kopf von mir abgewandt war, konnte ich nicht sofort schießen und drückte mich, den nachfolgenden Schwarzen ein Zeichen gebend, hinter den nächsten Baum. Erst nach etwa drei Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, trat der Elefant einige Schritte weiter und drehte dabei den Kopf seitwärts. Im nächsten Moment schlug auch mein Geschoß zwischen Auge und Ohr ein. Wie vom Blitz getroffen, knickte der Riese zusammen und lag regungslos da, als ob er nie gelebt hätte. Das Geschoß war von der Seite quer durch das Gehirn gegangen und hatte das sofortige Verenden herbeigeführt. Dennoch trat ich nicht sofort an den daliegenden Elefanten heran, sondern stand mit schußfertiger Büchse noch einige Minuten seitwärts von dem Tier, um ihm bei dem etwaigen Versuch, noch einmal hoch zu werden, den Fangschuß zu geben. Doch erwies es sich als nicht nötig; der Elefant rührte kein Glied mehr. Nur ein leises Zittern ging durch den mächtigen Körper; dann war alles vorbei: Jetzt erst wagte ich es, näher heranzugehen und meine mächtige Beute näher zu

betrachten. Es war ein Bulle von bedeutender Stärke, die Stoßzähne entsprachen jedoch nicht der Größe des Elefanten. Immerhin wog der eine 50, der andere 48 Pfund.

Ich wollte nun sofort diese wertvollen Trophäen aus den gewaltigen Kiefern heraushauen lassen. Doch mein Jäger meinte, wir sollten uns diese mühsame Arbeit sparen. Die Elefantenjäger ließen das geschossene Tier mehrere Tage liegen und könnten dann, wenn der Kadaver anfange, in Verwesung überzugehen, die Zähne ohne Anwendung von Axt und Säge herausziehen.

Trotzdem mir die Sache etwas gewagt schien, folgte ich dem Rat des Schwarzen. Die Gegend war dort auf große Entfernungen hin unbewohnt und auch von anderen Jägern hatte ich keine Spur gefunden, so daß ich kein Abhandenkommen der Zähne zu befürchten hatte. Doch muß ich gestehen, daß ich während der nächsten Nächte nicht ruhig schlief und mehr als einmal von gestohlenen Elefanten träumte.

Bevor wir jedoch den Platz verließen, schnitt mein Jäger die Schwanzquaste des Elefanten ab und übergab sie mir. Ich wußte nicht recht, was er damit wollte und dachte, das habe dieselbe Bedeutung, als wenn bei uns dem Erleger eines größeren Stückes Wild ein Baumzweig als „Bruch" überreicht wird. Um aber diese gewichtige Trophäe mit den fast bleistiftstarken Borsten an den Hut zu stecken, schien sie mir doch etwas schwer.

Als ich ihn fragend anschaute, gab er mir zu verstehen, daß durch das Abschneiden des Schwanzbüschels das Tier als Eigentum des Schützen gezeichnet sei, wodurch ihm sein Recht gewahrt bleibe, falls etwa ein Unbefugter den Elefanten finden sollte.

Wir traten nun den Rückweg ins Lager an. Ich war noch ganz erfüllt von meinem ersten großen Jagderfolge, als beim Passieren eines größeren Holzes mein Führer plötzlich stehen blieb und mir leise sagte, er höre in dem Busch Elefanten. Ich

horchte nach der angegebenen Richtung hin und vernahm nun auch deutlich das Knacken und Brechen von Aesten, die von den Dickhäutern mit dem Rüssel heruntergeholt und abgeäst werden.

Wir drangen möglichst geräuschlos vor und erblickten an einer lichten Stelle mehrere Tiere, die uns aber schon bemerkt haben mußten, denn zwei von ihnen äugten scharf nach uns hin. Gleich darauf stießen sie starke Trompetentöne aus und wandten sich zur Flucht.

Nun aber sah ich ein Schauspiel, wie es wohl auch ein afrikanischer Jäger noch selten zu sehen bekommen wird. An allen Enden des Busches brach und rauschte es, und als wir zurück an den Rand des Holzes eilten, bot sich unserem Auge ein grandioser Anblick.

Dreißig bis vierzig Elefanten gingen flüchtig in breiter Linie und in scharfem Paß über die Ebene dahin. Das Stampfen der säulenartigen Beine, dazwischen das unausgesetzte Trompeten verursachte ein Getöse, wie wenn ein Kavallerie-Regiment unter dem Geschmetter der Fanfaren zum Angriff über das Schlachtfeld braust.

An der Spitze waren 7 oder 8 starke Tiere; dann folgten eine große Anzahl kleiner und halbausgewachsener Elefanten und den Schluß machten etwa ein Dutzend der gewaltigen Riesen, die noch weit über einen Meter das mannshohe Gras überragten.

Starr von Staunen blickte ich den Tieren nach, bis sie in der nächsten Talsenkung meinen Blicken entschwunden waren, und sah dann nach meinem Jäger, der die ganze Zeit mit offenem Munde dagestanden hatte.

Eben wollte ich ihn fragen, ob er auch schon so viele Elefanten bei einander gesehen habe, aber das Wort erstarb mir im Munde. Kaum 50 Meter von uns entfernt trat eben aus dem

Holz noch ein riesiger Elefantenbulle mit solch' gewaltigen Stoßzähnen, wie sie wohl die vorsündflutlichen Tiere dieser Gattung gehabt haben mochten. Er ging ruhig dahin und schien uns gar nicht zu sehen, denn er machte keine Miene, wie die anderen flüchtig zu werden.

Der Anblick des mächtigen Tieres hatte mich einen Moment ganz außer Fassung gebracht, so daß ich nicht recht wußte, ob ich den Kampf mit dem Riesen wagen sollte.

Doch der Jagdeifer siegte, etwa 10 Meter vorspringend hielt ich auf den Kopf des Elefanten und drückte ab.

Aber durch das rasche Laufen und die Wendung des riesigen Tieres nach mir hin aufgeregt, saß mein Schuß schlecht. Auf den Knall drehte sich der Koloß wie ein Kreisel mehrmals um sich selbst, fiel aber nicht. Das zweite Geschoß hatte kein besseres Resultat; vielmehr stürzte jetzt der Elefant mit hochgehobenem Rüssel und schauerlichem Gebrüll auf mich los.

Die nächsten Minuten werde ich im Leben nicht vergessen und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte.

Als das Riesentier auf mich zuraste, gab ich schnell noch die beiden im Magazin der Büchse befindlichen Schüsse darauf ab. Doch mit unverminderter Schnelligkeit kam der Elefant näher. Hastig drehte ich mich um, um dem hinter mir stehenden Jäger die Reservebüchse aus der Hand zu nehmen, da sah ich zu meinem tödlichen Schrecken die Stelle leer und den Schwarzen eben in dem etwa 20 Meter entfernten Busch verschwinden.

Eiskalt überläuft es mich und einen Augenblick bin ich wie gelähmt. Wohl habe ich noch einen Rahmen mit Patronen in der Tasche, aber zum Laden ist es zu spät. Jetzt hängt das Leben an Sekunden; kann ich nicht vor dem wütenden Riesen den Busch erreichen, so werde ich in der nächsten Minute zu Brei zerstampft sein.

Ein eigentümliches Gefühl, wie ich es noch nie gespürt hatte, überkam mich; von den Zehen zog es aufwärts bis in die Haare, die sich sträubten und mir den Hut in die Höhe zu heben schienen.

Doch nur eine Sekunde dauerte diese Schwäche, da blitzte auch wieder die volle Lebenskraft in mir auf. Mit großen Sätzen eilte ich dem Dickicht zu, keine 10 Meter hinter mir der Elefant.

Jetzt hatte ich den Rand des Busches erreicht, machte noch zwei Sprünge gerade aus und warf mich nach einem Seitensprung platt hinter den Stamm eines dicken Baumes. Da raste auch das Ungeheuer schon dicht an mir vorbei, so daß es fast meine Stiefel berührte. Wie dünne Zweige brachen armsdicke Stämme und starke Aeste unter den Tritten des dahinstürmenden Tieres. Rasch schob ich einen Rahmen Patronen in die Büchse, um, wenn der Elefant zurückkommen sollte, den Kampf bis aufs äußerste zu wagen.

Aber er kam nicht zurück; als er noch eine Weile in dem Busch herumgetobt hatte, sah ich ihn etwa 150 Meter von mir entfernt aus dem Holz treten und langsam in der Richtung davonziehen, welche vorher die große Herde genommen hatte.

Ich hatte keine Lust, noch einmal mit dem gefährlichen Burschen anzubinden und blieb in meiner Deckung; im Stillen hegte ich aber die Hoffnung, ihn am nächsten oder einem der folgenden Tage verendet zu finden, da er doch schwer verletzt sein mußte. Aber alles Suchen war ohne Erfolg, ich habe seine Zähne nicht bekommen. Wo aber war mein Jäger geblieben? Gerade, als ich mich nach ihm umsehen wollte, kam er mit schmerzlichen Mienen aus dem Busch angehumpelt. Sein rechter Oberschenkel war blutüberströmt; ein handgroßes Stück Fleisch hing ihm am Bein herab. Er erzählte, daß, als er vor dem Elefanten geflüchtet sei und sich im Gebüsch versteckt habe, dieser über ihn hinweggerast sei und ihn mit dem Hufrand am Oberschenkel gestreift habe.

Ich verband ihn, so gut es ging, sagte ihm aber auch, das sei die Strafe dafür, daß er seinen Herrn im Stich gelassen habe. Wäre er bei mir geblieben, so wäre er wohl auch unverletzt davon gekommen. Die Wunde heilte übrigens sehr schnell; nach acht Tagen war er wieder marschfähig.

Das Erlebnis hatte mir gezeigt, daß die Jagd auf Elefanten einen ganzen Mann und kaltblütigen Jäger erfordert. Auch meine späteren Erfahrungen haben es mir bestätigt, daß sie viel gefährlicher als die Löwenjagd ist. Einen angeschossenen Löwen kann man, wenn er den Schützen annimmt, mit der Repetierbüchse immer noch von vorn niederschießen, vorausgesetzt, daß man kaltes Blut behält und nicht nervös wird. Aber bei einem anstürmenden Elefanten ist es sehr schwer, einen tödlichen Schuß anzubringen, da der emporgehobene Rüssel die kleine, den Sitz des Lebens bergende Stelle des Gehirns verdeckt und auch das stärkste Geschoß sich leicht an den riesigen Knochen des Schädels verschlägt. Ein Schuß auf den Stich (die Brust) verursacht wohl eine schwere, meist auch tödliche Verletzung; aber der Elefant stürzt nicht und behält noch Kraft genug, jeden sich ihm entgegenstellenden Feind niederzutreten und zu zermalmen. Erreicht er einen Menschen, so wirft er ihn mit dem Rüssel hoch in die Luft und zerstampft ihn nach dem Niederfallen mit den säulenartigen Beinen.

Treffend schildert der berühmte Afrikajäger C. Schillings, der einige Jahre vorher in jenen Gegenden jagte, einen Angriff des Elefanten in seinem Buche „Der Zauber des Eleleschos“: Er sagt: „Es gehört wohl zu den packendsten, aber auch furchtbarsten Erlebnissen, die ein Mann sich wünschen kann, von einem afrikanischen Elefanten gejagt zu werden. Der Angriff ist von unbeschreiblicher Furchtbarkeit. Er erfolgt plötzlich, unerwartet. Die gewaltige Gestalt des Riesen — die seine Erscheinung ins furchtbar Groteske verzerrende, eigenartige Stellung der Oh-

ren, die den gewaltigen Kopf plötzlich noch unendlich größer und gewaltiger erscheinen läßt — die unheimliche Schnelligkeit, mit der der Angriff sich vollzieht — das alles wirkt in einer Weise auf den vom Jäger zum „Gejagten" verwandelten Menschen ein, daß er es zeitlebens nicht vergessen kann".

Die einzige Rettung vor einem den Jäger verfolgenden Elefanten ist der plötzliche Sprung nach der Seite, da das Tier den Riesenkörper nicht so schnell drehen kann und bei schnellem Laufe noch eine Strecke gerade aus schießt. Doch hilft das Mittel auch nur kurze Zeit und wenn der Verfolgte einen Baum oder Busch erreichen kann; in der freien Ebene ist er unrettbar verloren.

Freilich gilt das Gesagte nur für den Fall, wenn ein einzelner Jäger die Jagd auf den Elefanten betreibt, wie ich es immer getan habe. Wenn mehrere Schützen zusammen einen Elefanten anbirschen und gleichzeitig schießen, wie es auch oft vorkommt, so ist die Sache natürlich viel leichter. So wurde mir von einem Herrn erzählt, der immer, wenn er einen Elefanten schußmäßig hatte, 3 oder 4 bewaffnete Begleiter nach den Läufen des Tieres feuern ließ, während er sein Geschoß nach dem Kopf richtete. Auf diese Weise stürzte das Tier fast regelmäßig im Feuer; es kam wenigstens nicht mehr hoch und konnte mit mehreren weiteren Schüssen getötet werden.

In den folgenden Tagen machte ich kleinere Ausflüge längs des Sees, jedoch weniger das Jagens wegen, als vielmehr das Kommen und Gehen der mannigfachen Tierarten zu beobachten, die hier an das Wasser zur Tränke zogen. Besonders interessant war das Bild zur Zeit der Abenddämmerung, wenn die durstigen Tiere von allen Seiten kamen, so daß ich manchmal wohl an 100 Stück Wild in meinem Gesichtskreis hatte.

Zuerst zeigen sich gewöhnlich die Wasserböcke in Rudeln von 3 bis 5 Stück, voran das Leittier, das erst einige Minuten sichernd

am schilfbewachsenen Ufer stehen bleibt. Es wittert nach allen Seiten hin und tritt dann, wenn es nichts Verdächtiges wahrnimmt, ins Wasser. Hinter ihm folgen die anderen Tiere, und nun laben sich alle an dem kühlen Naß. Minutenlang dauert das Trinken, bis auf einmal die Köpfe in die Höhe fliegen und die Tiere alle nach einer Richtung am oberen Seeufer hinäugen. Dort treten eben mehrere Gnus, gefolgt von einer Anzahl Kuhantilopen in den See. Sieben, acht — zehn Stück zähle ich, und noch viel stärkere Rudel werden an den unten liegenden Seeufern sichtbar. Ein Flußpferd schwimmt quer durch das Wasser, aber keines der Tiere schenkt ihm außer einem kurzen Blick weitere Aufmerksamkeit.

Die zunehmende Dämmerung verhindert bald den weiteren Ausblick; nur noch einige der neu angekommenen Tiere kann ich an der weißgestreiften Decke als Zebras erkennen.

Gerade will ich meinen Beobachtungsposten verlassen und nach dem nahen Lager zurückgehen, da läßt sich ein dumpfes Getöse hinter mir vernehmen. Auch die im Wasser stehenden Tiere sind aufmerksam geworden; ihr allgemeiner Aufbruch und schnelles Abgehen zeigt an, daß etwas Ungewöhnliches im Anzug ist. Immer näher kommt das Geräusch und zieht seitwärts an mir vorbei; die Sache hätte brenzelig für mich werden können, denn eine Herde Elefanten bricht kaum 150 Meter von mir durch das Schilf. Gleich darauf ein wüstes Platschen und Schnaufen und Blasen; die zunehmende Dunkelheit läßt mich kaum noch die Riesenkörper über dem Wasserspiegel erkennen; aber der von ihnen verursachte Lärm, der wohl eine Viertelstunde weit hörbar ist, sagt mir, daß mindestens ein Dutzend der gewaltigen Rüsselträger hier sein nächtliches Spiel treibt. Ich störe sie nicht und mache einen Umweg, um ihnen nicht in den Wind zu kommen; am nächsten Tage werde ich, ihren Fährten folgend, vielleicht Gelegenheit haben, mir die Gesellschaft etwas näher anzusehen.

Obwohl ich noch mehrmals in der folgenden Woche Elefanten zu Gesicht bekam, schoß ich doch keinen mehr, da es fast nur weibliche und halberwachsene Tiere waren, auf welche ich nur im Falle der höchsten Not meine Büchse richtete.

An einem dieser Tage holten wir auch die Zähne von dem kürzlich erlegten Elefanten, der zu einer unförmlichen Masse aufgedunsen war und einen entsetzlichen Geruch verbreitete. Bereits hatten auch schon die Geier und die Hyänen, die Totengräber der Steppe, an den leichter angreifbaren Teilen des Kadavers ihr Zerstörungswerk begonnen. Es ist kaum glaublich, in wie kurzer Zeit ein solcher Riesenkörper von den Aas fressenden Tieren aufgezehrt wird. Ihr feines Witterungsvermögen führt sie meilenweit herbei. In buntem Gemisch drängen sich Hyänen, Schakale, Geier und Marabus um die reichgedeckte Tafel. Noch sind nicht zwei Wochen verflossen, dann sind von dem mächtigen Tiere nur noch die borkige Haut und die riesigen Knochen übrig.

Wegen des fürchterlichen Geruches war es mir kaum möglich, nahe an den Kadaver heranzugehen und ich hielt mich meistens über Wind; meine Schwarzen aber gingen ohne ein besonderes Zeichen des Abscheues hinzu, schlangen starke Stricke um die weit vorstehenden Stoßzähne, ein Ruck — und die ganze Sippschaft lag auf dem Rücken. Der Zahn hatte schon so lose gesessen, daß wohl einer dieser Zahnärzte genügt hätte, ihn auszuziehen.

Beim Verlassen des Platzes machte ich noch eine interessante Beobachtung. Ich fand, daß der Pfad, an dem der Kadaver des Elefanten lag, täglich von mehreren anderen Artgenossen auf dem Hin- und Rückweg, wenn sie zum Wasser zogen, begangen worden war. Während sonst gewöhnlich das Wild beim Anblick eines toten Kameraden flüchtig wird und längere Zeit den Ort meidet, schien hier das „Memento mori“ auf die intelligenten Dickhäuter keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben.

Am Rufiji. — Steppenbrand. — Kampf zwischen Löwen und Elefanten. — Hyänenhunde und Rappenantilope. — Der steinerne Wald. — Rückkehr nach Kilwa.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalt am Utungi-See zog ich nach Norden weiter, um das Gebiet des Rufiji zu erreichen. Auf dem Wege passierte ich das Dorf des Jumben Mturuma, wo eben die Bewohner ein großes Fest feierten. Sie empfingen mich freundlich und erzählten, ein Weißer habe bei ihnen sein Lager aufgeschlagen und am vorigen Tage den Schrecken der ganzen Gegend, einen mächtigen Löwen, getötet. Dieser habe oft Menschen aus dem Dorfe geholt und selbst in ihren Hütten seien die Leute vor dem Untier nicht sicher gewesen. Nach Eintritt der Dunkelheit habe sich niemand mehr aus dem Hause gewagt; viele Schwarze seien wegen der gefährlichen Bestie aus der Gegend fortgezogen. Gestern Nacht habe der weiße „Bwana" den Uebeltäter in einer Falle gefangen und am Morgen totgeschossen. Sie führten mich auch an den Lagerplatz des Europäers, vor dessen Zelt die Haut mit dem mächtigen Kopf des Löwen aufgehängt war

Der Weiße selbst war nicht da, er war auf die Jagd in den Busch gezogen. Am Abend kehrte er zurück, und ich freute mich, in ihm einen mir befreundeten Jäger, den ich von Bagomoyo her kannte, begrüßen zu können. Wir verbrachten den Abend zusammen und tauschten unsere Erlebnisse aus.

Er hatte in der letzten Zeit mehrere starke Elefanten erlegt und gedachte nach einige Zeit hier zu bleiben. Von den Löwen erzählte er, daß es der frechste und gefährlichste Räuber im ganzen Bezirk gewesen sei. Seinen Koch habe er erst vor einigen Tagen dicht beim Zelte angefallen und nur dadurch, daß er selbst auf das

Geschrei des Kochs sofort mit der Büchse aus der Hütte gesprungen sei und auf den Löwen gefeuert habe, sei der Schwarze gerettet worden. Der Schuß sei in dem herrschenden Halbdunkel vorbeigegangen; er habe aber gestern den Löwen im Eisen, das er mit einer frischgelchossenen Antilope beködert hatte, gefangen. Das Tier sei mit der Falle noch weit in den Busch gegangen; doch habe er der Spur leicht folgen und den Löwen im Eisen erschießen können.

Am nächsten Tage zog ich mit meinen Leuten den Rufiji aufwärts und lagerte bei einer Farm, die einem Buren gehörte. Ich suchte den Besitzer auf und erkannte in ihm den früheren Inhaber eines „Hotels" in Dar-es Salaam, in dessen Wirtschaft ich früher mit meinen Bekannten manche Flasche geleert hatte.

Sein Geschäft war in den letzten Jahren schlecht gegangen, so daß er es nicht fortführen konnte. Er rettete so viel als möglich aus dem Schiffbruch und ging an den mittleren Rufiji, um Elefanten zu jagen.

In kaum acht Monaten hatte er mehr als 30 Stück erlegt und aus dem Erlös von Elfenbein soviel erworben, daß er sich eine schöne Pflanzung anlegen konnte.

Ich fragte ihn, wie das möglich gewesen sei, in dieser Gegend, wo ich auf den zweitägigen Marsch keine einzige Elefantenfährte gesehen habe, so viele Tiere zu schießen. Er lächelte und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Erst als ich meinen Boy einige Flaschen auspacken ließ, wurde er gesprächiger.

„Nun", meinte er, Ihnen kann ich es ja sagen; ich werde doch nicht mehr anderwärts auf Elefantenjagd gehen, und für Sie kann es vielleicht von Nutzen sein.

Als ich vor zwei Jahren in diese Gegend kam, gab es hier viele Elefanten, die ich anfangs auch auf die gewöhnliche Art jagte, indem ich ihren Fährten folgte. Bald aber merkte ich, daß

ich die Sache viel leichter haben konnte, ohne daß ich viel zu laufen hatte.

Auf meiner jetzigen Pflanzung stehen, vielleicht von früheren Ansiedlern her, viele Mangobäume, deren Früchte die Elefanten ganz besonders lieben. Ich fand nun, daß die Fährten immer wieder zu diesen Bäumen führten. Ich richtete mir nun in den Baumkronen Hochsitze ein, so daß mich die Tiere nicht sehen und auch nicht wittern konnten. Nun schoß ich die zu den Bäumen kommenden Elefanten von oben ohne Mühe und Gefahr in den Kopf, so daß sie jedes Mal auf dem Platze blieben.

Ich wußte nun, warum ich in dieser Gegend so wenig Wild und dessen Fährten gesehen hatte. Es ist in Afrika allgemein bekannt, daß da wo sich Buren niederlassen, der Wildstand in kurzer Zeit vernichtet ist. Die früher von allen Arten von Großwild wimmelnden, jetzt aber wildarmen Gebiete Südafrikas sind dafür der schlagendste Beweis.

Nach einigen weiteren Tagemärschen erreichte ich die Stromschnellen des Rufiji, wo die Schiffahrt auf diesem Fluß ein Ende hat. Herrliche Uferpartien zeigt hier der Strom, dessen breites Bett an einer Stelle durch mächtige Felsen eng zusammen gedrückt wird. Wild schäumend braust hier das sehr tiefe Wasser mit rasender Schnelligkeit dahin. Haushoch spritzt die weiße Gischt an den vorspringenden Kanten und aus dem Strom aufragenden Klippen empor, die tiefschwarz und wie glasiert aussehen. Dazu die üppige Vegetation und die mannigfaltige Tierwelt — ein prächtiges Bild! —

Oberhalb der Schnellen befand sich eine Fähre, die von einem schwarzen „Sol", einem früheren Unteroffizier der Schutztruppe, bedient wurde. Er war von der Militärstation Mahenge mit diesem Posten betraut worden und erhielt für seine Mühewaltung eine feste Vergütung, die sich ziemlich mit den eingenommenen Ueberfahrtsgeldern deckte.

Er bat mich, für ihn und seine Leute ein Flußpferd zu schießen, da sie kein' Fleisch und auch nur sehr wenig Munition hätten.

Ich konnte seine Bitte leicht erfüllen, da die Kibokos dort zahlreich vorkommen, auch gar nicht besonders scheu sind.

Bald hatte ich ein Stück erlegt, das der „Sol" mit seinen Leuten unter großem Jubel flußabwärts holte und bei der Fähre ans Land brachte.

Sogleich machten sie sich an das Abhäuten und Zerlegen des Tieres, wobei ihnen meine Träger fleißig halfen. Natürlich vergaßen sie auch nicht, bei der Verteilung des Fleisches ihr Deputat zu verlangen, obwohl sie mit Wildbret noch reichlich versehen waren.

Auf der linken Seite des Rufiji lag auch das große Jagdreservat von Wahehe, in welchem auf Anordnung der Regierung kein Wild geschossen werden durfte. Es wird im Südosten von dem in den Rufiji mündenden Ruhaha-Fluß begrenzt und umfaßt wohl mehr als tausend Quadratkilometer.

Hier ist wegen der herrschenden Ruhe ein großer Bestand an sämtlichem in Ostafrika vorkommenden Wild. Die ängstlichen Gemüter in Deutschland, die immer von der nahe bevorstehenden Ausrottung des afrikanischen Großwildes sprechen und schreiben, dürfen sich beruhigen und können versichert sein, daß es damit noch gute Wege hat. Drei Tage marschierte ich durch das große Gebiet und habe auf allen meinen Reisen noch nicht so viel Wild gesehen wie hier. Außer diesem gibt es aber auch in anderen Landesteilen noch solche Jagdreservate, so daß das Verschwinden des großen Wildes in Afrika so bald noch nicht zu befürchten ist.

Nach einigen Tagen erreichte ich den Ort Mterera, wo ich den Fluß, der hier Ulanga heißt, überschritt, um dann flußaufwärts bis zur Einmündung des Kilombero zu marschieren.

Hier sah ich von einer erhöhten Uferstelle aus weiter unten einen Elefanten im Wasser stehen, von dem aber nur der

Rücken und zeitweise der Kopf sichtbar war. Er tauchte diesen fortwährend in die Flut und hob ihn wieder empor, so daß man annehmen mußte, er verfolge einen besonderen Zweck damit. Ich birschte mich am Ufer ganz nahe heran und fand nun auch den Grund dieses sonderbaren Treibens. Der Elefant hatte am Kopfe und am Rüssel mehrere große Verletzungen, die wohl von alten Schüssen, vielleicht auch von Kämpfen mit anderen starken Tieren herrühren mochten und die er nun im Wasser kühlte. Ich schoß das Tier im Wasser tot; die Bergung der Zähne machte uns große Schwierigkeiten. Doch lohnte sich die Mühe, sie wogen 65 und 68 Pfund.

Nach mehrtägigem, beschwerlichem Marsche durch felsiges Bergland gelangten wir nach Mahenge, wo sich damals eine Militärstation unserer Schutztruppe befand. Die stark und massiv gebaute Kaserne lag auf einem Berge und war weithin sichtbar. Die Besatzung bestand aus einer Kompagnie Askaris mit mehreren Unteroffizieren und zwei Offizieren, bei denen ich freundliche Aufnahme fand und einen gemütlichen Abend verlebte. Von Mahenge marschierte ich dann in südlicher Richtung nach dem Luwegu, einem Nebenfluß des Ulanga. Er ist im Gegensatz zu den anderen Flüssen sehr wasserreich und wird selten trocken. Die Pflanzenwelt an seinen Ufern ist darum sehr üppig und abwechselungsreich. Da ich hier sehr viele Wildfährten fand, ließ ich in der Nähe des Ufers das Lager aufschlagen, um einige Tage hier zu bleiben.

Eben senkte sich die Dunkelheit auf die Ebene herab, und ich war im Begriff, mein Lager aufzusuchen, da kam mein Boy und meldete, daß fern am nordwestlichen Himmel Feuerschein sichtbar sei.

Ich trat vor das Zelt und sah, daß in der bezeichneten Richtung ein großer Steppenbrand wüten müsse, denn der Himmel war meilenweit blutrot gefärbt, und zuweilen glaubte ich auch

die hochschlagenden Flammen zu sehen. Längere Zeit beobachtete ich das Fortschreiten des Feuers, das jedoch nicht die Richtung nach meinem Lagerplatz, sondern mehr parallel mit dem Flußlaufe nach Osten hin vorzurücken schien. Da die Entfernung aber noch sehr groß und der Boden vollständig eben war, so brauchten wir für uns keine Gefahr zu besorgen, zumal auch der ganz schwache Luftzug vom Flusse nach dem Feuer zustand. Ich legte mich also sorglos zur Ruhe, befahl jedoch meinem Jäger, je zwei Mann Wache während der Nacht abwechseln zu lassen.

Es mochte etwa Mitternacht sein, da hörte ich plötzlich lautes Rufen vor meinem Zelte. Ich sprang schnell von meinem Feldbett auf und eilte vor den Eingang, um zu sehen, was es gebe.

Ich brauchte nicht zu fragen, ein Blick sagte mir alles. Der Wind war in der Nacht stärker geworden und hatte sich so gedreht, daß er das Feuer direkt auf unseren Lagerplatz zutrieb.

Mit unheimlicher Schnelligkeit kamen die Flammen näher, die in dem mannshohen Grase und dem noch viel höheren Schilf reichliche Nahrung fanden. Hier mußte schnell etwas geschehen, wenn wir nicht in die Gefahr kommen wollten, zu verbrennen oder im Rauch zu ersticken. Sofort ließ ich mein Zelt abschlagen und unsere Sachen auf einem schnell vom größten Grase befreiten Platz bringen. Dann wurde die hinter diesem Platze liegende Fläche angezündet, so daß bald unter Wind ein mächtiges Gegenfeuer brannte, wodurch für uns eine größere freie Stelle geschaffen wurde.

In weniger als einer Viertelstunde war das Feuer auf diesem Platze wieder erloschen und wir konnten dort ohne Gefahr der weiteren Entwicklung der Dinge zusehen.

Nun aber dieses großartige Schauspiel! So weit das Auge reichte, lohten die Flammen, und überall schossen ganze Feu-

ergarben zum brandroten Nachthimmel empor. Dabei näherte sich immer mehr das dumpfe Brausen des vom Wind angefachten Feuers; das brennende Schilf am Flusse knatterte wie das ununterbrochene Schnellfeuer eines großen Truppenkörpers. Gegen den hellen Feuerschein hin sah man ganze Rudel von flüchtigem Wild, das vor dem Feuer her eilte und sich vor dem vernichtenden Element zu retten suchte. Dadurch, daß wir auch nach der anderen Seite hin das Feuer entzündet hatten, sahen die Tiere die Gefahr von beiden Seiten und drängten nun alle nach der noch nicht vom Feuer ergriffenen Stelle oberhalb unseres Standpunktes nach dem Flusse hin.

Je näher das Feuer kam, desto zahlreicher wurden die flüchtenden Tiere, die in buntem Durcheinander dem Flusse zueilten. Herden von Gnu's und Kuhantilopen folgten dem windschnellen Zebra; zierliche Schwarzfersenantilopen setzten in eleganten Fluchten über das hohe Gras; schwere Elenantilopen und einzelne Kudus brausten im schweren Galopp vorüber, alle nach derselben Richtung hin. Wir konnten die Tiere deutlich sehen, da der Raum zwischen dem Feuer und unserem Standpunkt immer enger wurde und die Silhouetten des flüchtigen Wildes sich prächtig gegen den hellen Feuerschein hin abhoben. Mehrmals rannten die geängstigten Tiere fast mitten in unser Lager hinein und nur das gellende Geschrei meiner Träger scheuchte sie soweit zur Seite, daß niemand von un's Schaden nahm.

Ich wollte zuerst auf dem von uns abgebrannten Streifen das Vorüberziehen des Feuers abwarten, aber die Hitze und der Rauch wurden so unerträglich, daß ich notgedrungen an den Uebergang auf das andere Ufer des Flusses denken mußte.

Das war nun nicht gerade schwierig, da der Fluß wohl ziemlich breit, aber überall flach war, so daß er bequem durchwatet werden konnte. Zudem hatten die flüchtenden Tiere eine breite Gasse durch den Schilfgürtel am Wasser gebrochen.

Ich ließ nun die Träger ihre Lasten aufnehmen und langsam, einer hinter dem anderen, das Wasser durchqueren. Ich selbst machte mit meinem Jäger den Schluß, die hochgehaltenen Büchsen immer schußfertig, um etwa heranschwimmende Krokodile zu verscheuchen.

Glücklich gelangten wir auf das jenseitige Ufer, wo wir nun das großartige Schauspiel aus nächster Nähe mitansehen konnten.

Meilenweit wälzte sich die aufflammende Lohe dahin; gewaltige Feuerwogen schlugen aus dem brennenden Rohrdickicht gegen den Himmel und warfen herrliche Reflexe auf den dunklen Wasserspiegel des Flusses. Dazu das dumpfe Brausen des Feuers und das ohrenbetäubende Knattern des Schilfes; — eine grandiose Vorstellung auf dem Theater der afrikanischen Steppe!

Und als jetzt der Wind allmählich stärker einsetzte und die Flammen zuletzt mit rasender Schnelligkeit dem Flusse entlang trieb, da bedauerte ich, kein Maler zu sein, um das majestätische Schauspiel im Bilde festhalten zu können.

Gegen Morgen war das Feuer erloschen, oder, besser gesagt, aus unserem Gesichtskreise verschwunden; nur fern am Horizont zogen sich noch die Dampfwolken wie schwache Nebelstreifen dahin. Und drüben über dem Wasser breitete sich, so weit das Auge reichte, eine öde, schwarze Fläche aus, auf der nur wenige größere Bäume ihre kahlen Aeste wie Arme gegen den Himmel streckten.

Solche Steppenbrände sind in Ostafrika nicht selten und verbreiten sich oft über große Landstrecken. Sie werden meistens von den Eingeborenen absichtlich angelegt und zwar aus folgenden Gründen:

Zunächst schaffen sie sich dadurch freies und durch die Asche gedüngtes Land für ihre Mais- und Hirsefelder; dann treiben sie durch das Feuer das sämtliche, in dem Brandbezirke stehende

Wild nach einer bestimmten Gegend hin, wo sie dann auf ihren Jagdzügen große Beute machen können. Der Hauptzweck aber wird wohl die Vertilgung der Myriaden von Stechfliegen und des anderen Ungeziefers sein, das in dem hohen Grase und in den Schilfdickichten seinen Unterschlupf hat und immerfort das Leben und die Gesundheit von Menschen und Tieren bedroht.

Da das Feuer in der Steppe meinen ursprünglich geplanten Reiseweg gekreuzt hatte und ein tagelanger Marsch durch das große Aschenfeld bei etwa 30 Grad Hitze nicht sehr angenehm war, entschloß ich mich, die Richtung nach Süden zu nehmen, um den Mbarangandu zu erreichen.

Einen Weg dahin gab es freilich nicht; nur die Sonne und der Kompaß zeigten uns die Richtung. So ging es nun wieder mehrere Tage nur auf Wildpfaden durch die fast menschenleere Gegend. Zuweilen sahen wir große Rudel Wild, von denen ich einige Stück für den Unterhalt meiner Träger schoß. Dabei hatte ich einmal Gelegenheit, die Schnelligkeit und Ausdauer eines Schwarzen zu bewundern. Ich hatte eine Kuhantilope weidewund getroffen; das Tier ging wohl noch mit dem Rudel flüchtig ab, aber man sah doch, daß es schwer krank war, denn es blieb allmählich hinter den anderen zurück. Da bat mich einer der Träger, ein langer, hagerer Bursche, den ich erst kurz vorher neu angeworben hatte, das Stück Wild verfolgen und zur Strekke bringen zu dürfen.

Ich hatte erst Bedenken, ihn gehen zu lassen, denn es stieg in mir der Verdacht auf, daß er diese Gelegenheit zum Ausreißen benutzen und mich um den zur Hälfte vorausgezahlten Lohn prellen wolle. Nachdem er mir aber zu verstehen gegeben hatte, daß er seine Kunst im schnellen Laufen zeigen wolle, und das angeschossene Wild sicher einholen werde, gab ich meine Zustimmung.

Im nächsten Augenblick schoß er dahin wie ein Windhund und war im Nu in einer kleinen Talsenkung verschwunden. Doch nach kaum einer Minute tauchte der schwarze Körper drüben auf der Ebene auf und flog mit unglaublicher Schnelligkeit über die Steppe dahin.

Die Entfernung zwischen ihm und dem immer noch flüchtigen Wild verringerte sich zusehends, so daß für uns kein Zweifel bestand, daß er es bald eingeholt haben würde.

Jetzt wurde aber das Tier seinen Verfolger gewahr und setzte die letzte Kraft daran, ihm zu entrinnen. Umsonst! Der Schwarze verdoppelte nun auch seine Anstrengungen und hatte bald sein Opfer erreicht. Im Sprung faßte er es am Schwanz und riß es zusammen. Ehe es sich wieder erheben konnte, hatte ihm der Schwarze mit dem Messer den Fangstoß gegeben.

Als ich mit meinen Leuten zu der Stelle kam, wo das Stück Wild lag, fand ich den Neger schon mit dem Abhäuten beschäftigt, bei dem er eine eben so große Fertigkeit bewies, wie in seiner Kunst im Laufen. Ich zollte ihm meine Anerkennung und ließ ihm freie Wahl, sich von dem Wildbret zu nehmen, was er wolle. Er eignete sich die besten Stücke an, schien es überhaupt als selbstverständlich anzusehen, daß ihm das ganze Tier gehöre. Das gefiel mir von dem Burschen nicht; ich beobachtete ihn von da ab genauer und fand manches an ihm, was mir zu denken gab. Insbesondere schien er großes Interesse für meine Repetierbüchse zu haben, und mehrmals überraschte ich ihn bei einer sehr genauen Betrachtung dieser schönen Waffe. Um den Burschen vor Versuchung und mich vor Schaden zu bewahren, entließ ich ihn vor Ablauf der bedungenen Zeit; jedoch zahlte ich ihm seinen vollen Lohn aus, so daß er keinen Grund zur Beschwerde über mich haben konnte.

Nach einigen Tagen erreichte ich den Mbarangandu, dessen Flußbett fast ganz trocken war und nur an den tieferen Stel-

len noch einige Wassertümpel zeigte. Tausende von Wildfährten kreuzten sich hier; auch Löwen und Elefanten waren überall zu spüren, jedoch gelang es mir anfangs nicht, eines dieser mich am meisten interessierenden Tiere zu Gesicht zu bekommen.

Da hatte ich eines Tages unverhofft Gelegenheit, das großartige Schauspiel eines Kampfes zwischen diesen beiden Königen der Wildnis zu beobachten, wie es wohl selten einem Europäer zu sehen vergönnt sein wird.

Ich hatte meinen Leuten befohlen, in der Nähe einer Wasserstelle die Zelte aufzuschlagen und machte während dieser Zeit einen kleinen Birschgang längs des trockenen Flußbettes, das ich die nächsten Tage als Reiseweg benutzen wollte. Mein Jäger war im Lager zurückgeblieben, weil ihm die Sorge für mein Zelt, meine Waffen und die übrigen Sachen oblag.

Langsam birschte ich am inneren Rande des den Flußlauf begrenzenden Schilfgürtels dahin. Da ertönte plötzlich jenseits des etwa dreißig Meter breiten Rohrdickichts auf der Steppe der laute quickende Aufschrei eines Tieres, wie ich ihn bis dahin noch nie vernommen hatte. Gleich darauf aber folgte das scharfe Trompeten und der zornig grunzende Kampfton eines Elefanten und zu gleicher Zeit das wütende Gebrüll eines Löwen. Etwas zu sehen war mir wegen der hohen, dichten Schilfwand nicht möglich, noch weniger ein Durchqueren derselben. Ich eilte deshalb nach einem fünfzig Meter zurückliegendem Wildwechsel und gelangte auf diesem durch das Schilf an den Rand der Steppe.

Da bot sich meinem Auge ein unvergeßliches Bild. Ein Elefant war im Kampfe mit zwei Löwen, die offenbar das noch ganz schwache Junge des Dickhäuters niedergerissen hatten, denn das junge Tier lag klagend am Boden und machte krampfhafte Anstrengungen, wieder auf die Beine zu kommen.

Einige Schritte daneben kauerte, halb liegend ein anscheinend schwer verletzter Löwe, und stieß abgebrochene, dumpf grollende Töne aus.

Ein anderer Löwe aber hatte sich in den Rüssel des Elefanten eingebissen, der vergebliche Versuche machte, die Bestie zu umschlingen oder abzuschütteln. Als ihm dieses nicht gelang, hob er mit einem Male den Kopf mit dem am Rüssel hängenden Löwen hoch in die Höhe, — ein scharfer Ruck, und das Raubtier flog ihm vor die Füße. Ehe er aber den Löwen mit den säulenartigen Beinen zerstampfen konnte, war die riesige Katze wieder auf den Läufen und flüchtete mit weiten Sätzen dem Uferdickicht zu. Der andere Löwe suchte ihm zu folgen; doch wurde er von dem wütenden Elefanten eingeholt und nach grimmigem Kampfe zu Tode getreten.

Dann kehrte der Elefant zu seinem Jungen zurück und suchte es mit dem zerfetzten Rüssel in die Höhe zu heben und aufzurichten. Doch das Riesenkind schien verendet zu sein, denn ich konnte keine Bewegungen desselben mehr erkennen.

Als die Elefantenmutter die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen einsah, stieß sie eigentümliche, klagende Töne aus, stürmte dann aber aufs Neue zu dem daliegenden Löwen hin und ließ noch einmal ihre Wut an dem toten Körper aus. Darauf rannte das Tier einige Mal wie suchend hin und her und schlug dann die Richtung ein, die der flüchtende Löwe genommen hatte.

Da in derselben Gegend meine Leute das Lager aufschlugen, war es sehr leicht möglich, daß eines der beiden gereizten Tiere zwischen die dort Rastenden geraten und großes Unheil anrichten konnte. Ich eilte nun, so schnell ich konnte, in dem Flußbett zurück, um im Notfalle die Wehrlosen schützen zu können.

Noch war ich nicht beim Lagerplatze angelangt, als mir auch schon einige Schwarze in höchster Aufregung entgegenkamen

und meldeten, daß soeben ein Löwe mitten durch das Lager gerannt sei, ohne jedoch einen der Leute anzugreifen.

Zweifellos war es der vor dem Elefanten flüchtende Löwe gewesen, der schleunigst das Weite suchte, als er den Verfolger auf seiner Spur im Schilfe nachkommen hörte. Ich selbst hatte auch keine Lust, mit dem durch seine Verwundung aufs höchste gereizten Dickhäuter zusammenzutreffen, zumal es ein weibliches Tier mit gering entwickelten Stoßzähnen war.

Wegen der Nähe des gefährlichen Gastes ließ ich auch das Lager aufbrechen und marschierte einige Kilometer weiter, wo ich dann wieder an einer günstigen Stelle die Zelte aufschlagen ließ.

Ein ähnliches Erlebnis erzählte mir ein südafrikanischer Elefantenjäger, der lange in Rhodesia und Portugiesisch-Ostafrika gejagt hatte.

Er wurde einst in der Steppe von einem im hohen Gras sitzenden weiblichen Elefanten, auf den er nicht geschossen hatte, so plötzlich angenommen, daß er sich gerade im letzten Augenblick von ihm durch einen glücklichen Kopfschuß befreien konnte. Beim Herantreten an das daliegende Tier bemerkte er an dem Rüssel große, schon in Eiterung übergegangene Wunden, die nur von dem Gebiß und den Krallen eines Löwen herrühren konnten. Er fand dann auch in der Nähe einen vollständig zertretenen großen Platz, auf dem augenscheinlich ein heftiger Kampf stattgefunden hatte. Nicht weit davon lagen die Reste von einem ganz kleinen, jungen Elefanten, der wahrscheinlich ebenfalls von Löwen zerrissen worden war. In dieser Gegend beobachtete ich auch eine Anzahl Hyänenhunde, die mehrere Rappenantilopen hetzten. Zuletzt folgte die Meute einem Bock, den sie schließlich auch erreichte und niederriß. Da es nicht sehr weit von meinem Lager war, eilte ich mit der Büchse nach dem Platze und fand

das Tier schon beinahe halb verzehrt vor. Ein halbes Dutzend der häßlichen Raubtiere riß und zerrte an dem vorher so prächtigen Wild; in ihrer Freßgier hatte keines davon mein Anbirschen bemerkt. Als sich dann auf meinen ersten Schuß ein Stück aufheulend überschlug, da fuhren wohl die Köpfe in die Höhe, aber an Flucht schien noch keiner zu denken. Erst als der zweite Schuß krachte und ein anderes Stück lautlos umsank, da hatten die übrigen die Situation begriffen; im Nu waren sie im hohen Grase verschwunden. Von der Antilope nahm ich mir das prächtige Gehörn; meine Träger verteilten die noch brauchbaren Stükke des Wildbrets unter sich.

Der Hyänenhund hat die Gestalt eines starken Schäferhundes, ist aber kräftiger gebaut und zeigt in der Kopfbildung den Typus der Hyäne, mit der er augenscheinlich nahe verwandt ist. Er jagt wie die Wölfe in den nördlichen Gegenden in großen Rudeln und richtet unter den Antilopenherden große Verheerungen an. Sein feiner Geruch und seine Ausdauer machen ihn zu einem schlimmen Feind des Steppenwildes, und ein von Hyänenhunden verfolgtes Stück fällt ihnen fast regelmäßig zur Beute.

Der Marsch durch das trockene Flußbett des Mbarangandu wurde am nächsten Morgen fortgesetzt. Es war wohl ein etwas beschwerlicher Weg, aber doch sehr interessant und für mich als Jäger lohnend. Ich brauchte das Wild nicht in der Steppe aufzusuchen, sondern in der Nähe einer Wasserstelle Halt zu machen, wo mir ein sicherer Erfolg in Aussicht stand. Doch schoß ich nie mehr, als ich zum Unterhalt für mich und meine Leute brauchte, oder wenn mir eine besonders wertvolle Trophäe winkte. Die geringeren Gehörne mußte ich ohnedies zum größten Teil in der Steppe liegen lassen, da ihr Transport die Träger übermäßig belastet haben würde. Was hätte ich früher in Europa darum gegeben, wenn ich dort nur die Hälfte der immerhin seltenen Sachen mein eigen hätte nennen können!

An einem der folgenden Tage kamen wir an eine Stelle des Flußbetts, wo unser Weitermarsch durch ein eigentümliches Hindernis gehemmt wurde. Zahllose Bäumstämme und starke Aeste lagen kreuz und quer durcheinander, so daß die schwer beladenen Träger kaum darüber hinweg kommen konnten. Man sah aber auf den ersten Blick, daß es nicht zufällig dahin geschwemmtes Holz war; die graubraune Farbe, noch mehr aber seine außerordentliche Schwere und Härte bewies, daß es schon lange in der Erde gelegen haben und versteinert sein mußte.

Als wir dann unseren Weg auf dem rechten Ufer des Flusses fortsetzten, fanden wir dort ebenfalls große Mengen dieses versteinerten Holzes, wenn auch nicht so viel als in dem tiefer gelegenen Flußbett.

Ich war hier auf einen der sogen. „versteinerten' Wälder" gestoßen, die in grauer Vorzeit durch gewaltige Umwälzungen von der Erdoberfläche verschwunden', nach Jahrtausenden aber wieder durch vulkanische Ausbrüche oder mächtige Ueberflutungen an das Tageslicht geworfen worden sind. Je weiter wir flußabwärts kamen, desto mehr änderte sich der Charakter der Landschaft, die in ein welliges Hügelland mit üppiger Vegetation über ging. Es war die Donde-Landschaft, die im Vergleich mit den fast menschenleeren Gegenden am oberen Mbarangandu verhältnismäßig gut bevölkert ist. Frische grüne Streifen umrahmen die Lachen schmutzigen Wassers, die Tränkstätten des Wildes. Die Hügel sind mit Laubholz bewachsen, aus dem zuweilen ein gigantischer Affenbrotbaum emporragt. Armsdicke Kautschuklianen verbinden die Stämme mit einander und reichen wieder bis zur Erde herab; aus ihnen gewinnt der Neger den wilden Kautschuk, (Gummi) den Haupthandelsartikel der dortigen Schwarzen mit den Europäern. Die Bewohner dieser Gegend sammeln fleißig den wertvollen Artikel ein und bringen ihn nach den deutschen Handelsniederlassungen.

Die Gummi-Ernte macht dem Farbigen wenig Mühe. Er ritzt die Rinde der Lianen mit dem Messer der Länge nach auf. Sogleich tritt der klebrige Saft aus und läuft am Stamm hinab, wobei er langsam erhärtet. Nun sammelt der Eingeborene den noch weichen Gummi ein und wickelt die Streifen auf Ballen, in welcher Form sie dann als Rohkautschuk zum Verkauf kommen.

Da der Kautschuk nach dem Gewicht bezahlt wird, suchen manchmal die Schwarzen die Schwere der Ballen auf unredliche Art zu erhöhen. Sie wälzen nämlich beim Aufwickeln die Kautschukkugel mehrmals im Sande und bringen dann wieder neue Streifen darüber, so daß der Betrug an dem hartgewordenen Klumpen nicht sichtbar ist.

Die Händler aber sind längst durch Schaden klug geworden und schneiden öfters die Ballen beim Tauschhandel durch. So finden sie leicht die gefälschte Ware heraus und zahlen dafür nur die Hälfte des Preises. Der Schwarze will es natürlich nicht zufrieden sein und schimpft; es hilft ihm aber nichts, und er muß zuletzt einsehen, daß ihm der Weiße doch „über" ist.

Diesen Geschäftsvorteil probieren die Neger aber nicht bloß hier in der Donde-Landschaft, sondern überall da, wo Gummi gewonnen wird.

Selbst die schwarzen Arbeiter auf den Plantagen suchen zuweilen den „Trick" auszunutzen.

So hatten wir auf der Pflanzung, auf der ich längere Zeit tätig war, einen Burschen, der immer beim Einsammeln von Kautschuk der erste war, der sein täglich vorgeschriebenes Quantum ablieferte. Als sich dies lange Zeit hindurch wiederholte, wurde ich mißtrauisch und beschloß, ihn einmal ungesehen bei seiner Arbeit zu beobachten, um festzustellen, ob er die Extravergütung, die für besonders fleißige Arbeiter ausgesetzt war, tatsächlich verdiene.

Da machte ich denn eine ganz überraschende Entdeckung. Der Schlingel wickelte die Kautschukstreifen auf eine der Zitronen, die den Leuten mitgegeben wurden, um mit dem Zitronensaft die angeschnittenen Stellen zu bestreichen, wodurch der abfließende Gummi schneller erhärtet, u. eher abgenommen werden kann.

Jetzt wußte ich, warum der Bursche immer „der Erste" war. Als ich dann hinzutrat und ihm seinen Betrug auf den Kopf zusagte, knickte er fast zusammen und versprach hoch und teuer, es nie wieder zu tun. Er konnte froh sein, daß er sich auf einer deutschen Pflanzung und nicht in den belgischen Kolonien am Kongo befand. Dort wäre er für den Streich halb tot geprügelt worden, während er bei uns mit einer geringen Strafe davon kam.

In den nächsten Tagen erreichte ich die Karawanenstraße, die von der Ostküste quer durch unser Schutzgebiet zum Nyassa-See führte. Doch benutzte ich nicht diesen bequemeren Weg zur Rückkehr nach Kilwa, sondern bog südlich ab in der Richtung nach dem Mbemkuru, um noch einen Abstecher in die dort liegenden wildreichen Gebiete zu machen.

Außer einigen Stücken Wild für die Küche erbeutete ich hier einen mächtigen Kudubullen und einen starken Bock der prächtigen Rappenantilope. Die Gehörne beider Stücke haben über einen Meter Höhe und zählen zu den besten Trophäen meiner Sammlung aus Afrika.

Am 8. Oktober 1908 traf ich wieder in Kilwa ein. Nachdem ich meine Träger ausgelohnt und die mitgebrachten Sachen ins Depot gegeben hatte, verwandelte ich mich wieder in einen civilisierten Menschen, von dessen Aussehen beim monatelangen Streifen durch die Wildnis manches verloren geht. Dann suchte ich mein „Hotel" auf, das mir schon früher als Absteigequartier gedient hatte, um mir dort für einige Wochen Erholung von den Strapazen der Reise zu gönnen.

Zweite Reise nach dem Utungi-See. — Reiche Jagdbeute. — Der Elefant und der Engländer. — Eine Doublette auf Löwen. — Der tote Elefant im See. — Leopard und Wildschwein. —
5 Nachfeier.

Acht Tage waren bereits in süßem Nichtstun und in fröhlichem Verkehr mit guten Freunden verflossen, da wurde ich durch einen Umstand bewogen,, das schöne Leben wieder aufzugeben und sofort Anstalten zu einem neuen Jagdzug in den Busch zu treffen.

An einem Abend saß ich mit mehreren Bekannten bei einem guten Glase deutschen Bieres,, als zwei fremde Europäer eintraten und sich an einem Tisch in unserer Nähe niederließen. Ihre Sprache und ihr ganzes Gebahren verriet den Engländer, der seit einigen Jahren ein ganz bedeutendes Kontingent der weißen Bevölkerung in unserem Schutzgebiet stellte. Sie verhandelten eifrig mit einem Schwarzen, der sie offenbar hier erwartet hatte, und der mir als Führer für längere Reisen bekannt war. Aus den gegenseitigen Aeußerungen erfuhr ich, daß die beiden Söhne Albions eine Jagdexpedition nach dem Utungi-See planten, wo ich vor einigen Monaten viel Wild, namentlich große Elefantenherden gesehen hatte. Ich wollte selbst die Tour noch einmal machen; darum paßte es mir gar nicht, jetzt den beiden Engländern den Vorrang und sie den Rahm dort abschöpfen zu lassen.

Da hörte ich, wie der Schwarze im Laufe des Gesprächs meinen Namen nannte. Ich spitzte die Ohren und fing nun eine Bemerkung des einen Engländers auf, die soviel besagte, daß sie in jagdlicher Beziehung wohl jedem Deutschen überlegen seien.

„Nun“, dachte ich, „das werden wir ja sehen“, und sogleich war auch mein Plan gefaßt. Von dem Wirt erfuhr ich dann,

daß der Schwarze eine größere Anzahl Träger anwerben und alle Vorbereitungen treffen solle, damit die beiden Engländer längstens in acht Tagen die Jagdreise antreten könnten.

Nun hieß es schnell handeln, um den großmäuligen Burschen zuvorzukommen und einige Tage früher am Utungi-See zu sein.

Noch an demselben Abend bestellte ich den Führer meiner letzten Reise und gab ihm den Auftrag, in aller Stille wieder die kürzlich entlassenen Leute anzuwerben und ihnen erhöhten Lohn zu versprechen, falls sie am Morgen des dritten Tages reisefertig sein würden. Außerdem solle er den Trägern sagen, daß es „viel Fleisch" geben und die Reise höchstens zwei Monate dauern werde.

Der Mann erledigte seine Sache zu meiner vollen Zufriedenheit. Kaum zwei Tage später marschierte ich mit Tagesgrauen aus Kilwa und dann auf dem bekannten Wege in scharfem Tempo nach Nordwesten.

Am Ende der Woche war der über 200 Kilometer weite Weg zurückgelegt; auf meiner alten Lagerstelle am östlichen Ende des Sees schlugen meine Leute die Zelte auf. Gleich am nächsten Morgen machte ich mit meinem Jäger eine Jagdstreife längs des Sees, war aber sehr enttäuscht, als ich verhältnismäßig wenige Fährten von Wild, insbesondere von Elefanten feststellen konnte. Auch am nächsten Tage, an dem ich weiter in das Hinterland des Sees vordrang, hatte ich kein besseres Resultat.

Da ließ ich das Lager abbrechen und zog etwa 12 Kilometer weiter nach dem westlichen Ende des Wasserbeckens.

Hier aber änderte sich das Bild. Frisch begangene, tief ausgetretene Wechsel führten durch den Schilfgürtel nach dem See; auch zahlreiche Elefanten waren in der letzten Nacht im Wasser gewesen.

Ich nahm nun sofort eine einzelstehende, starke Fährte auf und folgte ihr etwa fünf Kilometer weit in die Steppe.

Plötzlich fuhr ich zusammen; kaum 40 Meter vor mir stand der Elefant in einer kleinen Baumgruppe und äste an den Blättern. Der Kopf war teilweise verdeckt und deshalb ein sicherer Schuß schwer anzubringen. Ich mußte daher warten, bis das Tier, das mich noch nicht wahrgenommen hatte, eine für mich günstigere Stellung einnahm. Dies dauerte eine ganze Weile, und ich gestehe gern, daß mir nicht ganz wohl dabei war. Es fiel mir das Erlebnis mit dem vor einigen Monaten in dieser Gegend angeschossenen Elefantenbullen ein, das beinahe verhängnisvoll für mich geworden wäre.

Endlich machte der Elefant eine Wendung und die breite Ohrfläche war frei. Eben bog der mächtige Rüssel einen Ast herunter und brach ihn ab, da krachte mein Schuß. Der Elefant zuckte zusammen und der Riesenkörper wiegte hin und her. Doch stürzte er nicht! Ein Zeichen, daß das Gehirn nicht getroffen war. Jetzt hob er den Rüssel und faßte mit dem unteren Fortsatz nach der Stelle, wo das Geschoß eingeschlagen war. Dabei mußte er mich gesehen haben, denn er stieß ein paar zornige Töne aus und kam in voller Fahrt auf mich zu. Ich hatte eben noch Zeit, mich hinter einem Baum zu decken und schoß von hier dem vorbeirasenden Tier auf vier Meter Entfernung die zweite Kugel in den Kopf, sodaß es auf der Stelle zusammenbrach. Die Zähne wogen jeder über 60 Pfund.

Am anderen Tage fand ich wieder frische Fährten und verfolgte sie bis gegen Abend, ohne einen Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Todmüde kam ich ins Lager zurück.

Hier fand ich zu meinem großen Erstaunen die zurückgebliebenen Schwarzen in voller Tätigkeit beim Fleischkochen und Räuchern. Ich glaubte nicht anders, als daß sie auf eigene Faust mit meinen im Zelt stehenden Büchsen gejagt hätten, zumal ich auch

auf einer Stange den Kopf und die frische Decke eines Wasserbokkes hängen sah.

Auf meine Frage, wie sie zu dem Stück Wild gekommen, erzählten sie, daß sie den Bock, ein junges Tier, lebendig gefangen und abgeschlachtet hätten. Ich glaubte es ihnen nicht recht und untersuchte die Haut des Tieres, konnte aber keine Schußverletzung finden. Nun berichteten sie mir, wie sie von weitem den Wasserbock nach dem See hätten ziehen sehen. Sie hätten ihm dann den Rückwechsel, der durch das Schilf führte, abgestellt und einige seien mit großem Geschrei auf das Stück Wild zugestürzt. Der Bock habe nun, da er nach der Landseite keinen Ausweg sah, das Wasser angenommen, sei aber im tiefen Schlamm am Ufer stecken geblieben und da von ihnen gefangen und getötet worden.

Als ich mir am nächsten Tage die Stelle zeigen ließ, wo sie das Tier erbeutet hatten, fand ich durch die zurückgebliebenen Spuren ihre Angaben bestätigt. Ich war nun auch beruhigt über die Möglichkeit, daß sie doch eine meiner Büchsen ohne Erlaubnis gebraucht haben könnten, was ich ihnen strengstens untersagt hatte.

Am Wasser fand ich auch wieder zwei Elefantenfährten, die nach den Zeichen erst einige Stunden alt sein konnten. Sofort ging ich ins Lager zurück und nach kurzer Zeit war ich mit meinem Jäger auf der Verfolgung der Fährten begriffen.

Etwa 5 Kilometer weit waren wir ihnen nachgegangen, da blieb der vorangehende Schwarze stehen und deutete auf den Boden. Hier sahen wir eine neue, von der Seite herkommende Fährte, die von einem viel stärkeren Elefanten herrühren mußte. Dieser war den beiden anderen Fährten eine Strecke weit gefolgt, hatte dann aber die nördliche Richtung eingeschlagen, während die anderen nach Westen gezogen waren.

Ohne Besinnen nahm ich die einzelne Fährte auf, die augenscheinlich noch ganz frisch war.

Meine Hoffnung aber, den Elefanten bald zu Gesicht zu bekommen, erfüllte sich nicht. Stunde auf Stunde verrann, und immer ging es in scharfem Tempo bei glühender Hitze durch das hohe Gras weiter. Endlich, als schon unsere Kräfte zu erlahmen begannen, erblickten wir das Tier, als es eine kleine Anhöhe hinaufwechselte. Es mochten etwa 1000 Meter Entfernung sein, und wir verdoppelten unsere Anstrengungen, um den Elefanten einzuholen.

Dieser aber hielt immerfort seinen gleichmäßig fördernden Paßgang ein, so daß wir nicht näher kommen konnten. All unsere Mühe schien vergeblich zu sein.

Eben wollte ich, da wir an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit angekommen waren, die Verfolgung vorläufig aufgeben, da sah ich den Elefanten in einen Busch einziehen, aus dem er nicht wieder herauskam. Es war anzunehmen, daß er sich einige Zeit darin aufhalten würde, und so setzten wir die letzte Kraft daran, das Gehölz zu erreichen.

Vollständig ausgepumpt langten wir dort an; ich lehnte mich an einen Baum an, um einige Minuten zu verschnaufen.

Da krachte es etwa 30 Meter vor uns, und am Rande des Busches stand der Elefant. Er betastete mit der Spitze des Rüssels eine Stelle unterhalb des linken Blattes, wo ein Schweißfleck sichtbar war.

„Aha“, dachte ich, „der ist heute schon im Feuer gewesen“.

Einige Augenblicke später lag der Koloß mit todsicherem Kopfschuß auf der Seite und war sofort verendet.

Zum Tode erschöpft von der übermenschlichen Anstrengung lehnte ich mich an den Rumpf des mächtigen Tieres, dessen außer-

gewöhnliche Stärke mir erst jetzt zum Bewußtsein kam. Ueber einen Meter lange Stoßzähne ragten aus dem Rüssel hervor; der eine stand mehr zur Seite und hatte sich beim Stürzen des Elefanten tief in den Boden gebohrt. Mein Schwarzer machte sich gleich daran, die Erde zu entfernen und den Zahn frei zu legen.

Als er damit fertig geworden war und sich aufrichtete, stutzte er plötzlich und sagte: „Dort drüben kommt ein Europäer mit zwei Schwarzen".

Tatsächlich näherte sich auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, ein Weißer, dem zwei Schwarze mit Gewehren folgten. Wer mochte das sein? Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: „Das ist einer der beiden Engländer, die du in Kilwa gesehen hast!" Und so war es.

Als er herankam und mich und den daliegenden Elefanten sah, malte sich die Enttäuschung und Aerger auf seinem Gesichte. Dann trat er schnell näher und sagte, daß der Elefant ihm gehöre; er habe ihn heute Morgen angeschossen und seine Fährte bis hierher verfolgt. Mit kaltem Lächeln trat ich an den Kopf des Tieres und zeigte ihm meinen absolut tödlichen Schuß mit der Aufforderung, auch die Einschlagstelle seines Geschosses zu zeigen. Er sagte, seine Kugel sitze hinter dem linken Blatt.

Auf dieser Seite aber lag der Elefant. Ich gab ihm nun zu verstehen, er möge das Tier umdrehen, um mir seinen Schuß zu zeigen. Das war freilich bei den 70 bis 80 Ztr. schweren Koloß nicht möglich. Mit einem wütenden Blick auf mich und den Elefanten drehte er sich um und ging mit seinen Schwarzen davon.

Ich konnte es nicht verwinden, ihm mit etwas wie schadenfrohen Blicken nachzusehen; denn erstens hatten die Zähne einen Wert von etwa 2000 Mk., und zweitens war es mir eine kleine Genugtuung, daß John Bull hier einmal zuspät gekommen war.

der von jeher gewohnt ist, überall das Beste wegzuschnappen und den andern das Nachsehen zu lassen.

Doch ließ ich dieses Mal den Elefanten nicht wie früher, einige Tage liegen, ehe ich die Zähne holte. Gleich am nächsten Morgen war ich mit meinen Leuten zur Stelle; nach stundenlanger Arbeit mit Axt und Säge hatten wir die kostbaren Trophäen geborgen und damit etwaigen Annexionsgelüsten anderer Liebhaber einen Riegel vorgeschoben.

Da das Wild auf dieser Seite des Sees sehr beunruhigt worden war und hier jetzt auch die beiden Engländer jagten, marschierte ich mit meinen Leuten ab und schlug mein Lager auf der anderen Seite des Wassers auf.

Ich hatte es nicht zu bereuen, denn hier erlebte ich ein Jagdabenteuer, das zu den schönsten Erinnerungen meines fast 20jährigen Aufenthaltes in Afrika gehört.

Am Abend des Tages nach unserer Ankunft auf dem neuen Lagerplatz machte ich noch einen Birschgang am südlichen Ufer des Sees.

Hier fand ich außer vielen älteren Fährten von Elefanten auch eine frische, die mehrmals in einem Bogen immer wieder zum Wasser führte. Nun wußte ich, daß kranke oder nicht zu schwer verwundete Elefanten sich viel in der Nähe des Wassers aufhalten, um öfters ihre Wunden kühlen zu können.

Ich folgte also der in dem weichen Boden tief ausgetretenen starken Fährte und hoffte, das Tier im Schilf oder im hohen Grase anzutreffen. Dabei hatte ich den Blick fast ständig auf den Boden gerichtet, um nicht mit der gespannten Büchse in eins der tiefen Löcher zu fallen, die manchmal durch Gras oder Schilf verdeckt waren. Plötzlich rief mein Jäger, der mir mit der zweiten Büchse auf dem Fuße folgte:

„Bwana, simba!“ (Herr, Löwen!)

Ich schaute auf und sah vor mir auf etwa 30 Meter einen Löwen stehen, der eben aus dem Schilf auf den Wechsel getreten sein mußte.

Er blitzte mich an und schien sich zum Sprung niederducken zu wollen. Als ich aber schnell die Büchse anschlug, machte er eine Flucht in das gegenüberliegende Dickicht.

Doch ich hatte mein Ziel schon gefaßt; im Sprung erhielt er meine Kugel. Ein grimmiges Knurren sagte mir, daß ich getroffen hatte.

Schnell repetierte ich für den zweiten Schuß, denn es war ziemlich sicher, daß er jetzt, falls er noch konnte, zum Angriff übergehen werde. Das war jedoch, da ich außer dem kaum meterbreiten Wildpfad kein freies Schußfeld hatte, eine gefährliche Sache; der Löwe konnte von der Seite, durch das Schilf vollständig gedeckt, bis auf Sprungweite an mich herankommen. Eben wollte ich meinem Jäger das Signal zum Zurückgehen geben, da stand, wie aus dem Boden gewachsen, ein zweiter Löwe auf derselben Stelle, wo vor einer halben Minute der erste gewesen war. Wie ein Erzbild stand er da, hocherhobenen Hauptes, starr die böse funkelnden Lichter auf mich gerichtet; nur die Schwanzquaste machte kleine Schlangenwindungen auf dem Boden.

Ich wundere mich heute noch über die Ruhe, die ich in diesem heiklen Augenblicke bewahrte. Mit fester Hand, wie auf eine Scheibe, zielte ich auf den spitz stehenden Löwen, da wo der Hals ansetzt, und drückte ab.

Wie vom Blitz erschlagen brach das Raubtier zusammen, die vier Läufe weit von sich streckend. Das Geschoß (9,3 mm, 4g Blätterpulver) hatte, wie ich später beim Abstreifen des Löwen feststellte, die Halswirbel zerschmettert, war dann längs des Rückgrats gefahren und hatte auch dieses teilweise zertrümmert. Das augenblickliche Verenden war deshalb sehr erklärlich.

Mein erster Impuls war, näher zu treten und meine Beute genauer in Augenschein zu nehmen; doch das andauernde Fauchen und Knurren des ersten Löwen mahnte zur Vorsicht. Ich ließ deshalb die Tiere, wo sie waren, und trat den Rückzug zum Lager an.

Mit einbrechender Dunkelheit kamen wir dort an. Nach einem kräftigen Abendbrot, zu dem mir mein Boy zur Feier des Tages eine Flasche Wein bringen mußte, suchte ich mein Feldbett auf. Lange jedoch konnte ich den Schlaf nicht finden, und mein Jagderlebnis zog noch einmal an meinem geistigen Auge vorüber. Und als ich dann einschlief, hörte ich wieder im Traum das Fauchen des Löwen und glaubte mich in den Krallen des Gewaltigen zu befinden. Beim Erwachen am Morgen aber durchbebte mich ein solch hohes Gefühl der Jägerlust, wie ich es selten einmal empfunden habe. Kein Wunder! Eine Doublette auf Löwen wird wohl wenigen Jägern beschieden sein.

Ich ging nun sofort mit zehn Schwarzen nach dem Schauplatz meiner gestrigen Jagd und fand den zuletzt geschossenen Löwen noch unverändert auf dem Boden liegen. An derselben Stelle führte auch die deutlich sichtbare Schweißspur des ersten Löwen in das Schilf.

Ich befahl nun den Schwarzen, unter- und oberhalb der Spur einen Gang in das mehr als 2 Meter hohe Dickicht zu hauen, um den Löwen, falls er noch leben sollte, sehen und schießen zu können. Aber keiner, außer einem, war dazu zu bringen auch nur einen Schritt in das Schilf zu tun. So mußte ich denn mit dem einen allein und mit meinem Jäger die Nachsuche unternehmen.

Schritt für Schritt ging ich nun der Schweißspur nach, den Finger beständig am Abzug und jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt. Je weiter wir kamen, desto stärker wurde der

Schweiß, so daß ich zu der Ueberzeugung kam, der Löwe müsse verendet sein.

Da — auf einmal ein Rauschen und Brechen vor uns; deutlich höre ich das Geräusch eines sich vor uns befindlichen Stückes Wild.

Ich stehe still und fester umspannt die Hand die Büchse. Aber nichts ist zu sehen in dem hohen Rohrwalde; doch scheint sich das Geräusch zu entfernen.

Langsam schiebe ich mich weiter vor; da scheint eine Lücke in dem Schilf zu sein. Noch zwei Schritte — da drängt sich mir alles Blut zum Herzen — vor mir liegt der Löwe — mausetot. —

Er war wohl schon am Abend verendet, denn der Körper war schon ganz steif. Das Geräusch war, wie ich nachher feststellte, von einem dritten Löwen verursacht worden, der aber bei unserer Annäherung abgesprungen war.

Es schien hier eine ganze Familie dieser mächtigen Raubtiere beisammen gewesen zu sein. Der vor mir liegende Löwe war ein starkes, weibliches Tier, während wir in dem auf dem Wildwechsel im Knall verendeten ein Männchen erkannten. Sicher war der dritte Löwe ein Sprößling des erlegten Paares, der während der Nacht bei der toten Mutter geblieben und erst, als wir in unmittelbare Nähe kamen, davon gegangen war.

Die beiden erlegten Löwen wurden nun sofort ins Lager gebracht und abgestreift. Es war die höchste Zeit, daß die Felle zum späteren Gerben präpariert wurden; bei der feuchtwarmen Luft wären sie wahrscheinlich am Abend desselben Tages schon unbrauchbar gewesen.

Den Elefanten, dessen Fährte ich tags vorher verfolgt hatte, fand ich nicht. Auch in den nächsten Tagen bekam ich außer einigen Antilopen kein größeres Wild zu Gesicht; nur einige Wildgänse erlegte ich in einer kleinen Bucht des Sees.

Ich wollte deshalb am nächsten Tage das Lager abbrechen lassen und nach einer anderen Stelle des südlichen Seeufers ziehen.

Da wurde ich auf einmal mitten in der Nacht durch viele schnell aufeinanderfolgende Schüsse aus dem Schlaf aufgeweckt. Ich sprang auf und ergriff die Büchse, denn ich glaubte nichts anderes, als die nach dem Aufstand immer noch hie und da auftauchenden Wangoni-Horden hätten mein Lager überfallen.

Doch blieb bei uns alles ruhig; es mußten wohl in der Nähe jagende Europäer gewesen sein, denn wie mir jetzt einfiel, war es der Knall von kleinkalibrigen Gewehren mit rauchlosem Pulver gewesen, während die Schwarzen nur Vorderlader mit Schwarzpulver-Munition führen dürfen. Aber wer schoß hier in der dunklen Nacht? Sollten die beiden Engländer mir wieder ins Gehege kommen?

Als sich in der nächsten halben Stunde nichts weiter vernehmen ließ, stellte ich drei Mann Wache aus und suchte meine Schlafstätte wieder auf. Am anderen Morgen zog ich mit 10 Schwarzen dem See entlang in der Richtung, wo in der Nacht die Schüsse gefallen waren. Am Ufer konnten wir zunächst nichts Auffälliges feststellen. Plötzlich deutete ein Träger seeaufwärts in das Wasser und sagte: „Dort oben liegt ein Kiboko!" (Flußpferd). Ich schaute hin und sah etwa 500 Meter von uns eine dunkle Masse aus dem Wasser hervorragen. Doch schien sie mir für ein Flußpferd viel zu groß.

Als wir näher kamen, wußte ich, was es war: ein mächtiger Elefant lag verendet im See; ein großer Stoßzahn ragte über die Oberfläche des flachen Wassers hinweg.

Ich ging mit meinen Leuten an das Tier heran und stellte fest, daß es frisch geschossen war; an mehreren Schußverletzungen war der Schweiß noch nicht ganz trocken.

Während wir bei dem Elefanten im Wasser standen und ich überlegte, wer wohl der Schütze gewesen sein könnte, flüsterte mir mein Boy zu: „Dort kommt ein Weißer mit der Büchse!“ Tatsächlich näherte sich uns ein Europäer, dem in einiger Entfernung mehrere Schwarzen folgten.

Der Weiße kam schnell auf uns zu, als er uns bei dem toten Elefanten stehen sah. Ich dachte schon wieder an einen Engländer, war aber freudig überrascht, als mir der Ankommende zurief:

„Ah, grüß Gott, Herr B., treffe ich Sie hier?“ Es war ein guter Bekannter von mir, Oberleutnant Bl. von der Schutztruppe, der einen längeren Urlaub genommen und sich, gleich mir, auf einer Jagdreise befand.

Nach gegenseitiger Begrüßung sagte er mir, daß er es gewesen, der in der verflossenen Nacht die Schießerei verursacht habe. Er erzählte nun den Vorgang, der sich folgendermaßen abgespielt hatte. Er war vom Süden gekommen und hatte an dem See sein Lager aufgeschlagen, ohne zu wissen, daß ein anderer Europäer in der Nähe jagte.

Als am späten Abend seine Leute sich ihre Mahlzeit am Feuer zubereiteten, kamen plötzlich 8 bis 10 Stück Elefanten in gerader Linie auf das Lager zu. Ohne sich durch die Anwesenheit und das Geschrei der Schwarzen beirren zu lassen, behielten sie ihren Kurs bei und hätten wohl schweres Unheil angerichtet, wenn nicht Bl. ein Schnellfeuer auf sie eröffnet und wie er jetzt sehe, den Leitbullen mehrmals getroffen hätte. Die Elefanten waren dann durch den See zurückgegangen, das verwundete Tier aber war hier liegen geblieben.

Wir untersuchten nun den toten Elefanten und taxierten den über das Wasser ragenden Zahn. Er war mit dem im Kiefer steckenden Ende 2 Meter lang und wog sicher über 100 Pfund.

„Ob der andere auch so stark ist“, meinte Bl. und bückte sich, um die Größe des nach seiner Meinung im Schlamm steckenden zweiten Zahnes festzustellen.

Da fand er zu seiner Enttäuschung, daß der Zahn fehlte, er war dicht am Kiefer abgebrochen. Doch konnte der Schütze auch mit dem einen zufrieden sein, denn er zeigte neben seiner Größe und Schwere Elfenbein von sehr feiner Qualität, das viel höher im Preise steht als das gewöhnliche. Bl. ließ nun seine Leute den Zahn heraushauen und lud mich für den Tag zu sich als Gast in sein Lager.

Dort wurde der Elefant kräftig totgetrunken und der Zahn so stark mit Alkohol abgespült, daß Bl's. Weinkiste gewaltige Lükken zeigte und er am nächsten Tage schleunigst nach seinem Hauptlager am Rufiji aufbrach.

Ich selbst blieb noch eine Woche am See; doch hatte ich bei meinen weiteren Ausflügen am südlichen Ufer keinen nennenswerten Erfolg mehr zu verzeichnen.

Da nun die Regenzeit begann und auch mein Jagdschein bald abgelaufen war, trat ich den Rückweg nach Kilwa an.

Am dritten Tage, als ich eben eine kleine Rast gemacht hatte, um die Nachzügler der Träger zu erwarten, sah ich auf einmal ein starkes Rudel Kuhantilopen in voller Flucht auf mich zukommen.

Ich sann eben nach, was die Tiere so erschreckt haben konnte, da fielen schnell hintereinander mehrere Schüsse und pfeifend zischten einige Geschosse an mir vorüber.

Schnell warf ich mich zu Boden; meine Leute suchten Dekkung hinter ihren abgeworfenen Lasten. Das Rudel Wild raste ganz nahe an uns vorüber; ein verwundetes Tier hinkte mühsam den anderen nach, so daß ich es leicht hätte erlegen können.

Ich schoß jedoch nicht, da ich erst einmal den Schützen sehen wollte. Nach dem Knall der Büchse konnte es nur ein Weißer sein.

Da kam er auch schon angestapft, ein nach der neuesten Mode für Tropenjäger ausstaffierter Herr, der höchlichst erstaunt war, hier noch andere Jäger zu finden. Es war ein Deutscher, der Name ist mir entfallen, der auch von den Elefantenherden in dieser Gegend gehört hatte und sich nun einige Zähne heimzuholen gedachte.

Er hatte bis jetzt noch nichts erbeutet; die angeschossene Antilope, auf welche er Schnellfeuer gegeben, war sein erster Treffer gewesen. Ich sagte ihm, er möge das verwundete Tier weiter verfolgen und ihm den Fangschuß geben. Er hatte aber keine Lust dazu; nach kurzem Gruß wandte er sich um und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich setzte meinen Weg weiter fort und lagerte am Abend in der Nähe eines Wassertümpels, wie sie sich nach Beginn der Regenzeit überall an tiefer gelegenen Stellen bilden.

Am Morgen, als ich erwachte, hörte ich starkes Plätschern und grunzende Töne in dem Wasser und birschte mich an, um zu sehen, was da los sei. Und siehe da! Eine Rotte Wildschweine suhlte sich kaum 100 Meter vom Lager. Mehrere starke Sauen mit gewaltigen Hauern und 4 oder 5 geringere Tiere wälzten sich mit großem Wohlbehagen in dem nassen Element. Ein schwacher Ueberläufer stand außerhalb des Wassers und trippelte hin und her, als fürchte er, sich die Schuhe naß zu machen.

Ich hätte leicht eines der Tiere, die vollständig vertraut waren, erlegen können. Aber meine Träger hatten noch Wildbret im Uebermaß; ich beschränkte mich deshalb darauf, gedeckt stehen zu bleiben, um das Treiben der grauen Borstentiere zu beobachten.

Da geschah plötzlich etwas ganz Unerwartetes: Von einem starken, tiefbeasteten Baum an der mir gegenüberliegenden Seite des Wassertümpels flog wie der Blitz ein schwerer, gelb und schwarz gefleckter Körper herab auf das junge Wildschwein, das mit lautem Quieken zusammenbrach. Ein Leopard, der auf dem untersten Aste auf der Lauer gelegen, hatte sich auf das Tier gestürzt und ihm im Nu den Hals durchgebissen.

Im ersten Augenblick war ich so überrascht, daß ich ganz das Schießen vergaß und neugierig auf das interessante Schauspiel vor mir starrte. Doch schon in den nächsten Sekunden änderte sich das Bild. Auf das Geschrei des kleinen Tieres stürzten aus dem Sumpfe drei starke Wildschweine und warfen sich wutschnaubend auf den Angreifer. Ich dachte, er würde den Kampf aufnehmen, wodurch es mir dann möglich geworden wäre, meine Büchse das letzte Wort sprechen zu lassen.

Aber der Leopard hielt dem Ansturm der stark bewehrten Keiler nicht stand; er ließ das verwundete Schwein fahren und verschwand mit einigen großen Sätzen in dem Dickicht.

Die ihn angreifenden Sauen folgten ihm nur bis an den Rand des Gebüsches; dann kehrten sie um und beschnupperten grunzend den inzwischen verendeten Ueberläufer. Auf ein lautes „Hoh", „Hoh" das eins der Schweine ausstieß, wandte sich die ganze Rotte plötzlich um und raste nach der entgegengesetzten Seite in die Grasebene davon.

Ich blieb nun noch eine halbe Stunde auf meinem Beobachtungsposten stehen in der Hoffnung, daß der Leopard zu seiner Beute zurückkehren und mir dann ein leichtes und sicheres Ziel bieten werde. Aber er ließ sich nicht sehen. So ging ich denn ins Lager zurück und holte meine Schwarzen, die versuchen sollten, mir den Leoparden aus dem Busch herauszutreiben. Ich nahm meinen Platz an einer Stelle, wo das Gras nicht sehr hoch war und ich Aussicht auf einen sicheren Schuß hatte.

Die Leute gingen auch in weitem Bogen um den nicht sehr großen Busch herum, machten ein großes Geschrei und schlugen mit Stangen in das Gebüsch. Aber da sich keiner mitten hinein wagte, blieb das Raubtier ruhig in seiner Deckung, und ich wartete vergebens. Da befahl ich ihnen, brennende Holzscheite aus dem Lager zu holen und das Dickicht noch einmal zu durchstöbern. Ich konnte das ohne Gefahr für meine Leute und das Lager tun, weil das Gras und das Gebüsch von dem in der Nacht gefallenen Regen feucht und die Gefahr eines größeren Brandes ausgeschlossen war.

Nun drangen die Leute auch mutiger vor, da sie wußten, daß die großen Katzen gern dem Feuer aus dem Wege gehen. Doch schon waren die Treiber auf 50 Schritte an meinen Stand herangekommen, und noch immer ließ sich nichts von dem Leoparden vernehmen.

Da hörte ich auf einmal kurz hinter mir ein leises, wie schleifendes Geräusch. Ich drehte mich vorsichtig um und konnte an den sich bewegenden Grashalmen deutlich die Spur des heranschleichenden Leoparden feststellen.

Mit angeschlagener Büchse folgte ich der Bewegung des Grases; doch konnte ich von dem Tier selbst nichts sehen.

Ungefähr 15 Schritte vom Rande, etwas seitwärts von mir schien das Tier zu verhoffen; die Büchse fing an, bedenklich zu zittern, ich mußte absetzen.

Nun rückten aber die Treiber immer näher, und der Rauch der brennenden Holzscheite machte sich recht fühlbar.

Da bewegt sich das Gras wieder; in langen Fluchten setzt nun der Leopard ins Freie, keine 10 Meter an mir vorüber.

Ich reiße die Büchse an die Backe und — schieße das mächtige Raubtier auf die kurze Entfernung — vorbei, denn mit unverminderter Schnelligkeit setzt es seine Flucht fort.

Doch eine Sekunde genügt, um den Repetiergriff auszuführen; beim nächsten Schuß überschlägt sich der Leopard wie ein Hase und ist fast auf dem Fleck verendet. Das Geschoß ist bei der Keule eingedrungen und hat den Körper der Länge nach durchschlagen.

Es war ein starkes, prächtig gezeichnetes Männchen, dessen wertvolles Fell mir leider beim Präparieren verdorben wurde.

Hier hatte ich zum ersten Mal einen Leoparden auf einem Baume angetroffen, was in Afrika wohl nicht oft beobachtet werden wird; wenigstens habe ich es bei allen meinen Reisen nicht wieder gefunden. Doch wollen andere Reisende das Gegenteil erlebt und sogar festgestellt haben, daß der Leopard die Reste von frisch geschlagenem Wild, das er nicht auf einmal verzehren kann, auf Bäumen in Sicherheit bringt, damit es nicht den überall herumlungernden Hyänen und Schakalen zur Beute wird.

In den letzten Tagen des Dezember 1908 traf ich wieder in Kilwa ein. Als ich am ersten Abend das einzige „Hotel" der Stadt, das dem dicken „Hauck" gehörte, besuchte, wartete meiner dort eine angenehme Ueberraschung.

In der „Reichstagshalle", die der Wirt eigens zum Empfang der damals die Kolonie besuchenden deutschen Reichstagsabgeordneten hatte errichten lassen, schallte mir bei meinem Eintritt ein kräftiger Musiktusch entgegen.

Mein Erstaunen über den hier ungewohnten Genuß wich aber bald einer großen Heiterkeit, als ich mir die spielende Kapelle näher ansah.

Im „Kanzu", dem langen Hemd der Schwarzen, den roten Fez auf dem Kopfe, sitzt der dicke Wirt in der Mitte der Halle und entlockt einer riesigen Ziehharmonika so gewaltige Töne, daß man damit eine Herde Elefanten oder Büffel in die Flucht hätte jagen können. Er keucht und schwitzt in dem für ihn viel

zu engen Gewand, das sie ihm mit vieler Mühe über den umfangreichen Korpus gestreift haben. Um ihn gruppiert sich ein halbes Dutzend meiner näheren Bekannten in derselben Uniform, und jeder bearbeitet ein Instrument in einer Weise, die manchem Berufsmusiker Ehre gemacht haben würde. Als Dirigent fungiert der neue Reichslehrer, der den wuchtigen Paukenschläger abwechselnd als Taktstock und zum Schlagen der großen Bumbum gebraucht. Die Bezeichnung der Programm-Nummern war den afrikanischen Verhältnissen entsprechend gewählt. „Elefanten-Marsch", Löwen-Polka, Flußpferd-Galopp, Straußen-Walzer" wechselten mit einander ab und erinnerten an die erlebten Abenteuer draußen in der Wildnis. Solche „Konzerte" fanden nun öfters statt. Sie hatten den Vorzug vor den europäischen, daß kein Eintrittsgeld erhoben wurde; doch ganz umsonst hatte man das Vergnügen auch hier nicht. Die Zuhörer mußten den „Stoff" zur „Anfeuchtung der Instrumente" stellen, und das kam manchmal recht teuer zu stehen. Die Leistungsfähigkeit von Musikantenkehlen ist schon im kühlen Europa männiglich bekannt; aber der Durst einer Kapelle im heißen Afrika ist wahrhaft unheimlich. Lediglich dieser Umstand hat auch dem schönen künstlerischen Unternehmen bald ein jähes Ende bereitet. Die Musikaufführungen dehnten sich zuweilen etwas lange aus, und die Polizei war in unserem Schutzgebiete ebenso wachsam als in Deutschland. Mehrmals munkelte man von „nächtlicher Ruhestörung". Als sich nun gar einmal die Kapelle in feuchtfröhlicher Stimmung nachts um die Geisterstunde vor dem Bezirksamt produzieren wollte, wurde kurzerhand durch obrigkeitlichen Befehl der Musikverein aufgelöst und einige Instrumente, die aus Reichsbesitz stammten, eingezogen.

Sic transit gloria mundi!

Quer durch Südostafrika. — Am Mawudji. — In verzweifelter Lage. — Eine interessante Beobachtung. — Jagd auf Elenantilopen. — Ein guter Schuß in der Mondnacht. — Die Puffotter.

Mit dem 1. Januar 1901 traten für Ostafrika eine Reihe von Bestimmungen inkraft, wodurch auch die Ausübung der Jagd neu geregelt wurde. Um einem zu starken Abschuß von Wild vorzubeugen, gab die Regierung den sogen. „Großen Jagdschein" aus, für den jährlich 750 Rupien (1000 Mark) entrichtet werden mußten. Nur der Inhaber dieses Scheines war berechtigt, alle Arten von Großwild zu erlegen.

Außer diesem „Großen" gab es noch den „Kleinen Jagdschein", der 50 Rupien kostete, aber auch nur für die Jagd auf mittleres und kleines Wild galt. Elefant, Nashorn, Flußpferd und große Antilopen durften von dem Besitzer des kleinen Scheines nicht geschossen werden. Von Elefanten mußten übrigens auch von dem Inhaber des großen Scheines ein Schußgeld von 200 Mark pro Stück oder ein Stoßzahn des erlegten Tieres an das Gouvernement abgegeben werden. Zu diesen die Jagd beschränkenden Bestimmungen kam noch die, daß von dem großen Jagdschein nur eine ganz geringe Anzahl, nämlich drei für jeden Bezirk, ausgegeben werden sollten.

Da ich schon lange eine größere Jagdreise durch den südwestlichen Teil unseres Schutzgebietes bis zum Nyassa-See geplant hatte, sicherte ich mir jetzt einen „Großen Jagdschein" und traf die Vorbereitungen zu der Expedition, die auf etwa 1 Jahr berechnet war.

Es ist für einen einzelnen Europäer, dem nicht wie den damals ebenfalls Ostafrika bereisenden großen Jägern Roosevelt und dem Herzog von Mecklenburg große Geldmittel zur Ver-

fügung stehen, kein leichtes Unternehmen, einen solchen Jagdzug zu veranstalten. Das Schwierigste ist immer die Trägerfrage, denn ohne eine genügende Anzahl von Trägern ist die erfolgreiche Ausführung einer größeren Jagdreise unmöglich.

Meine Bekannten zweifelten daran, daß ich jetzt die nötigen Leute bekommen werde, weil eben alle verfügbaren Eingeborenen für die bevorstehende Safari des neuen Gouverneurs angeworben würden.

Ich kannte die Verhältnisse aber besser. Ich wußte, wenn ich heute meinen Boy zu meinen früheren Trägern schicke, so habe ich morgen die 25 Mann, die ich für meine Expedition brauche, zusammen. So war es auch. Als es bekannt wurde, daß „Bwana Bode" wieder in den Busch ziehe, meldeten sich mehr Leute, als ich nötig hatte. Sie wußten, daß sie es gut bei mir hatten und für ihre Verpflegung, die sie sich sonst selbst stellen müssen, wenig aufzuwenden brauchten, weil ich meinen Trägern das von mir geschossene Wild fast ganz überließ.

Acht Tage später marschierte ich an der Spitze meiner kleinen Truppe wieder aus Kilwa.

Dieses Mal nahm ich meinen Weg nach Südwesten über den Ort Mgeri-geri, wo sich in letzter Zeit viele Elefanten gezeigt und großen Schaden an den Feldfrüchten und Mangobäumen angerichtet haben sollten.

Bei meiner Ankunft in der dortigen Gegend war jedoch die Regenzeit soweit vorgeschritten, daß ein großer Teil des Landes überschwemmt war, und ich mit meinen Leuten oft bis an die Hüften durch das Wasser waten mußte.

Infolgedessen hatten sich dort die Elefanten wieder weggezogen. Ich setzte deshalb meinen Weg weiter nach Südwesten fort und kam nach fünf Tagemärschen an den Mawudji, einen Küstenfluß, der südlich von Kilwa ins Meer mündet.

Hier traf ich wieder stark bewohnte Niederlassungen an, während mir in den letzten Tagen nur ganz vereinzelt Eingeborene begegnet waren. In der Flußniederung standen zahlreiche Hütten, um welche sich gut bebaute Reis- und Hirsefelder ausdehnten.

Ich ließ meine Leute am Flusse rasten und ging mit einigen Schwarzen nach dem Dorfe, um mir dort nähere Auskunft über die Verhältnisse der Gegend einzuholen.

Der Jumbe, ein gut gewachsener, intelligent aussehender Mann, kam mir mit einer Anzahl der Einwohner entgegen und lud mich in seine Hütte ein. Ich zog es aber vor, im Freien zu bleiben, bis wir erst wußten, weß Geistes Kinder wir hier vor uns hätten.

Das Resultat unserer nun folgenden Unterredung, die in der Hauptsache durch meinen Führer vermittelt wurde, war für beide Teile befriedigend. Für mich insofern, als ich hörte, daß es viele Elefanten in dieser Gegend gebe, und für den Jumben, weil ihm mein Führer sagte, daß ich ein berühmter Elefantenjäger sei, der hier längere Zeit zu bleiben gedenke.

Der Jumbe gab hierüber seine besondere Freude zu erkennen und erbot sich, für mich von seinen Leuten eine feste Hütte erbauen zu lassen. Er versprach auch, für meine Träger Lebensmittel aus den benachbarten Jumbenschaften herbei holen zu lassen, da in seinem Dorfe jetzt wenig zu haben sei; die Elefanten hätten im vorigen Jahre die Ernte zum großen Teil vernichtet und schweren Schaden verursacht.

„Nun", dachte ich, „wenn das alles stimmt, bin ich hier ja gerade an die richtige Stelle gekommen." Auf meine Frage wie der Ort heiße, nannte er den Namen „Kwa Hemedi". Früher, sagte er, hieß die Niederlassung „Kwa Kiteso". Das war der Name des früheren Ortsvorstehers, der sich am letzten Aufstand beteiligt und totgeschossen worden war.

Da sich der jetzige Jumbe „Hemedi" nannte, fand ich hier wieder bestätigt, was ich auch in anderen Gegenden gefunden

hatte. Die Schwarzen bezeichnen ihre Dörfer vielfach nach den Namen ihrer Häuptlinge Daher kommt es, daß mancher Ort mehrere Benennungen hat, je nachdem das frühere Stammesoberhaupt kürzere oder längere Zeit im Amt gewesen ist.

Die Bewohner der dortigen Gegend gehören dem Stamme der Wangindo's an. Sie sind ein gut gebauter Menschenschlag, zeigen aber meistens unschöne Gesichtszüge. Die erwachsenen Männer und Frauen haben nach der Sitte vieler anderen afrikanischen Stämme die Schneidezähne spitz zugefeilt. Die Kinder und die heranwachsenden jungen Leute lassen sie in ihrem natürlichen Zustand. Die Weiber tragen als Schmuckstück das schon früher erwähnte „Kipini", (Nasenpflock) wie im südlichen Teile des Schutzgebietes; das „Pelele" (Lippenpflock) sieht man hier nicht. Es würde ihre ohnehin schon häßlichen Gesichter noch abstoßender machen.

In der ersten Woche meines Aufenthaltes in dem Negerdorfe machte ich kleine Jagdausflüge in die Umgegend und erlegte eine Anzahl Antilopen, deren Wildbret ich unter meine Träger und die Dorfinsassen verteilte. Ich ließ auch meine Leute einen größeren Vorrat trocknen und ansammeln zum Eintausch für andere Nahrungsmittel, die wir von den benachbarten Wohnplätzen erhalten sollten.

Die Schwarzen nahmen das Fleisch lieber als Geld, für das sie in diesen abgelegenen Landstrichen wenig Verwendung haben. Auch bunt gedruckte Zeuge sind ein beliebtes Tauschmittel.

Eines Tages, als ich eben einen Wasserbock erlegt hatte und das Wild nach dem Lager schaffen ließ, kam ein Bote aus dem Dorfe und meldete mir, daß auf der anderen Seite des Flusses mehrere Elefanten ständen. Ich ging sogleich mit ihm und sah auf etwa 800 Meter Entfernung fünf Stück an dem frischen Grase äsen. Es schienen aber keine starken Tiere zu sein, denn so viel ich von weitem feststellen konnte, hatte keiner von ihnen große

Zähne. Doch ließ ich mich auf einem Einbaum übersetzen und birschte auf 50 Meter an die Dickhäuter heran.

In guter Deckung blieb ich liegen und konnte nun das Treiben der Tiere genau beobachten. Einen zu schießen hatte ich keine Lust, da ihre Zähne meist schwach waren und der Wert derselben kaum das an das Gouvernement abzugebende Schußgeld (200 Mark) gedeckt haben würde. Außerdem wurden nach den neuen Verordnungen Elefantenzähne, die nicht mindestens 10 Pfund Gewicht hatten, von den Bezirksämtern konfisziert; der Schütze mußte aber gleichwohl das gesetzliche Schußgeld zahlen und hatte statt des erhofften Gewinnes noch den Aerger und den Schaden.

Ich sicherte also meine Büchse und verfolgte mit großem Interesse aus nächster Nähe das Gebahren der mächtigen Tiere.

Sie faßten große Büschel des etwa meterhohen Grases, führten es langsam zum Maule und kauten es mit weit hörbarem Geräusch. Dabei kollerte es fortwährend in ihrem Magen, so daß man den Donner eines fernen Gewitters zu hören glaubte. Zuweilen lockerten sie mit dem unteren Teile des Rüssels den Boden, faßten die lose Erde und bliesen sie mit starkem Strahl, ähnlich wie sie es mit dem Wasser machen, über Kopf und Rükken hin. Welchen Zweck sie damit verfolgten, konnte ich mir nicht recht erklären. Ich glaube, daß sie es zur Kühlung, vielleicht auch zur Vertreibung lästiger Insekten tun.

Daß der Elefant trotz seiner dicken Haut nicht unempfindlich gegen solche kleinen Plagegeister ist, sah ich einige Zeit später beim Durchstreifen des Bezirks Liwale. Dort beobachtete ich von einer Anhöhe aus einen starken Elefanten auf der anderen Seite des Flusses. An einer flachen Stelle durchwatete ich mit meinem Jäger das Wasser und war nach einer Viertelstunde an dem Platze, wo ich das Tier hatte äsen sehen. Ich traf es nicht mehr dort, konnte aber deutlich das starke Brechen im Holz durch das

flüchtig gehende Wild vernehmen. Was hatte den Elefanten veranlaßt, so schnell Reißaus zu nehmen? Von mir konnte er nichts gesehen und auch keine Witterung bekommen haben.

Da sah ich die Lösung des Rätsels; an einem durch das Tier abgebrochenen Ast war ein Wespennest, dessen Insassen in wilder Aufregung umherschwirrten. Sie waren durch den Dickhäuter in ihrer Ruhe gestört worden und hatten mit vereinten Kräften den Riesen in die Flucht gejagt.

Wohl eine Viertelstunde hatte ich auf meinem Beobachtungsposten gelegen, da kam mir einer der Elefanten so nahe, daß es mir bedenklich schien, noch länger auf dem Platze zu verweilen. Er äste auf der andern Seite des Busches, hinter dem ich gedeckt lag; manchmal glaubte ich den Luftzug zu spüren, der durch die fortwährende Bewegung der riesigen Ohrflügel verursacht wird. Was tun? Soll ich mich dem Elefanten zeigen oder ihn durch einen Schreckschuß zur Flucht veranlassen?

Ich wählte das letztere, weil es für mich am wenigsten gefährlich war. Wenn auch ein unverwundeter Elefant selten jemand angreift, so kann er doch dem unvermutet in seiner Nähe auftauchenden Menschen ungemütlich werden.

Ich feuerte also einen Schuß in die Luft, und hörte gleich darauf die Tiere flüchtig abgehen.

Als ich zum Dorf zurückkehrte, betrachteten mich die Schwarzen mit erstaunten Blicken und konnten nicht begreifen, warum ich keinen der Elefanten geschossen habe. Dem Jumben ließ ich durch meinen Führer den Grund mitteilen; der aber schüttelte den Kopf und meinte, das Bezirksamt sei doch so weit, und niemand würde mich hier verraten. Mein Nimbus als Jäger hatte einen starken Stoß erlitten.

In der zweiten Woche meines Aufenthaltes in Kwa Hemedi warb ich für meine Jagdausflüge in der weiteren Umgebung des

Ortes einen dort ansässigen älteren Führer an. Er war in jagdlicher Beziehung sehr zuverlässig und kannte die Lebensgewohnheiten des Wildes in dieser Gegend sehr genau. Er hat mir viele Mühe erspart und zu manchem guten Erfolge verholfen.

Am Morgen, wenn ich aufstand, erstattete er mir schon Bericht über das in der Nacht zum Flusse gewechselte Wild, dessen Fährten er in der Frühe festgestellt hatte.

Am dritten Tage seines Dienstes bei mir, als ich eben vor dem Zelt beim Frühstück saß, meldete er mir, daß in der letzten Nacht ein sehr starker Elefant mit mehreren geringeren auf den Maisfeldern gewesen und zurück ins Pori gezogen sei.

Sofort brach ich mit ihm auf und folgte den Fährten. Etwa 6 Kilometer weit vom Dorfe hatten sich zwei Stück, dabei der starke Elefant, von den anderen getrennt und waren seitlich nach einer Talsenkung gezogen, wo das Gras mehr als mannshoch war.

Das war nicht angenehm für mich, denn in einem solchen Grasdickicht hat der Jäger, trotzdem er ganz nahe an den Elefanten herankommt, keinen freien Ausblick und kann nicht schießen, oder das Tier wittert ihn und ergreift die Flucht.

Da tippte mir mein Führer, der hinter mir ging, an die Schulter und sagte leise: „Bwana, tembo!" (Herr, Elefanten!) Ich stand still und lauschte.

Ja, jetzt vernahm ich sie auch; sie mußten dicht an dem vor uns über dem Gras erscheinenden Busch stehen.

Vorsichtig, den Finger am Abzug, birschten wir weiter. Bei einem dicken, umgebrochenen Baumstamme machten wir Halt. Da erhob sich kaum 30 Meter vor uns der Rüssel eines Elefanten über das Gras; das vordere Ende breitete sich fast dütenförmig aus, und langsam, wie suchend oder tastend bewegte sich die Rüsselspitze hin und her. Der Elefant hatte uns gewittert; nur schien

er noch nicht zu wissen, von welcher Seite ihm die Gefahr drohte, da er uns eben so wenig sehen konnte, als wir ihn.

Eine ganze Weile dauerte dieses Manöver, dann war der Rüssel wieder verschwunden.

Was sollten wir machen? Weiter vorzugehen war wegen der Nähe des Tieres nicht ratsam. Da fiel mein Blick auf den vor uns liegenden dicken Baum. Nun wußte ich es. Steige ich auf den mindestens 80 Zentimeter starken Stamm, so stehe ich um so viel höher und kann den Kopf des Elefanten sehen und schießen. Vorsichtig klettere ich auf den erhöhten Stand und bringe zollweise den Kopf in die Höhe.

Da stehe ich dem mächtigen Tier auf kaum 25 Meter Entfernung Aug in Auge gegenüber. Zunächst scheint der Elefant nicht recht zu wissen, was er vor sich hat, denn unbeweglich starrt er mich an. Als ich aber jetzt die Büchse hebe, scheint er seinen Feind erkannt zu haben. Der Rüssel fliegt blitzschnell in die Höhe, ob zum Angriff oder zur Flucht, weiß ich nicht, denn im selben Moment kracht meine Büchse. Schwankend bricht der Koloß in die Knie; doch gleich darauf ist er wieder hoch und kommt langsam auf mich zu. Auch der zweite Schuß wirft ihn nicht nieder. Da geschieht etwas Furchtbares. Während ich schnell zum dritten Schuß repetiere, trete ich auf dem Stamm einen Schritt seitwärts. Da weicht der Boden unter meinen Füßen, die morsche Rinde bricht durch und ich sinke bis nahe an die Hüften in den Stamm ein. Das Holz war von den Termiten vollständig zerfressen, was von außen nicht zu sehen war. Im ersten Augenblick war ich wie gelähmt, denn es war mir nicht möglich, schnell aus diesem scheußlichen Gefängnis herauszukommen. Mein Führer hatte, als er den Elefanten mich annehmen sah, Fersengeld gegeben und sich in dem hohen Grase versteckt.

Jetzt gilt es Leben oder Tod; wohl wiegt der Riese hin und her und kann jeden Augenblick zusammenbrechen; aber Schritt für

Schritt schiebt er sich vor und ist jetzt nur noch sechs Meter von mir entfernt. Erreicht er mich, so ist es aus mit mir. Da fliegt noch einmal die Büchse an die Wange, ein kurzes Zielen und im Knall bricht der Elefant dicht vor mir zusammen.

Wie eine Zentnerlast fiel es mir vom Herzen; so schnell als möglich befreite ich mich von den mich festhaltenden Holzstücken und stand nun hochaufatmend neben meiner Beute, dem stärksten Elefanten, den ich bis dahin erlegt hatte. Der eine Zahn war über 2 Meter lang und wog, wie ich später feststellte, 117 Pfund; der andere war an der Spitze abgebrochen, hatte aber immer noch das ansehnliche Gewicht von 89 Pfund.

Der Bruch mußte aber schon vor langer Zeit erfolgt sein, denn das stumpfe Ende war fast vollständig wieder zugeschliffen. Bekanntlich sind die Stoßzähne der wild lebenden alten Elefanten an der Spitze seitwärts stark abgenutzt. Dies kommt daher, weil die Tiere von der Seite her die Rinde von jüngeren Bäumen und Aesten loslösen, um sie dann in langen Streifen abzuziehen und zu fressen.

Am anderen Morgen bei Tagesanbruch wurde ich, noch ehe ich von meinem Lager aufgestanden war, durch lautes Lärmen und Schreien geweckt, das vom Dorfe her zu meiner Hütte herüberschallte. Ich rief meinem Boy, der draußen nachsehen sollte, was das bedeute. Er war aber kaum vor der Hütte angelangt, da stürzten ihm auch schon eine Anzahl Dorfbewohner entgegen, die ihm in großer Aufregung meldeten, daß eine ganze Herde Elefanten auf ihren Feldern stehe. Auch mein Jäger, der auf seinem täglichen Spürgang am Flusse gewesen war, traf eben ein und bestätigte die Angaben der Dorfleute.

Nach schnell eingenommenem Frühstück machte ich mich jagdfertig und zog los. In dem Dorfe war inzwischen das Geschrei verstummt, ein Zeichen, daß die Elefanten vom Felde verschwunden waren. Sie hatten sich ins Pori zurückgezogen.

Auf den Aeckern aber, wo sie geäst hatten, sah es böse aus; kreuz und quer liefen die riesien Fährten; was nicht abgerissen war, war tief in den Boden getreten. Die kurze Zeit ihrer Anwesenheit auf dem Felde hatte genügt, die Ernte größtenteils zu zerstören.

Ich verfolgte nun die Rückfährten und kam bald an eine Stelle, wo sich die mindestens 8 Stück zählende Herde geteilt hatte, vier Stück waren nach rechts, die andern gerade aus auf dem Wechsel weiter gezogen. Da auf dem ausgetretenen Pfad ein schnelleres Vorwärtskommen möglich war, als in dem hohen Grase, so wählte ich den bequemeren Weg und ging darauf mit meinem Jäger weiter.

Etwa eine Stunde waren wir dem Wechsel gefolgt, da fiel mein Blick auf eine 200 Meter seitwärts stehende Baumgruppe, von der ich wegen des hohen Grases nur die Kronen sehen konnte. Trotz der absoluten Windstille bewegten sich die Baumwipfel zeitweise hin und her; einige Mal bogen sie sich sogar tief herunter, als ob sie von einem starken Sturm erfaßt wären. Sollten dort die Elefanten stehen?

Vom Wechsel abbiegend, birschte ich durch das Gras nach der Baumgruppe hin. Wie ich vermutet, so war es. Kaum war ich 50 Meter näher gekommen, da wurde der Graswald etwas niedriger, und über den hohen Halmen erschienen die massigen Körper zweier Elefanten, von denen aber nur der breite Rücken und der obere Teil des Kopfes zu sehen war. Sie standen unter einigen mäßig hohen, mittelstarken Bäumen, deren unterste Aeste abgebrochen und abgeäst waren. Eines der Tiere holte eben einen ihm noch erreichbaren Ast herunter und brach ihn ab; dann aber stemmte es den mächtigen Schädel gegen den Stamm und drückte diesen mit seiner Riesenkraft so weit nach vorn, daß die Zweige bis tief in das Gras hinabreichten. In dieser Stellung blieb das Tier wohl eine Minute unbeweglich stehen, so daß ich

mir über den Grund dieses Gebahrens nicht recht klar werden konnte.

Plötzlich ging mir ein Licht auf; in dem Gras standen wahrscheinlich noch kleine Elefanten, denen das kluge Tier auf diese Weise die zarten Spitzen der Krone und der oberen Aeste zugänglich machte. So war es auch. Die einzelnen aufschnellenden Stümpfe der Zweige bewiesen es deutlich und eine jetzt über dem Gras sichtbare Rüsselspitze machte es zur Gewißheit. Ich beobachtete wohl 10 Minuten lang das interessante Treiben der klugen Tiere und konnte mich nicht entschließen, sie darin zu stören. Da ich ohnedies keine weiblichen Elefanten, als welche ich die beiden großen Tiere erkannt hatte, ohne Not schoß, so trat ich behutsam den Rückzug an und freute mich des schönen Bildes, das zu sehen wohl selten einem Weißen beschieden sein wird.

Mehrere Stunden folgten wir dann noch den Fährten der anderen Elefanten, ohne aber einen zu Gesicht zu bekommen. Wegen der vielen Wiedergänge, die sie gemacht haben, war die Richtung nicht mehr festzustellen, und so kehrte ich ohne Resultat ins Lager zurück.

An einem der nächsten Tage traf der Jumbe von einem etwa 20 Kilometer entfernten Negerdorfe ein, um die von seinen Leuten mitgebrachten Lebensmittel, Mais und Hirse, gegen Geld, Fleisch und andere Sachen umzutauschen. Der Vorrat an Wildbret war nun gerade jetzt auch bei uns knapp geworden, da ich in der letzten Woche nur auf Elefanten gejagt hatte. Ich beschloß darum, eine größere Jagdstreife zu machen, um, wenn möglich, mehrere Stück Wild zu erlegen.

Als der fremde Häuptling meinen Plan erfuhr, kam er zu mir und sagte, er wolle auch an der Jagd teilnehmen. Ich möge ihm eine von meinen Büchsen geben, denn er könne sehr gut schießen.

Natürlich hütete ich mich, seinen Wunsch zu erfüllen, denn der Mann sah mir nicht sehr vertrauenerweckend aus. Ich wußte, daß die Bewohner dieser Gegend sich vor einigen Jahren am Aufstand beteiligt hatten, und ihnen deshalb ihre Gewehre seitens der Regierung konfisciert worden waren. Wie leicht hätte der biedere Jumbe sich mit meiner Büchse im Busch „verirren" können, so daß ich beide vielleicht niemals wiedergesehen hätte. Außerdem fiel mir der vor kurzem verunglückte Ingenieur der Bahnbau-Gesellschaft ein, der mit mehreren Schwarzen in die Steppe auf die Jagd gegangen und nicht wiedergekommen war. Er wurde nach mehrtägigem Suchen mit einem Schuß durch den Rücken tot aufgefunden; mehrere seiner Begleiter aber waren mit seinen beiden Gewehren verschwunden. Ich gab deshalb nur in äußerst seltenen Fällen ein unverpacktes Gewehr in die Hände eines Negers, ausgenommen meinem Jäger, dessen Zuverlässigkeit ich auf mehreren Reisen erprobt hatte.

Am Mittag desselben Tages brach ich mit einer Anzahl Schwarzer auf und zog in der Richtung des Weges, auf dem die fremden Leute am Morgen nach Kwa Hemedi gekommen waren. Wie sie erzählten, hatten sie in einem Tale eine Herde Elen-Antilopen gesehen, die ruhig geäst und sich zum teil niedergetan hatten; sie seien sicher nicht viel weiter gezogen.

Wenn es sich so verhielt, so war mir hier Gelegenheit geboten, gute Beute zu machen, da diese Antilopen nicht sehr scheu sind und das einzelne Tier ein Gewicht von 6 bis 10 Zentnern erreicht.

Nach etwa zweistündigem Marsche trafen wir das Wild noch an der Stelle an, wo es die Schwarzen am Morgen gesehen hatten.

Es waren acht Stück, die von zwei starken Bullen geführt wurden. Durch das hohe Gras gedeckt, kam ich bis auf 80 Meter an das Rudel heran; auf meinen ersten Schuß stürzte das stärkste

Stück im Feuer; das zweite Geschoß traf ein schwächeres Elen, das mit den anderen noch abging, aber nach einigen hundert Meter Entfernung ebenfalls verendend zusammenbrach. Lautes Freudengeheul erscholl aus den rauhen Kehlen der Schwarzen, die von weitem den Erfolg meiner Schüsse beobachtet hatten. Sie eilten herbei und standen vor Freude grinsend oder lebhaft gestikulierend vor dem erlegten riesigen Elenbullen.

Es war aber auch ein ganz besonders starkes Tier mit gewaltigen, armsdicken Hörnern. Sein Gewicht mochte wohl 11 bis 12 Zentner betragen. Unverzüglich machten sich nun die Schwarzen an das Abhäuten und Zerlegen der beiden Tiere; jeder von ihnen bekam eine tüchtige Last, an der sie schwer bis in das etwa 10 Kilometer entfernte Dorf zu schleppen hatten. Doch hätten sie gern noch mehr aufgeladen, wußten sie doch, daß ihnen jetzt wieder einige gute Tage winkten, an denen sie im lang entbehrten Fleischgenuß schwelgen konnten.

Die Elenantilope ist die stärkste Gattung dieser Tiere in Afrika. Sie wird viel größer und schwerer als unser Rind, ist dunkelgrau gefärbt und trägt ein massiges, etwa 60 bis 80 Zentimeter hohes Gehörn, das bis zu zwei Drittel seiner Höhe in sich eine Drehung macht. Das Wildbret von dieser Antilope ist besser als das der meisten anderen Arten und wird auch von den Europäern gern gegessen.

In der letzten Zeit hat man es versucht, die Elenantilope zu zähmen und als Zugtier zu benutzen. Den Anfang damit haben die Buren in Südafrika gemacht und auch damit schon Erfolge erzielt. Die Not war auch hier, wie in so vielen anderen Verhältnissen ein guter Lehrmeister. In manchen Gegenden hat dort, wie auch in unserem Schutzgebiete, die Rinderpest und die Tsetsefliege solche Verheerungen unter dem Viehbestand der Bewohner angerichtet, daß es ihnen oft an Zugtieren fehlte, um ihre Felder zu bestellen. Da verfiel ein findiger Kopf auf den Gedanken, das

große und kräftige „Elen“ das dort noch zahlreich vorkam, als Junges einzufangen und durch systematische Aufzucht und Gewöhnung zum Haustier heranzuziehen. Leicht war die Sache allerdings nicht; es gehörte die ganze Zähigkeit und Ausdauer eines Buren dazu, um die Aufgabe zu lösen.

Schon das Einfangen der jungen Tiere ist ein schweres Stück Arbeit. Es vereinigen sich zu diesem Zweck eine Anzahl Farmer und reiten in die Grassteppe, um ein größeres Rudel „Elands“ aufzusuchen. Haben sie ein solches entdeckt, bei dem sich junge Tiere befinden, so kreisen sie die Herde im großen Bogen ein. Auf ein gegebenes Zeichen sprengen die Reiter im schärfsten Galopp auf die Antilopen los. Diese flüchten und die ausgewachsenen Tiere erreichen bald eine solche Schnelligkeit, daß sie auch das beste Pferd nicht einholen kann. Die kleinen Tiere aber, die erst einige Monate alt sind, halten diese Hetzjagd nicht lange aus. Gar bald bleiben sie schweißbedeckt und zitternd stehen und schreien jämmerlich. Im Nu ist ein Reiter heran, faßt ein solches Kalb am Schwanz und bringt es zu Fall. Dann springt er aus dem Sattel und fesselt die beiden Hinterläufe des Tieres. Zugleich eilt ein anderer hinzu und schlägt eine große, warme Decke um das wehrlose Tier, um es vor Verletzungen und zu jähem Temperaturwechsel zu schützen. Weil aber das junge Elen nach Wiedererlangung seiner Kräfte schwer zu bändigen und noch schwerer zu transportieren wäre, macht ihm der Bur eine starke Morphiumeinspritzung unter die Haut, wodurch das Tier in einen Betäubungsschlaf verfällt, der mindestens 24 Stunden anhält. In dieser Zeit bringt man das Tier an einen ruhigen und geschützten Ort und führt eine gute Milchkuh dorthin, die für die nächste Zeit an dem verwaisten Elenkalb Mutterstelle vertreten muß.

Zwar sträubt sich anfangs die Kuh, den fremden Wildling anzunehmen; doch der praktische Bur fesselt ihr die Hinterbeine

und zwingt sie so, die Nahrung für die inzwischen aus ihrer Betäubung erwachte junge Antilope herzugeben.

Nach einigen Tagen haben sich Kuh und Elenkalb an einander gewöhnt, und dieses folgt nun seiner neuen Mutter überall hin. In einem umzäunten Grasplatz wird nun das junge Tier mit mehreren ebenfalls gefangenen Artgenossen gefüttert und später allmählich an das Zuggeschirr gewöhnt. Anfangs nimmt man ein oder zwei Stück „Elands" zwischen ein Paar Maultiere und ein Paar an der Spitze gehende Zugochsen, wodurch sie eine ruhige Gangart lernen und später zum Ziehen schwerer Lasten verwendet werden können.

Am nächsten Morgen zog der fremde Jumbe mit seinen Leuten wieder ab. Die ganze Nacht hatten sie geschmaust und gleichzeitig das ihnen zugeteilte Fleisch in Streifen geschnitten und über großen Holzgestellen getrocknet und geräuchert.

Auch die Bewohner von Kwa Hemedi zeigten vergnügte Gesichter; denn auch sie hatten von der Beute ihren schönen Anteil erhalten. Ihre Stimmung mir gegenüber, die anfangs etwas zweifelhaft war, besserte sich von Tag zu Tag, je mehr sie den großen Nutzen einsahen, den sie durch meine Anwesenheit in ihrem Orte hatten. Soviel Fleisch hatten sie wohl in ihrem Leben nicht zu essen bekommen; nach jedem Jagdzug bekamen sie das übrig bleibende Wildbret, das meine Träger nicht alles für sich verwenden konnten. Den größeren Vorteil hatten sie aber dadurch, daß durch meine erfolgreichen Elefantenjagden der Schaden, den diese Tiere bisher immer vor der Ernte an ihren Feldern angerichtet hatten, auf ein geringes herabgemindert wurde.

Wohl kamen immer wieder Elefantenherden von 6 bis 10 Stück bis in die Nähe der Hütten; wenn dann aber meine Büchse ein- oder mehrmals gesprochen hatte, so kam wenigstens diese Herde in der nächsten Zeit nicht wieder. Die klugen Tiere lernten sehr bald die Wirkung des kurzen, scharfen Knalles gegen-

über dem Lärmen und Schreien der Schwarzen unterscheiden, das diese jedes Mal in Szene setzten, wenn sie in der Nähe ihrer Felder erschienen.

Manchmal holten sie mich mitten in der Nacht aus meiner Hütte, wenn sich die Elefanten kaum daran kehrten, daß die Männer wie rasend schrieen und die Goma (Trommel) schlugen und die Weiber mit schrillen, tremolierenden Lauten den Höllenspektakel zu verstärken suchten.

Einer solchen nächtlichen Razzia verdanke ich einen meiner stärksten Elefanten.

Es waren sieben Stück, die von einem riesigen Bullen geführt wurden. Sie standen in einer hellen Mondnacht auf einem Maisstück und machten trotz aller Scheuchversuche der Schwarzen keine Miene, das Feld zu verlassen.

Ich umging mit meinem Jäger die Elefanten in einem großen Bogen und kam, vom Buschrande gedeckt, bis auf 60 Meter heran. Da ein Kopfschuß auf diese Entfernung bei dem unsicheren Licht zweifelhaft war, schoß ich dem Bullen, der etwas spitz von mir abstand, hinter das Blatt. Auf den Knall fuhren die Tiere durcheinander, das geschossene Stück schoß einige Male hin und her, und dann brach die Herde unter ohrenbetäubendem Trompeten und Brüllen seitwärts in den Busch. Glücklicherweise blieben wir von ihnen unbemerkt, sonst hätte die Sache für uns doch übel ablaufen können.

Am Morgen, gleich nach Tagesanbruch, nahm ich mit meinem Jäger und vier Schwarzen die Nachsuche auf. Die gut sichtbare Schweißfährte deutete auf Lungenschuß und führte ungefähr eine halbe Stunde weit zwischen den anderen Fährten, zweigte sich aber dann von ihnen ab und ging seitwärts ins hohe Gras. Nun hieß es vorsichtig sein, denn da der starke Elefant nur den einen Schuß hatte, konnte man annehmen, daß er noch nicht verendet sei. Noch etwa zwei Kilometer ging es weiter,

da kamen wir an eine Stelle, an der der Elefant stark herumgetreten und viel Schweiß verloren hatte. Nun konnte er nicht mehr weit sein. Indem ich in dem Grase die weitere Richtung der Fährte feststellen wollte, rief plötzlich einer der Schwarzen, der uns alle um Haupteslänge überragte: „Bwana, dort liegt er".

Wirklich, kaum 20 Meter vor uns lag das Riesentier im hohen Grase auf der Seite.

Meine Freude war groß, denn die Zähne waren sehr stark und zeigten das beste Elfenbein, das ich hier mit geringer Mühe erbeutet hatte.

Wo mein Schuß saß, konnte ich nicht sehen, da der Elefant auf der linken Seite lag, auf welche ich geschossen. Ich fand auch in Afrika die früher schon oft gemachte Wahrnehmung bestätigt, daß das mit der Kugel geschossene verendete Wild fast regelmäßig auf der Seite liegt, wo der Einschuß ist.

Am nächsten Tage holte ich mit einigen Trägern die Zähne des Elefanten. Als ich so auf dem ausgetretenen Wildpfade an der Spitze meiner Leute dahinging, hörte ich plötzlich einen lauten Ausruf des hinter mir folgenden Jägers.

Ich wandte mich um und sah den starren Blick des Schwarzen nach einer Stelle rechts von mir in das Gebüsch gerichtet. Dabei bewegte er die Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Ich sah nun selbst dahin und erschrak nicht wenig, als ich kaum 2 Meter seitwärts die grünschillernden Augen und die züngelnde Bewegungen eines Schlangenkopfes auf mich gerichtet sah. Rasch schlug ich die Büchse an, und der schnell hingeworfene Schuß zerschmetterte dem gefährlichen Reptil den Kopf.

Es war eine Puffotter, eine der gefährlichsten Schlangen Afrikas. Sie ist über einen Meter lang und erreicht die Stärke eines Mannesarmes. Die Färbung ist auf der Oberseite kupferbraun mit dunklen Feldern, auf der Unterseite silbergrau. Der

Rücken ist mit kurzen Schuppen bedeckt; am Bauche sind die breiten Schuppenringe, die dem Tier zur Fortbewegung dienen. Ihr Biß ist sehr oft tödlich, wenn nicht sofort geeignete Gegenmittel angewendet werden. Die Schwarzen kennen auch solche Mittel, verraten sie aber selten einem Weißen.

Diese gefährliche Schlange kommt in jener Gegend ziemlich häufig vor. Einmal stattete mir ein solches giftiges Reptil einen Besuch in meinem Zelt ab.

Ich lag am Nachmittag auf meinem Feldbett im Halbschlafe, und Traumbilder aus der Heimat zogen an meinem geistigen Auge vorüber. Das leise Rauschen des deutschen Waldes summte mir in den Ohren; dazwischen glaubte ich das Zwitschern der gefiederten Sänger der Heimat zu hören.

Plötzlich beschlich mich ein unbehagliches, beklemmendes Gefühl. Ich erwachte, hörte aber noch das traumhafte Singen, jedoch ganz anders als von Vogelstimmen. Ich wandte den Kopf zur Seite und sah zu meiner unangenehmen Ueberraschung in der Ecke des Zeltes den Kopf der Giftschlange, die eben ihren Körper langsam nach meinem Lager hinschob. Dabei ließ sie ein scharfes Zischen hören, das ich im halbwachen Zustande für Vogelgezwitscher gehalten hatte. Da es mir gefährlich schien, mich zu bewegen oder aufzustehen, auch gerade keine Waffe zur Hand hatte, rief ich meinen Jäger, der vor dem Zelte einen Wildbraten am Spieße drehte. Er kam mit einem starken Knüppel und tötete das Tier mit mehreren Hieben auf den Kopf. Die Haut ließ ich mir abziehen und habe sie als Andenken in die Heimat mitgenommen.

In den nächsten Wochen erlegte ich in der Umgebung von Kwa Hemedi noch vier starke Elefanten, so daß die Tiere nach und nach die für sie so gefährliche Gegend mieden und die Felder der Eingeborenen von weiterem Schaden verschont blieben.

Niemand war darüber mehr froh, als diese selbst; mehrmals hörte ich von ihnen den Wunsch, ich möchte immer bei ihnen bleiben. Da es mich aber nicht danach gelüstete, zum Häuptling der Schwarzen ernannt zu werden und meine Leute auch ihre vollen Traglasten für den Rückweg hatten, so ließ ich Anstalten zum Aufbruch nach der Küste machen. Doch versprach ich dem Jumben, im nächsten Jahre wiederzukommen und dann längere Zeit bei ihnen zu wohnen.

Ich ließ nun mein Lager abbrechen und kehrte auf dem nächsten Wege nach Kilwa zurück, wo meine reiche Beute, die ich in kurzer Zeit gemacht hatte, nicht geringes Aufsehen erregte. Mehrere dort anwesende fremde Jäger hätten gar zu gern erfahren, wo diese ergiebigen Jagdgründe waren. Ich wußte mich in dieser Beziehung zu beherrschen, und meinen Schwarzen hatte ich strenge verboten, etwas über meine letzte Safari auszuplaudern.

Zur Vorsorge hatte ich sie gleich wieder für die neue, in Aussicht genommene Jagdreise verpflichtet und damit einer Anwerbung durch andere Europäer vorgebeugt.

Von Kilwa nach Songea. Die Wangindos und Wamueras. In Songea. Vom Ruhuhu bis Ciwale. Mein stärkster Elefant. Der von Elefanten getötete Landsmann. Die Riesenschlange.

Nach einer 14 tägigen Ruhepause stand meine Expedition wieder zum Abmarsch bereit. Dieses Mal nahm ich die Richtung gerade aus nach Westen, um auf nächstem Wege bis zu den Seen zu gelangen. Doch fand ich in den ersten Tagen so wenig Wasser und Wild, daß ich mich veranlaßt sah, den Marsch mehr nach Südwesten zu richten.

So gelangte ich wieder in die Gegend von Kwa Hemedi, wo ich in der letzten Zeit gejagt hatte. Doch hielt ich mich hier nur einige Tage auf, da die Bewohner ihre Ernte fast beendet hatten und damit auch die Elefanten verschwunden waren. Nur einen starken Bullen erlegte ich noch, der aber nur einen Stoßzahn hatte. Man findet das gar nicht selten und dann nur bei alten Elefanten. Zuweilen trifft man sogar solche, denen sie ganz fehlen. So folgte ich beim Abzug aus dieser Gegend einer starken Fährte zwei Tage lang; und als ich endlich den Elefanten schußmäßig hatte, sah ich zu meinem Aerger, daß der alte Bursche gar keine Stoßzähne mehr hatte. Selbstverständlich ließ ich ihn unbehelligt und zog mißmutig ab, denn ich war durch das Ausgehen der Fährte mehr als 20 Kilometer von meinem Wege abgekommen.

Das Fehlen der Stoßzähne bei ausgewachsenen Elefanten kann verschiedene Ursachen haben.

Wahrscheinlich ist es zumeist eine Folge des Alters, wie ja auch der Mensch bei hohen Jahren die Zähne verliert, und daß der Elefant 80 bis 100 Jahre alt werden kann, ist allgemein bekannt.

Dann kann dieser Mangel auch von Kämpfen herrühren, die man im Tierleben oft zwischen männlichen Individuen beobachtet hat. Wir treffen ja auch bei uns in Deutschland nicht selten Hirsche, die beim Kampf mit Rivalen einzelne Enden oder ganze Stangen des Geweihes verloren haben. Ebenso findet man, daß bei alten Keilern die Hauer oft beschädigt, manchmal ganz abgebrochen sind.

In starken Tagemärschen ging es nun weiter landeinwärts über Mira nach dem Merui, einem Nebenfluß des Mbemkuru.

Dieser Landstrich ist auch von Wangindos bewohnt, einem häßlichen und tückischen Menschenschlag, der dem Weißen meistens feindlich gesinnt ist.

Einen besseren Eindruck machen die Wamueras, deren Gebiet ich in den nächsten Tagen durchquerte. Sie zeigen ein viel freieres zuvorkommendes Wesen gegen den Europäer. Beide Geschlechter sind stark tötowiert, und die Weiber tragen das Pelele (die Lippenscheibe), wodurch ihr sonst gutes Aussehen nicht besonders gehoben wird. Sie bauen außer Mais und Hirse auch Reis und scheinen auf einer verhältnismäßig höheren Bildungsstufe zu stehen als die Wangindos.

In der Nähe eines größeren Negerdorfes ließ ich das Lager aufschlagen und gedachte von da aus Jagdausflüge in die Umgegend zu machen. Doch hörte ich von den Eingeborenen, daß jetzt bei ihnen sehr wenig Wild und gar keine Elefanten vorkämen.

Ich fand ihre Angaben bestätigt, und da die Verproviantierung meiner Leute schwierig wurde, zog ich von dort ab über den Kiperele nach dem Mbemkuru hin.

In der Nähe des Flusses traf ich wieder das erste Wild, einige Zebras, deren prächtig gestreifte Decke sich herrlich von dem frischen grünen Grasteppich abhob. Während ich sonst diese Tiere schonte, mußte ich notgedrungen eins schießen, da meinen

Trägern die Lebensmittel völlig ausgegangen waren. Die Leute hatten solchen Hunger, daß sie kaum abwarten konnten, bis das Tier abgestreift und zerlegt war; die meisten würgten das Fleisch halb roh hinunter. Nachdem der Rest getrocknet und verpackt war, zogen wir weiter und lagerten am Abend am Mbemkuru.

Als wir am nächsten Tage die Reise flußaufwärts fortsetzten, bemerkte ich auf einer Sandbank eine Anzahl größerer Vögel, die ich bis dahin in Afrika noch nicht gesehen, die mir aber merkwürdig bekannt vorkamen.

Beim Näherkommen sah ich zu meiner freudigen Ueberraschung, daß es Störche waren, dieselbe Art, die in Deutschland ihr Nest auf die Dächer baut und überall ein gern gesehener Gast ist. Doch soll sein Eintreffen hie und da auch mit gemischten Gefühlen betrachtet werden.

Etwas wie Heimweh beschlich mich und länger als sonst hafteten meine Blicke an dem lieblichen Bild. Freundliche Erinnerungen aus der Heimat zogen an meinem Geiste vorüber; das traute Elternhaus inmitten des im Blumenflor prangenden Gartens tauchte vor meinen Augen auf. Vielleicht sind es dieselben Störche, die in den nächsten Wochen tausend Meilen weiter über das heimatliche Gebirgsdorf hinziehen oder gravitätisch durch die Wiesen stolzieren, wenn der Vater angelnd am klaren Forellenbach steht.

Und als sie sich dann erhoben und nach einigem Kreisen in der Luft nach Norden hin abzogen, da rief ich ihnen Grüße nach an alle die Lieben im fernen deutschen Vaterlande. Wenn im nächsten Jahre der Frühling wieder einzieht in die deutschen Gauen, hoffe auch ich wieder heimzukommen aus dem schwarzen Erdteil, auf wie lange — das weiß ich nicht. —

Daß der Storch so weit nach dem südlichen Afrika ziehen würde, hätte ich früher nie geglaubt. Doch hörte ich später, daß in der Nähe der großen ostafrikanischen Seen sehr oft unser deut-

scher Storch beobachtet worden ist. Ein englischer Jäger schoß in Rhodesia ein Exemplar, das mit dem Stempel der deutschen Vogelwarte in Rositten (Ostpreußen) versehen war.

Den Mbemkuru überschreitend gelangte ich im April 1909 nach den Lukundi-Bergen, dem Quellgebiet des Mbarangandu, an dessen Ufern in seinem Unterlaufe ich im vorigen Jahre gejagt hatte.

Diese Gebirgslandschaften sind fast völlig unbewohnt, wenigstens traf ich bei meinem wochenlangen Umherstreifen nur selten einen Menschen und fast gar keine Niederlassungen an. Ich wunderte mich sehr darüber, zumal ich dort sehr wildreiche Gebiete kennen lernte.

An den Bergen zogen breite, tief ausgetretene Wildwechsel hin, die von jahrzehntelangem Gebrauch zeugten und den Abhängen das Aussehen künstlich angelegter Terrassen gaben. Nur hie und da stieß man auf einige zerfallene oder verbrannte Hütten, die wohl aber auch schon jahrelang in ihren Trümmern dalagen. Wo waren ihre früheren Bewohner?

Die Antwort auf diese Frage erhielt ich einige Tage später, als ich, der Karawanenstraße Kilwa-Nyassa-See folgend, den Gebirgsort Songea erreichte. Hier befand sich ein Bezirksamt und eine Militärstation mit zwei Offizieren und einigen hundert Askaris. An dem Ort, der hoch gelegen ist und ein gesundes Klima hat, wohnten außer einigen Deutschen eine größere Anzahl arabischer und indischer Händler.

Die Station hatte vor einigen Jahren schwere Kämpfe mit der aufständischen Bevölkerung der umliegenden Landstriche zu bestehen. Der Häuptling Schaburma zog mit Tausenden schwarzer Krieger gegen den Platz heran und suchte die Station mit Sturm zu nehmen. Aber die tapfere Schutztruppe unter dem Befehl des Hauptmanns Richter wies alle Angriffe des wohl zehnmal so starken Feindes energisch ab. Der Kommandant un-

ternahm einen Ausfall und versprengte die Schwarzen nach allen Richtungen. Bei der Verteidigung wurde er kräftig von den dort ansässigen Europäern und Arabern unterstützt; von den letzteren zeichnete sich insbesondere ein Händler, Namens Sefu, aus, der eine ganze Anzahl in seinem Dienste stehender Elefantenjäger gegen die Schwarzen führte. Auch ein gerade dort anwesender englischer Jäger Southerland nahm mit seinen Leuten tatkräftigen Anteil am Kampfe.

Der Rebellenführer Schabruma wurde getötet, seine Söhne gefangen genommen und die räuberischen Horden bis über den Rovuma getrieben. Von dort sind wenige nach ihren früheren Wohnplätzen zurückgekehrt, so daß jetzt noch große Gebiete fast menschenleer sind.

Nach einigen mit den Militär- und Zivilbeamten gemütlich verlebten Tagen setzte ich meine Reise fort in der Richtung des Nyassa-Sees hin. Die in der folgenden Woche von uns durchzogene Gegend war jedoch so wildarm, daß ich kaum den nötigen Unterhalt für meine Träger beschaffen konnte. Ich wandte mich deshalb nach Südosten, um wieder in das Gebiet des Mbemkuru zu gelangen.

Drei Tage lang ging es nur quer durch die Grassteppe. Unbarmherzig brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab, dazu kein Wasser und als einzige Nahrung für die Träger getrocknetes Fleisch, wodurch der Durst noch vermehrt wurde.

Keine menschliche Niederlassung weit und breit; immer schleppender werden die Schritte der Schwarzen. Schon bleiben einzelne zurück und ich sehe mich genötigt, statt, wie bisher an der Spitze, am Ende des Zuges zu marschieren, damit mir keiner verloren geht. Immer wieder schaue ich nach der Karte und dem Kompaß, der Ruhuhu kann doch nicht mehr weit sein.

Da plötzlich stockt die Kolonne; die vordersten Träger werfen ihre Lasten ab und eilen mit Schreckensrufen zurück.

Rasch eile ich vor, um die Ursache des Tumults zu erfahren. Ich brauche nicht zu fragen, was es ist: ein riesiges Nashorn, das unter einem Baum im Gras gelegen, ist unversehens vor den Trägern aufgestanden und glotzt nun stieren Blickes zu uns herüber. Die Entfernung beträgt kaum 40 Meter und ich überlege, ob ich inmitten der Träger den Schuß wagen soll. Eine wirksame Kugel auf den spitz stehenden Dickhäuter anzubringen ist nicht leicht, und ein angeschossenes Nashorn kann in einem Knäuel abgematteter, zur Flucht kaum fähiger Menschen böse Arbeit machen. Noch stehe ich unschlüssig, da wendet sich das Tier um und geht halb spitz langsam ab.

Nun aber gewinnt der Jagdeifer die Oberhand; die Büchse fliegt an den Kopf, und dicht hinter dem Blatt schlägt das Geschoß ein.

Wie der Blitz fährt das Nashorn herum, ein brüllendes Grunzen ertönt und schwankend, mit tief gesenktem Kopf kommt es auf uns zu. Da trifft es die zweite Kugel spitz von vorn.

Das Tier stürzt, doch erhebt es sich sofort wieder, aber seine Kraft ist gebrochen; nach einigen Bemühungen vorwärts zu kommen, bricht es taumelnd zusammen. Nun haben wir wohl eine mächtige Beute, doch was nützt sie den verdurstenden Trägern?

Und doch übt die Erlegung des Nashorns eine belebende Wirkung auf sie aus, da sie wissen, daß alle großen Dickhäuter sich gern in der Nähe des Wassers aufhalten. Und so bleiben auch meine anfeuernden Worte nicht ohne Erfolg. Mit neuem Mute laden sie wieder ihre Lasten auf, und nach kaum zwei Stunden glänzt uns der helle Wasserspiegel des Flusses entgegen.

Von dem Nashorn hatte ich nur die Leber als Delikatesse für die Abendmahlzeit der Schwarzen, und für mich das größere der beiden Hörner als Trophäe mitnehmen lassen, die bekanntlich diese Tiere auf der Nase tragen. Es unterscheidet sich dadurch das afrikanische von dem indischen Nashorn, welches nur einen solcher Hornauswüchse hat. Diese Hörner erreichen eine

Höhe von 50 bis 80 Zentimeter und bilden eine gefährliche Waffe des Tieres. Eigentümlich ist, daß diese Auswüchse trotz ihrer Größe und Schwere nicht mit dem Nasenbein verwachsen sind; sie sitzen in der dicken Hornhaut wie auf einer Scheibe und können verhältnismäßig leicht abgelöst werden. Das vornsitzende Horn ist meist doppelt so hoch als das zweite; die Hörner des Männchens meistens stumpfer und klotziger als die des weiblichen Tieres.

In der Nähe des Flusses fand ich wieder zahlreiche Wildfährten, auch solche von Elefanten, die mich veranlaßten, hier einige Tage Rast zu machen.

Nachdem ich am nächsten Morgen zwei Antilopen für die Träger erlegt hatte, ging ich nachmittags mit meinem Jäger auf die Suche nach Elefanten.

Eine Riesenfährte erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Sie führte auf der Strecke von einer Viertelstunde wohl zwanzigmal zum Wasser; auf dem harten ausgetrockneten Boden der Steppe war ihr jedoch schwer zu folgen. Ich beschloß deshalb, zu versuchen, den Elefanten am frühen Morgen auf dem Rückwechsel vom Wasser vor die Büchse zu bekommen.

Kaum graute der nächste Tag, da stand ich am Rande des breiten Schilfgürtels, der die Steppe von dem Flusse trennt. Ich brauchte nicht lange zu suchen, wo das Tier badete; schon von weitem war das mir wohlbekannte Geplantsch und Getöse hörbar. Zu sehen war wegen des Schilfes nichts; aber die Stelle, wo es wahrscheinlich zurückwechselte, war leicht festzustellen.

Ich drückte mich also in dieser Gegend zwischen zwei nach dem Wasser führenden Wechseln in das Schilf und wartete auf das Zurückkommen des Elefanten.

Kaum 10 Minuten später bricht und rauscht es im hohen Schilf, der Riese ist auf dem Rückwechsel. Immer näher kommen die stampfenden Tritte. Eine gewisse Unruhe ergreift mich, als

der Elefant jetzt still steht und kaum 30 Meter seitwärts von mir witternd die Rüsselspitze über dem Rohrdickicht erscheint.

Habe ich nicht zu viel gewagt, daß ich heute meinen Jäger mit dem Reservegewehr zu Hause gelassen habe? Aber ich weiß ja, wie wenig man sich auf die schwarzen Burschen im Moment der Gefahr verlassen kann, und zu langen Ueberlegungen ist jetzt keine Zeit.

Eben setzt sich der Elefant wieder in Bewegung und nach einigen Sekunden steht er am Rande des Schilfes. Wieder hebt sich der Rüssel suchend in die Höhe. Ich richte mich leise auf und bringe die Büchse in Anschlag. Da wendet er den Kopf nach mir hin, und der Rüssel verdeckt mir das eben gefaßte Ziel.

Doch ein weiteres Zögern ist gefährlich; ich halte auf die Stelle zwischen Rüsselansatz und Auge und drücke ab.

Der Elefant zuckt zusammen, im nächsten Augenblick aber stürzt er mit der Gewalt einer Lokomotive geradeaus, merkwürdigerweise nicht auf mich zu, sondern etwa 5 Meter an mir vorbei, obwohl er mich doch vorher erblickt haben muß. Zwanzig Meter weiter steht er still, stößt ein schauerliches Gebrüll aus, wendet um und kommt denselben Weg zurück und abermals an mir vorbei, sodaß ich den zweiten Schuß hinter das Blatt abgeben kann. Jetzt aber dreht er kurz um und nimmt die Richtung gerade auf mich zu; doch kann ich ihm durch Abspringen auf den Wechsel ausweichen, und als er jetzt einen Augenblick still steht, trifft ihn der dritte Schuß quer durch den Kopf, so daß er prasselnd im Schilf zusammenbricht.

Das Abenteuer hätte schlimm für mich ablaufen können, wenn das Tier durch den ersten Schuß nicht in seiner Bewegungsfreiheit beschränkt worden wäre. Das Geschoß hatte offenbar den Sehnerv zerstört, so daß das Tier blind war und mich bei seinen Angriffen nicht sehen konnte. Anders kann ich mir das zweimalige Vorbeirasen an mir nicht erklären.

Als ich nun meine Beute näher ansah, wurde ich erst gewahr, welch' prächtigen Fang ich gemacht hatte. Es war ein wahrer Koloß mit kapitalen Zähnen. Ihre Länge betrug über 2 Meter, das Gewicht 137 und 130 Pfund.

Drei Tage später erreichte ich den Ort Liwale, wo sich eine Station der nach den Seen gehenden Post befand. Doch war damals die Postverbindung in diesen Gebieten noch sehr mangelhaft, wenn man auch die Bestrebungen der Regierung, auch in dieser Hinsicht den Verkehr zu heben, anerkennen mußte. Alle 14 Tage kam hier ein schwarzer Bote, der die mit den Dampfern eintreffenden Postsachen auf der Karawanenstraße nach dem Inneren brachte. Da ich wichtige Nachrichten erwartete, hatte ich bei meiner Abreise von Kilwa den Auftrag hinterlassen, mir meine Briefe nach Liwale nachzusenden. Als ich dort eintraf, lag für mich noch nichts da; doch erwartete man täglich die Ankunft des Boten. Um nun nicht doch vielleicht hier einige Tage still liegen zu müssen, ließ ich zwei zuverlässige Leute zurück um die Post abzuwarten und zog mit den anderen weiter dem Mbemkuru zu.

An einem kleinen Nebenfluß dieses Wassers ließ ich das Lager aufschlagen und machte Streifzüge in die Umgegend. Ich bekam jedoch sehr wenig Wild zu sehen. Dies bewog mich, wieder die Richtung nach dem mittleren Mbarangandu zu nehmen, wo ich von früher her gute Jagdgebiete kannte.

Als wir eben zum Aufbruch dahin fertig waren, trafen die beiden, in Liwale zurückgelassenen Träger mit meinen Postsachen ein. Nun wurde noch solange gerastet, bis sich die zwei Schwarzen etwas ausgeruht hatten. Inzwischen sah ich die für mich eingelaufenen Nachrichten durch. Dabei war eine, die mich tief betrübte.

Ein mir gut bekannter Landsmann, Ringler, war in der Gegend, wo ich in der nächsten Zeit zu jagen gedachte, bei der

Verfolgung eines Elefanten von diesem getötet worden. Meine Boten wußten auch von anderen Schwarzen die näheren Umstände des Unglücks, deren Wahrheit mir später von dem Bruder des Getöteten bestätigt wurde.

Die beiden Brüder R. waren früher in Südafrika gewesen und hatten sich vor einigen Jahren in Dar es Salaam niedergelassen. Hier nahm der ältere eine Stellung bei der Firma Holzmann u. Comp. an, welche damals die ostafrikanische Centralbahn baute. Der jüngere war mehr Jäger und Sammler für das naturhistorische Museum, das ihre Familie in Th. am Harz hatte. Zeitweilig jedoch jagte auch der ältere Bruder.

Eines Tages verfolgte er in Begleitung einiger Schwarzen die Fährte eines Elefanten. Nach mehreren Stunden sah einer der Farbigen das Tier im Grase liegen und meldete es dem weißen Jäger. Dieser ging vorsichtig näher und wunderte sich, daß der Elefant nicht hoch wurde. Als er aber trotz mehrfach angestellten Geräusches in derselben Lage blieb, glaubte R., das Tier sei verendet und ging an die Kopfseite, um zu sehen, ob es große Zähne habe.

Da schnellte plötzlich der Rüssel des Elefanten in die Höhe, umfaßte den überraschten Jäger, und in der nächsten Sekunde lag dieser mit gebrochenem Rückrat vor den Säulen des Unt.eres, das ihn zu einer formlosen Masse zerstampfte. Entsetzt flohen die Schwarzen und brachten die Kunde dem Bruder, der eine Tagereise weiter entfernt jagte. Dieser ließ die Leiche nach Kilwa bringen, wo sie auf dem Friedhof der Europäer bestattet wurde.

R. ist ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden; hätte er aus nächster Nähe dem Elefanten eine Kugel ins Gehirn geschossen, so wäre er nicht dazu gekommen,ihn anzunehmen. Daß er überhaupt den Jäger so nahe an sich herankommen ließ, läßt sich nur so erklären, daß entweder das Tier fest geschlafen hat oder

daß es taub gewesen ist, welche Erscheinungen man zuweilen auch bei unseren heimischen Wildarten festgestellt hat.

Der Vorfall zeigt wieder, von welchen Zufälligkeiten manchmal das Leben eines Elefantenjägers abhängt. Hier war der Schütze ohne weiteres von dem riesigen Wild angenommen worden, was sonst nur bei einer Verwundung desselben, und auch dann nicht immer geschieht. Vielleicht war es das erste Mal, daß der Jäger sich einem Elefanten gegenüber befand, und gleich dieser tragische Ausgang. Da mußte ich unwillkürlich an meine zahlreichen Zusammenstöße mit diesem starken Urwilde denken, die immer glücklich abgelaufen, wenn es auch mehrmals haarscharf an der Katastrophe vorbeiging. Doch hatte ich später oft das Gefühl, daß es nur eine Frage der Zeit sei, wann die Sache einmal schief gehen werde. Vielleicht hat dazu auch die Erzählung eines berühmten, schwarzen Elefantenjägers beigetragen, der mir einmal sagte daß selten ein Schwarzer bei der Jagd auf einen Elefanten schieße, wenn er selbst schon 15 Stück erlegt habe, sondern daß er dann immer andere Begleiter vorschicke. Bei ihnen gilt der Glaube, daß bei der Jagd auf einen der nächsten die Jägerlaufbahn des Schützen sicher ein gewaltsames Ende finden werde.

In der nächsten Woche erreichte ich den Mbarangandu, war aber sehr enttäuscht, auch in den mir von früher her bekannten guten Jagdgebieten wenig Wild anzutreffen. Nach vielen vergeblichen Birschgängen, bei denen ich kaum das zum Unterhalt der Träger nötige Wildbret erbeuten konnte, zog ich weiter in der Richtung nach dem Mawudji, wo ich im vorigen Jahre reiche Beute gemacht hatte.

Auf dem Wege dahin erlegte ich eine Riesenschlange, die ich verhältnismäßig wenig bei meinen Reisen angetroffen habe. Noch erinnere ich mich des Schauders, der mich in meinen Kinderjahren überlief, wenn man von dem Leben und der Gefährlichkeit dieses Tieres las oder erzählen hörte.

In Wirklichkeit ist das Tier viel harmloser, wenn auch nicht ungefährlich. Von den 15 bis 20 Metern Länge und entsprechender Stärke, wovon man früher oft fabelte, muß man mehr als die Hälfte in Abzug bringen, um auf die wirklichen Verhältnisse zu kommen. Riesenschlangen von 7 bis 8 Metern Länge gehören schon zu den Seltenheiten. Bekanntlich ist diese Schlange nicht giftig und tötet ihre Beute, meist kleinere Antilopen, Affen und Geflügel durch Umschlingen und Erdrücken. Dann überspeit sie das Tier mit Schleim aus ihrem Rachen und würgt es allmählich hinunter. Nun liegt sie mehrere Tage fast unbeweglich und hilflos da und kann leicht getötet werden. Die von mir erlegte Schlange lag neben dem Wildpfade, auf dem ich an der Spitze meiner Träger dahinschritt. Ich hatte sie gar nicht bemerkt, und erst der hinter mir gehende Jäger machte mich darauf aufmerksam. Als ich mich umwandte, sah ich gerade in den geöffneten Rachen des sich etwa in Meterhöhe über dem Boden befindlichen Schlangenkopfes. Ein schnell hingeworfener Schuß zerschmetterte das Rückgrat der Schlange beim ersten Halswirbel und bewirkte das sofortige Verenden des Reptils. Die Schlange war etwa 6 Meter lang und hatte einen Umfang von 40 Zentimeter.

Früher hatten meine Arbeiter auf der Plantage einmal eine Riesenschlange mit Knüppeln erschlagen. Sie hatte eine Zwergantilope gefressen, von der die Schwarzen aber nur noch den Schädel mit dem Gehörn im Magen fanden. Ob diese harten Substanzen auch verdaut oder wieder ausgeworfen werden, kann ich nicht entscheiden. Die Schwarzen essen das Fleisch der Riesenschlange; jedoch scheinen sie dies nur dann zu tun, wenn sie nichts besseres haben. Meine Träger wollten nichts davon wissen. Aus meiner früheren Anwesenheit im Bezirk Tanga erinnere ich mich, daß dort ein Neger seine Vorliebe für Schlangenfleisch mit dem Leben bezahlen mußte.

Der Mann hatte eine Riesenschlange im Busch liegen sehen, die eine größere Beute verschlungen hatte. Er glaubte sie leicht allein bewältigen zu können und ging am Abend nach Beendigung der Arbeit an die Stelle, wo er sie gesehen, um das Tier zu töten. Wenn ihm dieses gelang, war das Fleisch sein alleiniges Eigentum und er brauchte es mit niemand zu teilen.

Aber er kam nicht wieder; man fand ihn am nächsten Tage tot im Busch mit zerfleischten Gliedmaßen und bedeckt vom Körper der Schlange, die dann von den Schwarzen getötet wurde. Kämpfe zwischen Riesenschlangen und größeren Raubtieren sollen zuweilen auch vorkommen. So zeigte mir in Usambara ein Bekannter das Fell eines Leoparden, der von einer Riesenschlange getötet worden war.

Seine Leute hatten das stöhnende Gebrüll des Raubtieres im Busch gehört und sie benachrichtigten den Pflanzer. Dieser ging mit der Büchse zu der Stelle und fand dort den Leoparden, umschlungen von einer großen Schlange. Eben ringelte sich das riesige Reptil von dem Körper des Leoparden los, war aber von den Krallen und Zähnen der Katze so schwer verletzt, daß es sich nur mühsam fortbewegen konnte. Der Pflanzer tötete mit dem ersten Schuß den Leoparden, mit dem zweiten die Riesenschlange, machte also eine Doublette, wie sie auch nicht oft vorkommt.

X.

Die Löwenplage am Mawudji. — Zum zweiten Male in Kwa Hemedi. — Löwen im Lager. — Eine aufregende Nacht. — Die Boma mit dem Selbstschuß.

Auf unserem Weitermarsch begegneten uns mehrere Trupps von Schwarzen, die vom Mawudji herkamen und augenscheinlich auf der Wanderschaft begriffen waren. Ich zählte etwa ein Dutzend Männer und eine Anzahl Weiber, die ihre wenigen Habseligkeiten, sowie ihre kleinen Kinder auf dem Rücken mitschleppten.

Auf meine Frage nach woher? und wohin? berichteten sie, daß sie aus der Gegend des Mawudji kämen und sich am Mbarangandu eine neue Heimat suchen wollten. An ihren bisherigen Wohnplätzen seien jetzt soviel Löwen, daß zahlreiche Bewohner der dortigen Niederlassungen weggezogen seien. Aus manchen Dörfern seien schon eine ganze Anzahl Leute von den Löwen weggeholt und gefressen worden.

Ah, das war ja Wasser auf meine Mühle. Ich hatte lange Zeit keinen Löwen gesehen und freute mich, nach dem wochenlangen, fast vergeblichen Umherziehen in der glühheißen Steppe wieder etwas Anregung zu bekommen und zugleich den bedrängten Schwarzen im Kampf gegen die gefährlichen Gäste behilflich sein zu können. Als die Leute hörten, daß ich der Jäger sei, der im vorigen Jahre in derselben Gegend viele Elefanten geschossen habe, baten sie mich, mit ihnen zurückzuziehen und sie von den bösen „simba“ zu befreien.

Es hätte ihrer Aufforderung nicht bedurft, denn was kann es für einen echten Jäger Verlockenderes geben, als Mut und

Gewandtheit im Kampf mit dem mächtigen König der Wildnis zu erproben?

Zwei Tage später war ich wieder in Kwa Hemedi, und lagerte bei meiner alten Hütte, die ich bei meinem letzten Aufenthalt an diesem Orte bewohnt hatte.

Die Bewohner freuten sich außerordentlich, als sie hörten, daß „Bwana Bode" wieder angekommen sei. Sie kamen alle. Männer und Weiber, begrüßten mich und nannten mir die Namen der Unglücklichen, die in der letzten Zeit von den Löwen geraubt und gefressen worden seien. Ich tröstete sie und versprach ihnen, recht bald den Uebeltätern das Handwerk zu legen.

Als ich nun meine früher bewohnte Hütte näher besichtigte, fand ich sie recht baufällig und für meinen Zweck nicht günstig gelegen. Da übrigens der vorbeifließende Mawudji an dieser Stelle fast ausgetrocknet war, zog ich etwas flußaufwärts, um eine bessere Wasserstelle zu finden.

Einige hundert Meter oberhalb des Dorfes fand ich, was ich suchte. Die dort zahlreich wachsenden Papyrusstauden zeigten mir den Platz, wo eine Schöpfstelle angelegt werden konnte.

Ich ließ meine Leute sofort graben und schon in der Tiefe von 1 Meter kam gutes Wasser zum Vorschein. Wenn es auch kein Quellwasser war, so ließ es sich doch ganz gut trinken, und damit ist man in Afrika gern zufrieden. Noch eine zweite Wasserstelle ließ ich anlegen und dann zwischen beiden Schöpfstellen die Zelte aufschlagen.

Die Bewohner des Dorfes sollten am nächsten Tage mit dem Bau von festen Hütten beginnen, da mir die leichten Zeltwohnungen gegen die gefährlichen und dreisten Raubtiere keinen genügenden Schutz zu bieten schienen. Hatten sie doch mehrfach Leute zwischen den Hütten angefallen und in den Busch geschleppt!

Als der Jumbe den von mir gewählten Platz besichtigte, schüttelte er den Kopf und meinte, die Hütten kämen zu nahe

an den Busch zu liegen, wo die Löwen ihre Schlupfwinkel hatten; es sei zu gefährlich für uns.

Ich behielt aber trotzdem den Platz bei, zumal ich gerade dort ein vorzügliches Schutzmittel für die Sicherung des Lagers entdeckt zu haben glaubte.

In dem Busch lag nämlich noch eine große Menge Stacheldraht, der vor einigen Jahren während des Aufstandes zur Befestigung des Lagers einer hier durchziehenden Schutztruppen-Abteilung verwendet worden war. Beim Abzug nach der Küste hatte man das unbequem zu transportierende Material liegen gelassen oder wegen schnell zu verändernder Stellung nicht mitnehmen können. Jetzt leistete es mir zur Sicherung meiner „Boma" sehr gute Dienste.

Am nächsten Morgen begannen die Dorfbewohner mit dem Bau meiner Hütte, die 5 Meter lang und 6 Meter breit angelegt war. Die starken Pfosten wurden durch dichtes, zähes Flechtwerk verbunden und das Dach mit Schilf gedeckt. An die Rückseite schlossen sich die Hütten meiner Träger an. Der bebaute Platz wurde auf 30 Meter im Umkreis mit einem vierfachen Zug von Stacheldraht umgeben, der an 2 Meter hohen starken Pfählen befestigt war. Ich erachtete diese Höhe des Zaunes als einen genügenden Schutz gegen ein Ueberspringen desselben durch die Löwen; in den nächsten Tagen aber zeigte es sich, daß ich mich sehr getäuscht hatte.

Zwei Tage später waren die Hütten fertig und wir konnten einziehen. Am Nachmittag erschien der Jumbe bei mir, um sich mit mir über die von ihm geplanten Löwenjagden zu besprechen. Ich mußte heimlich lächeln über den von ihm zur Schau getragenen Mut und Jagdeifer, den er auch in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck brachte. Am Gürtel baumelte ein langes Messer und über die Schulter hing eine alte Vorderladerflinte, die er, wie ich später hörte, den ganzen Tag über nicht ablegte.

Sie war ihm vom Bezirksamte beim Auftreten der Löwenplage wieder eingehändigt worden, nachdem vor einigen Jahren während des Aufstandes sämtliche Gewehre der Schwarzen an die Regierung abgeliefert werden mußten. Doch bekam er jetzt für seine Waffe nur ganz beschränkte Munition, höchstens 10 Schuß, so daß von einem wirksamen Gebrauch gegenüber den mächtigen Raubtieren keine Rede sein konnte.

Trotzdem wußte er von großen Heldentaten zu erzählen, die er in der letzten Zeit mit dem Gewehr verrichtet haben wollte. Wie er sagte, hatte er einen starken Löwen erlegt und mehrere andere hätten auch sein Blei zu kosten bekommen. Als ich ihn nun fragte, wo er den Kopf und die Haut des Löwen habe, und ob ich sie einmal sehen könne, da mußte er kleinlaut zugeben, daß er den Löwen wohl getroffen, aber leider nicht zur Strecke gebracht habe. Das Tier sei schwer verwundet in das Schilf am Flusse entkommen, aus dem sie es nicht hätten herausbringen können.

Nachträglich hörte ich aber von den Dorfbewohnern, daß der Jumbe gar nicht der kühne Jäger gewesen sei, der es gewagt hatte, auf den Löwen zu schießen sondern ein anderer Einwohner, dem der Dorfgewaltige die Flinte gegeben habe. Doch traute sich auch der nicht, sich dem angeschossenen Raubtier, dessen Grollen und Knurren in dem Rohrdickicht deutlich vernehmbar war, zu nähern, und so ist der Löwe wahrscheinlich darin verendet und liegen geblieben. Am folgenden Morgen ging ich mit einigen meiner Schwarzen in die Steppe, um Wild für die Küche zu schießen. In kurzer Zeit erlegte ich zwei Hartebeests, die von meinen Leuten an Ort und Stelle abgestreift und zerlegt ins Lager gebracht wurden. Die beiden Häute ließ ich hinter meiner Hütte zum Trocknen aufspannen.

In der nächsten Nacht konnte ich nicht recht schlafen und lag längere Zeit wachend auf meinem Feldbett.

Gegen 12 Uhr hörte ich auf einmal an der Stelle, wo die

Wilddecken hingen, ein eigentümliches Geräusch, als ob etwas an den Häuten zerre und reiße.

Ich stand auf, ergriff die Büchse und suchte geräuschlos aus der Hütte zu kommen. Ehe ich aber die Türe zur Hälfte geöffnet hatte, hörte ich ein leises Klirren des Stacheldrahtes und einen dumpfen Ton wie von einem schwer auffallenden Körper, und dann war alles still. Am nächsten Morgen bewies mir aber eine deutliche Löwenspur, daß ich hohen Besuch gehabt hatte.

Einen weiteren Beweis für die Dreistigkeit der Löwen erhielt ich am nächsten Abend.

Ich saß kurz nach Sonnenuntergang, meine Zigarre rauchend, vor meiner Hütte an einem kleinen Klapptisch und sah die beiden Büchsen nach, die ich gewöhnlich zur Jagd mitnahm. Tiefe Stille lag über der Steppe, und nur hin und wieder tönte der Schrei eines Nachtvogels oder das heisere Bellen der Hyäne zu mir herüber.

Neben mir hockte mein Koch und bereitete den Tee, der kalt genossen mein einziges Erfrischungsmittel auf meinen Jagdzügen war.

Die auf dem Tisch stehende Teemaschine summte so anheimelnd, und die Lampe brannte so traulich, daß ich mich im fernen Vaterhause wähnte, wenn die Schwester das Abendbrot bereitet und der helle Ton der Feierglocke vom Kirchturm herüberschallt.

Da, was war das? Von der Seite her war ein dumpfer, kurzabgebrochener Ton an mein Ohr gedrungen, wie ich ihn schon einmal von einem Löwen ganz in der Nähe gehört hatte.

Ich schaute scharf nach der Gegend, woher der Ton gekommen, konnte aber in der inzwischen eingetretenen Dunkelheit nichts erkennen.

„Hast du eben nichts da drüben gehört?" fragte ich den Schwarzen.

Dieser richtete sich auf, lauschte in die Nacht hinaus und sagte:

„Ich höre nichts; es wird die Teemaschine gewesen sein".

Die Antwort des Kochs beruhigte mich nicht; ich stand auf und trat aus dem Lichtkreis der Lampe, um die nächste Umgebung des Platzes übersehen zu können.

Noch hatten sich meine Augen nicht an den schroffen Lichtwechsel gewöhnt, da glaubte ich auf dem nach der Wasserstelle führenden Pfad einen dunklen Schatten zu erkennen, der sich langsam fortbewegte. Ein Mensch konnte es nicht sein, dazu war die Gestalt zu massig und doch wieder zu niedrig; auch wußte ich, daß alle meine Träger in ihrer Hütte waren, und von den Dorfbewohnern wagte sich um diese Zeit niemand außerhalb des Hauses.

Um Gewißheit zu erhalten, befahl ich leise meinem Koch, die Gestalt anzurufen.

„Nani we?" (Wer bist du?) schallte die Stimme des Schwarzen hinüber.

Keine Antwort. Doch blieb der Schatten jetzt am Platze, und nun konnte ich ziemlich deutlich einen Löwen erkennen. Selbst das phosphorglänzende Auge glaubte ich in dem Dunkel leuchten zu sehen.

Da zögerte ich nicht länger und gab einen Schuß auf das Raubtier ab. Das Geschoß mußte aber nicht getroffen haben; nur ein, zwei, drei Fluchten hörte ich noch, dann war alles still. Als wir mit der Lampe nach der Stelle hingingen, konnten wir nichts mehr entdecken; auch die am nächsten Morgen vorgenommene Nachsuche bestätigte mir, daß der Löwe mit heiler Haut davongekommen war.

Da die Dorfbewohner, die unsere beiden Hütten gebaut, noch keinen Lohn bekommen hatten, beschloß ich, am nächsten Morgen eine größere Jagdstreife zu unternehmen, um ihnen mit dem dabei erbeuteten Wildbret ihre Dienste zu vergüten.

Ich zog also mit 6 meiner Träger, denen sich einige Eingeborene angeschlossen hatten, in die Steppe nach einer Gegend, wo ich Wild vermutete. Doch schienen wir heute keinen guten Tag zu haben, denn bis zum Nachmittag kam uns kein Stück Wild zu Gesicht. Endlich erblickte ich eine größere Herde Kuh- und Streifenantilopen und einige Elens.

Ich birschte mich an und nahm zuerst eine starke Elenantilope aufs Korn, die auf dem Fleck zusammenbrach. Das übrige Rudel fuhr durcheinander, wurde aber nicht flüchtig, da ich mich nach dem Schuß gleich wieder ins Gras gedrückt hatte.

Als ich mich vorsichtig wieder aufrichtete, standen zwei andere Antilopen so dicht nebeneinander, daß ein gutgezielter Schuß beide treffen mußte. Da die Entfernung kaum 100 Meter betrug, konnte ich bei der riesigen Durchschlagskraft des Geschosses auf sicheren Erfolg rechnen.

Auf den Knall stieg das vordere Stück in die Höhe und stürzte; das zweite flüchtete noch etwa 20 Meter und lag dann ebenfalls verendet im Grase. Das Geschoß hatte beide Stücke quer durchschlagen.

Nun hatten wir Wildbret genug. Sofort machten sich die Schwarzen an das Abhäuten und Zerlegen der Beute. Ich sah, daß die Leute nicht sämtliches Fleisch bis nach dem Dorfe würden tragen können und ging deshalb dahin zurück, um noch einige Männer zum Heimschaffen des Wildbrets hinauszuschicken.

Spät am Abend kamen sie zurück. Ich hatte Befehl gegeben, sämtliche Lasten nach meiner Hütte zu bringen, wo ich, um Streitigkeiten zu vermeiden, die Verteilung selbst vornehmen wollte. Dies konnte aber, da es schon dunkel war, jetzt nicht mehr geschehen und mußte bis zum nächsten Morgen verschoben werden.

Ich ließ nun alle Wildbretstücke vor meiner Hütte innerhalb des Drahtzaunes niederlegen, wo ich sie am besten vor ungebete-

nen nächtlichen Gästen geschützt glaubte. Den Leuten bedeutete ich, sich nach Sonnenaufgang zum Empfang ihres Lohnes bei mir einzufinden.

Die Schwarzen entfernten sich, und bald lag tiefe Stille über dem Negerdorfe. Nur aus der Ferne schallte zuweilen dumpfes Löwengrollen und der heisere Schrei der Hyäne durch die Nacht.

Gegen 11 Uhr suchte ich mein Lager auf. Ich hatte aber noch nicht meine Augen zum Schlafe geschlossen, da drang von außen her ein Geräusch an mein Ohr, das sich wie ein dumpfer Fall anhörte. Gleich darauf begann in der Richtung, wo das Wildbret lag, ein fauchendes Würgen und Knirschen, von dem ich im Augenblick wußte, was es zu bedeuten hatte.

Es waren Raubtiere in die Umzäumung eingedrungen, die von dem starken Fleischgeruch angelockt, sich jetzt an der reich besetzten Tafel gütlich taten. Daß es Löwen waren, unterlag für mich keinem Zweifel. Leoparden waren dort in der Gegend selten und Hyänen konnten den Drahtzaun weder überspringen, noch sich zwischen den Drähten hindurchzwängen.

Leise stand ich auf, nahm die Büchse und lugte durch die Türspalte ins Freie. Der Mond stand nicht am Himmel; doch war die Nacht vom Sternenlicht einigermaßen erhellt.

Da gewahrte ich an der Stelle, wo das Fleisch lag, eine dunkle Masse, aus der ein wie glühende Kohlen glänzendes Lichterpaar herausleuchtete.

„Ein Löwe", durchzuckte es mich, und langsam schob ich den Lauf der Büchse durch die Oeffnung. Doch ehe ich bei dem unsicheren Licht mein Ziel fassen konnte, veränderte der dunkle Klumpen seine Stellung und — wie aus der Erde gewachsen — stand einige Meter entfernt von ihm ein zweiter Löwe, der ebenfalls sein stieres Feuerauge auf mich richtete. Er mußte langgestreckt zwischen den Fleischstücken gelegen haben, so daß ich ihn zuerst gar nicht bemerkt hatte.

Nun war es aber mit meiner Ruhe aus. Schnell anschlagend feuerte ich auf den Zunächststehenden und warf dann noch einen Schuß hinter den schnell verschwindenden Schatten her. Da ein sicheres Zielen nicht möglich war, hatte ich aufs Geratewohl hingehalten, hoffend, daß vielleicht doch ein Geschoß ein Ziel erreichen werde.

Aber beide Schüsse waren vorbeigegangen; die zwei Löwen setzten mit mächtigen Fluchten über die Umzäunung und verschwanden in der Dunkelheit.

Nun wurde es auch in der Hütte meiner Träger lebendig. Einer nach dem andern streckte vorsichtig den Kopf heraus, trat aber erst ins Freie, als er mich mit der Büchse vor meiner Wohnung stehen sah.

Ich hieß sie wieder zur Ruhe gehen; nur die 2 beherztesten hielt ich zurück und stellte sie als Wachtposten innerhalb meiner Hütte bei der handbreit geöffneten Türe auf, um mir sofort zu melden, wenn sie draußen etwas Verdächtiges bemerken sollten. Ich selbst legte mich wieder auf mein Feldbett, stellte aber meine beiden Büchsen handgerecht daneben, um sie im Notfalle sofort gebrauchen zu können.

Gegen zwei Uhr weckte mich der eine Schwarze und berichtete mir mit allen Zeichen des Schreckens, daß soeben zwei Löwen über den Zaun gesprungen seien und sich auf das Wildbret gestürzt hätten.

Ich gab nun dem Mann die zweite Büchse und trat vorsichtig an die nur angelehnte Tür.

Durch die schmale Spalte schauend, bot sich meinem Auge ein großartiges Bild.

Im fahlen Licht des Mondes, der seit einer halben Stunde aufgegangen war, sehe ich zwei Löwen, die bei den Fleischstücken stehen und mit einem Heißhunger an dem Wildbret herumwürgen, daß sie sonst nichts zu hören und zu sehen scheinen.

Draußen aber, außerhalb des Drahtzaunes, laufen zwei schwächere Tiere, anscheinend junge Löwen, auf und ab und suchen eine Lücke, wo sie zwischen den Drähten hindurchkommen könnten.

Etwas weiter jedoch, etwa 50 Meter von der Hütte, steht auf einer kleinen Anhöhe ein riesiger alter Löwe, dessen mächtige Gestalt sich wie ein erzgegossenes Bild deutlich gegen den Horizont hin abhebt. Obwohl er am weitesten von mir entfernt ist, bietet er ein so prächtiges Ziel, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bin, wohin ich zuerst meine Büchse richten soll.

Am lichten Himmel Korn fassend, gehe ich abwärts bis an den Blattrand und drücke ab.

Ein hoher Luftsprung zeigt mir, daß ich getroffen habe; ein donnerähnliches Brüllen erschüttert die Luft, wird aber schnell schwächer und geht zuletzt in gurgelnde Töne über.

Mit dem Schuß ist aber auch die andere Löwensippschaft verschwunden. Die beiden außerhalb des Zaunes stehenden gehen mit langen Fluchten ab und sind mir im Augenblick aus den Augen. Die zwei anderen setzen mit gewaltigem Sprung über die Umzäunung, wobei der eine noch ein großes Stück Wildbret im Fang mitnimmt. Ich sende den Flüchtigen noch die übrigen Schüsse aus der Büchse nach; doch scheinen die Geschosse bei dem unsicheren Lichte vorbeigegangen zu sein.

Nach dem Erfolg meines ersten Schusses zu sehen, unterließ ich vorläufig; denn eine Nachsuche auf einen angeschossenen Löwen ist schon am hellen Tage sehr gefährlich, um so mehr aber in der Nacht.

Ich suchte nun mein Lager wieder auf und glaubte nun sicher, das freche Raubgesindel für den Rest der Nacht los zu sein. Doch ließ ich die beiden Schwarzen vorsichtshalber noch weiter als Posten innerhalb meiner Hütte.

Um so mehr war ich erstaunt, als mich nach kaum einer Stunde der eine abermals weckte und sagte, es seien wieder Löwen da. Eine solche Dreistigkeit der sonst so vorsichtigen Raubtiere hätte ich nicht für möglich gehalten.

Aergerlich stand ich auf und überzeugte mich, daß der Mann richtig gesehen hatte. An dem Zaun stand ein mittelstarker Löwe und im Hintergrund zwei andere, anscheinend eine Löwin und ihr Junges. Sofort ließ ich wieder die Büchse sprechen; aus dem kurzen Aufheulen eines Stückes glaubte ich entnehmen zu können, daß noch ein Geschoß sein Ziel erreicht hatte.

Der Rest der Nacht verlief ruhig. Ich schlief bis tief in den Morgen hinein und hätte es wohl noch länger ausgehalten, wenn ich nicht durch ein vielstimmiges Freudengeschrei geweckt worden wäre.

Ich konnte mir schon denken, was die Ursache war. Die Schwarzen hatten sicher den starken Löwen gefunden und schleppten ihn nun nach meiner Hütte. So war es auch. Von allen Seiten eilten die Dorfbewohner herbei und schlossen sich dem Zuge an, der eben in der Umzäunung meiner Boma einbog.

Inmitten des großen Haufens trugen sechs starke Neger das mächtige Raubtier, das trotz des zweifelhaften Mondlichtes in der Nacht einen tadellosen Blattschuß aufwies. Der Löwe war noch etwa 100 Meter weit gegangen und dann verendet zusammengebrochen.

Nachdem die prächtige Jagdbeute gebührend bewundert und der tote Löwe von den Schwarzen mit allen erdenklichen Schimpfnamen und Fußtritten traktiert worden war, ging es zu dem Platze, wo das Wildbret lag, das nun verteilt werden sollte.

Hei, wie sah es aber da aus! Von centnerschweren Stücken waren große Fetzen abgerissen, und eine prächtige Antilopenkeule fehlte ganz. Wir fanden sie nachher kaum 200 Meter vom Lager vollständig abgenagt bis auf die Knochen und auch diese

zumteil zermalmt von dem furchtbaren Gebiß des Wüstenkönigs. Welche Kraft muß dazu gehört haben, mit der schweren Last den Sprung über den zwei Meter hohen Drahtzaun zu machen und diese eisenfesten Knochen wie dürres Holz zu zerbrechen.

Inzwischen hatte sich die ganze Einwohnerschaft der Niederlassung versammelt, und alle warteten mit Schmerzen auf die Verteilung des Wildbrets. Zuerst bekamen meine Träger und die Schwarzen, die meine Hütte gebaut hatten, die besten Stücke der Beute; das übrige Wildbret wurde ziemlich gleichmäßig unter die anderen verteilt, so daß alle hochbefriedigt zu ihren Behausungen zurückkehrten.

Bei der weiteren Nachsuche fanden wir auch die Spur von dem anderen angeschossenen Löwen; doch schien bei diesem, nach dem dunklen Schweiß zu urteilen, nur die Keule getroffen zu sein. Nach und nach wurde auch der Schweiß schwächer; die Spur führte in ein undurchdringliches Dickicht, wo wir die fernere Verfolgung als zwecklos aufgaben!

Von dem erlegten Löwen wurde nun die Haut abgestreift und der Kopf abgetrennt; den Kadaver überließ ich den Schwarzen, die ihn unter großem Ceremoniell auf einem Scheiterhaufen verbrannten. Vorher hatten sich noch die Männer Streifen von Fett und einzelnen Körperteilen des Löwen zugeeignet. Nach ihrem Glauben soll der Gebrauch solcher Mittel eine erhaltende und verjüngende Wirkung auf schwindende Manneskraft ausüben. Mögens unsere Lebemänner einmal probieren!

Ich glaubte nun annehmen zu dürfen, daß sich die Löwen durch die erhaltene Lektion wenigstens für die nächste Zeit aus der Umgebung von Kwa Hemedi wegziehen würden. Aber weit gefehlt! Schon am nächsten Abend nach kaum anbrechender Dunkelheit zeigten sich zwei Löwen am Rande des Busches und fast die ganze Nacht war das Gebrüll der hungrigen Bestien zu hören. Es war sicher ein halbes Dutzend dieser gefährlichen Raub-

tiere, die in der näheren Umgebung des Dorfes ihr Standquartier aufgeschlagen hatten.

Doch schienen sie etwas vorsichtiger geworden zu sein, denn sie hielten sich jetzt meistens in größerer Entfernung von den Hütten, während meiner Anwesenheit fiel ihnen dort kein Eingeborener mehr zum Opfer. Die Leute atmeten wie befreit auf und gaben mir täglich ihre Dankbarkeit zu erkennen. Sie meinten, wenn ich noch längere Zeit bei ihnen bliebe, würde wohl die Gegend für viele Jahre von den gefährlichen Gästen befreit sein.

Um ihr Vertrauen zu rechtfertigen, gab ich mir auch große Mühe, noch einen oder mehrere Löwen zu erlegen; aber trotz wochenlangem Durchstreifens des Busches kam mir am Tage kein einziger mehr zu Gesicht.

Ich beschloß deshalb, es mit dem nächtlichen Ansitz zu versuchen und ließ mir etwa 400 Meter vom Dorf auf einer alten Sykomore einen Hochsitz errichten. In die Nähe legte ich den Aufbruch und große Fleischstücke von frisch geschossenem Wild, dessen Anziehungskraft ich ja zur Genüge kennen gelernt hatte.

Drei Nächte hintereinander, in denen helles Mondlicht war, saß ich vom Abend bis zum Morgen in der luftigen Höhe und trotzte den vielen Stechfliegen, vor denen ich mich nicht, wie in der Hütte durch das Moskitonetz schützen konnte; aber es wollte mir nicht glücken, meinen Zweck zu erreichen. Wohl sah ich mehrmals Löwen, aber immer außer Schußweite; an den Köder ging, so lange ich auf dem Hochsitz war, keiner. Sie umkreisten auf 100 bis 150 Meter den Baum und trieben sich noch einige Zeit knurrend und brüllend in der Nähe herum; dann aber waren sie verschwunden.

Des langweiligen nächtlichen Ansitzes müde, probierte ich nun ein anderes Mittel, das wohl nicht ganz weidgerecht war, aber einen sicheren Erfolg versprach.

Ich ließ mir eine Boma (Umzäunung von starken Holzpfählen bauen, wie ich sie früher zum Fang von Leoparden benutzt hatte. Damals hatte ich in den Eingang ein schweres Eisen mit starkem Anker gestellt. Ein solches fehlte mir aber hier; ich nahm deshalb eine von meinen Büchsen (11,2 mm.) (Expansionsgeschoß) und befestigte sie in wagerechter Richtung so an der inneren Wand der Zaunpfähle, daß die Mündung etwa in Brusthöhe eines Löwen zu stehen kam. An den Abzug der gespannten und durch den Stecher sehr lose gestellten Büchse befestigte ich eine Schnur, deren anderes Ende an der gegenüberliegenden Seite des Einganges befestigt war. Der Faden hing schlaff über die Türöffnung und wurde erst durch das eintretende Raubtier angespannt und dadurch der Schuß abgezogen. Das Geschoß mußte dann genau das Blatt des Wildes treffen und bei der gewaltigen Wirkung des Sprenggeschosses war der Erfolg ziemlich sicher. In die Umzäunung wurde das Gescheide und Wildbret von einer frisch erlegten Antilope gelegt.

Gleich in der ersten Nacht dröhnte der Knall der Büchse durch die stille Nacht.

„Aha dachte ich, das fängt gut an", und schalt mich, daß ich nicht früher auf den glücklichen Einfall gekommen war. Kaum konnte ich das Grauen des Tages erwarten, so gespannt war ich, den Erfolg der mühelosen Jagd zu sehen.

Aber welche Enttäuschung! Statt des Löwen lag da eine elende Hyäne mit faustgroßem Loch in der Seite. Und über dem Körper des toten Kameraden hinweg waren seine Genossen in die Boma eingedrungen und hatten den Köder vollständig aufgefressen.

Ein Löwe war wohl auch in der Nähe gewesen, wie die aufgefundene Spur deutlich bewies; doch war er nicht bis an die Umzäunung herangegangen.

Am nächsten Abend legte ich wieder frischen Köder aus und brachte den Selbstschuß in Ordnung; einmal mußte es doch glücken!

Abermals donnerte der Schuß durch die Nacht; natürlich! wieder eine Hyäne. Doch war dieses Mal der Köder nicht berührt worden.

Mehrere Tage fand ich nun keine Spuren von Raubwild mehr in der Nähe, und ich unterließ deshalb, die Büchse noch weiter schußfertig zu stellen.

XI.

Die verunglückte Nashornjagd. — Leicht errungene Beute. — Der Bruder des verunglückten Elefantenjägers. — Beim Lagerfeuer in der nächtlichen Steppe. — Ein merkwürdiges Zusammentreffen. — Heimfahrt.

Bei meinen letzten Jagdstreifen in das Hinterland von Kwa Hemedi hatte ich wieder mehrere Elefanten gespürt und auch die Fährten eines Nashorns gefunden, das sich dort im Busch herumtreiben mußte. Da ich erst ein Stück dieses wehrhaften Wildes erlegt hatte, freute ich mich über die Möglichkeit, hier einmal mit dem streitbaren Dickhäuter zusammenzutreffen.

Eines Abends ließ ich in der Nähe einer Eingeborenen-Niederlassung mein Zelt aufschlagen und schickte einige meiner Leute in das Dorf, um Mais oder Hirse gegen getrocknetes Fleisch einzutauschen.

Dadurch erfuhren die Leute von meiner Anwesenheit und zugleich auch von meinen Jagderfolgen, die nach Negerart von meinen Schwarzen aufgebauscht wurden.

Die Folge davon war, daß etwa ein Dutzend der Dorfbewohner mit zurück in mein Lager kam und mit mir zu sprechen wünschte.

Ein hochgewachsener Neger stellte sich als den Jumben des Dorfes vor und bat mich, zu ihnen zu kommen und mit meiner „nie fehlenden Büchse" das Nashorn totzuschießen, das schon seit einer Woche ihre Felder verwüste. Es sei ein mächtig großes Tier mit einem Jungen und greife jeden Menschen an, der es wage, in seine Nähe zu kommen.

„Ei", dachte ich, das kommt mir ja wie gerufen" und ließ mir die Gegend näher bezeichnen, wo sich das Tier gewöhnlich aufhalte, und wann es auf die Aecker der Schwarzen austrete.

Nachdem der Jumbe die Auskunft erteilt hatte, versprach ich, am nächsten Tage auf die Suche nach dem Nashorn zu gehen.

Froh trollten die Schwarzen ab; aber auch ich sah mit freudiger Spannung dem kommenden Morgen entgegen. Neben der ziemlich sicheren Aussicht, das alte Nashorn zu schießen, winkte mir auch die Möglichkeit, das Junge lebendig zu fangen und es, falls ich es bis zur nächsten Station bringen konnte, für schweres Geld an die Agenten Hagenbecks zu verkaufen. Solche jungen Tiere weite Strecken zu transportieren, ist ja sehr schwer; aber seitdem mir von einem Bekannten ein gewisser Kniff verraten worden war, schien es mir nicht unmöglich zu sein.

Frühmorgens am anderen Tage brach ich mit einigen meiner Leute auf und ging zunächst auf die Felder der Eingeborenen, die das Tier fast täglich besuchen sollte.

Da sah es freilich böse aus, und man konnte sich die Not und die Klagen der armen Schwarzen wohl erklären. Halb abgefressen, ausgerissen und tief in den Boden getreten waren die der Reife nahen Früchte, die fast nur die einzigen Lebensmittel der dort wohnenden Bevölkerung ausmachen. Da mußte unbedingt geholfen werden.

Der Fährte des alten Nashorns nach zu urteilen, mußte es ein starkes Tier sein, wogegen das Junge höchstens einen Monat alt sein konnte.

Ich nahm sofort die Richtung, in welcher die frischen Fährten nach dem Busch führten, auf und versuchte ihnen vorsichtig zu folgen. Aber in dem hohen Gras und dem dichten Buschwerk war es unmöglich, eine Fährte zu halten, zumal da frische und alte kreuz und quer durcheinander liefen.

Bis zum späten Nachmittag streifte ich in dem Busch umher,

ohne eins der Tiere zu Gesicht zu bekommen. Gegen Abend trat ich den Rückweg nach dem Dorfe an.

Noch war ich nicht am Rande des Graswaldes angelangt, an welchen die Felder der Schwarzen anstießen, da ertönte plötzlich vom Dorfe her ein vielstimmiges Schreien und Rufen, untermischt mit dem dumpfen Ton der Goma (Kriegstrommel) daß ich betroffen stehen blieb und meine Begleiter fragte, was das wohl zu bedeuten habe. Zugleich stieg in mir die Befürchtung auf, daß möglicherweise meine im Lager zurückgebliebenen Leute mit den Eingeborenen in Streit geraten und nun gar in Feindseligkeiten mit diesen verwickelt sein könnten. Doch wurde meine Besorgnis sofort gehoben durch zwei Dorfinsassen, die mir bei der heutigen Streife als Führer gedient hatten. Sie erklärten, der Lärm habe nur den Zweck, das Nashorn zu verscheuchen, das um diese Zeit auf ihre Felder austrete und das eben wahrscheinlich wieder sein Zerstörungswerk beginne.

Mit beschleunigten Schritten ging es nun vorwärts und bald war der Rand des Busches erreicht, wo wir einen freien Ueberblick bis zu den Hütten des Dorfes hatten. Da bot sich dem Auge ein eigenartiges Bild.

Auf einem Maisstück stand ein riesiges Nashorn und stampfte auf dem üppig bewachsenen Acker umher, mit dem gewaltigen Maule ganze Büschel Mais abreißend und verschlingend. Dicht neben ihm ging ein junges Tier von etwa 1 Meter Höhe und äste ebenfalls eifrig an den Spitzen der Pflanzen.

In einer Entfernung von 100 Metern aber standen etwa 40 Schwarze, Männer und Weiber, schrien und gestikulierten, schwangen Feuerbrände und machten einen Höllenlärm, um die Tiere zu verscheuchen.

Doch diese ließen sich in ihrem Tun nicht stören; nur ab und zu hob das alte Tier den Kopf und stieß zornig grunzende Töne aus, wenn ein Mutiger es wagte, näher heran zu gehen.

Als ich mit meinen Begleitern am Rande des Busches erschien, verstummte der Lärm und mehrere Dorfbewohner eilten auf einem Umwege zu mir heran, um mich auf die Tiere aufmerksam zu machen. Doch ich hatte sie längst erblickt und auch meinen Angriffsplan entworfen.

An der Ostseite des Feldes konnte ich, von dem hohen Gras des Busches gedeckt, bis auf kurze Entfernung an das Nashorn herankommen. Ohne von ihm bemerkt zu werden, erreichte ich eine günstige Stelle unter Wind und schoß auf etwa 80 Meter dem Tier eine Kugel hinter das Blatt. Im Knall knickte das Tier vorn zusammen, das vordere Horn bohrte sich in die Erde und so drehte sich der Koloß wie ein Kreisel mehrmals um sich selbst. Dabei stieß es schauerliche Töne aus, so daß meine Begleiter, sowie auch die auf der anderen Seite zuschauenden Eingeborenen die Flucht ergriffen. Auch der mit der zweiten Büchse hinter mir stehende Jäger wollte ausreißen; doch bannte ihn ein Zuruf von mir an die Stelle, wo er zitternd und an allen Gliedern schlotternd stehen blieb. Unterdessen war das verwundete Nashorn wieder hoch gekommen und äugte wütend umher.

Schaumiger Schweiß stand ihm vor dem Maule, und stoßweise flog der Atem aus dem halbgeöffneten Rachen.

Jetzt schien es mich erblickt zu haben, denn mit tief gesenktem Kopfe kam es auf mich zu. Da mir das Horn die kleine tödliche Stelle am Kopfe verdeckte, mußte ich halb spitz auf das Blatt schießen. Ein unsicherer Schuß, aber er glückte. Das Tier schwankte hin und her und fiel dann schwer auf die Seite. Wohl versuchte es noch einmal hoch zu werden, aber der dritte Schuß saß im Gehirn, und der Schrecken der Schwarzen war tot.

Nun kamen sie aber alle wieder herbei, meine Leute und die Dorfbewohner, und ein ohrenbetäubendes Freudengeheul durchbrauste die Luft. Sie umtanzten das tote Nashorn, machten

Luftsprünge und betrachteten mit scheuer Neugier meine Büchse, die das Untier so schnell dahingestreckt hatte.

Durch den Tumult war mir ganz das junge Nashorn aus den Augen gekommen, das ich eben noch wie stumpfsinnig in der Nähe hatte stehen sehen. Laute Rufe von der Seite ließen mich dorthin schauen und dann schleunigst nach derselben Richtung eilen. Mehrere Schwarzen verfolgten das jetzt scheu gewordene Junge, und ihre geschwungenen Speere zeigten deutlich die Absicht, daß sie auch das junge Tier töten wollten.

Ein energischer Zuruf von mir ließ sie einhalten. Ich verbot ihnen dem Tier etwas zu leide zu tun, da ich es lebendig haben wolle. Aber dem Anschein nach verstanden sie mich nicht oder wollten mich nicht verstehen; sie nahmen die Verfolgung des Jungen wieder auf und hatten das unbeholfene Tier fast erreicht. Erst als ich die Büchse anschlug und auf sie zu schießen drohte, ließen sie von ihm ab und zogen sich zu den andern zurück.

Ich bedeutete nun den Leuten, daß sie mir beim Fang des jungen Nashorns behilflich sein sollten, es dürfe aber in keiner Weise verletzt werden. Das schien nun gar nicht nach ihrem Sinne zu sein, denn sie hatten sich wahrscheinlich schon auf den saftigen Braten gefreut. Das Fleisch von solchen jungen Tieren soll nämlich sehr gut und unserem Schweinefleisch ähnlich schmecken.

Doch bequemten sie sich schließlich dazu, mir den Willen zu tun, und bald war der junge Dickhäuter eingekreist und gefesselt. Wohl wütete der kleine Wildling eine Zeit lang gegen die ungewohnten Bande; bald aber ergab er sich in sein Schicksal und legte sich ruhig nieder.

Inzwischen war die in den Tropen sehr kurze Dämmerung hereingebrochen. Da die Vorbereitungen für den Transport des jungen Nashorn in der Dunkelheit nicht mehr getroffen werden konnten, sagte ich dem Jumben, daß beide Tiere während der

Nacht an dem Platze bleiben sollten bis zum Morgen. Alsdann wollte ich weiter darüber verfügen. Ich schärfte ihm nochmals ein, daß das junge Tier unbedingt am Leben bleiben müsse; das alte würde ich am anderen Tage den Dorfbewohnern überlassen. Nachdem ich mich noch überzeugt hatte, daß der kleine Gefangene gut gefesselt und angebunden war, ging ich mit meinen Leuten ins Lager zurück, um die nötigen Anweisungen zum morgigen Abmarsch und zum Transport des kleinen Nashorns zu geben.

Zu diesem Zweck mußte ich vor allem einen meiner Schwarzen instruieren, der die Hauptrolle auf dem weiten Wege zu spielen hatte. Ich richtete mich dabei nach den Anweisungen eines mir gut bekannten Jägers, dem es gelungen war, einen kleinen Elefanten weit aus dem Inneren nach Dar es Salaam zu bringen. Das Mittel, wodurch es ihm gelang, den kleinen Starrkopf, der nicht von der Stelle wollte, gefügig zu machen, war nicht sehr delikat, aber es half.

Er ließ nämlich einen seiner Schwarzen mit der Losung des alten Muttertieres einreiben und ihn in die Nähe des gefangenen Jungen bringen, dem man vorher die Augen verbunden hatte. Kaum witterte das Tier das ihm bekannte Parfüm, da ging es darauf zu. Der Schwarze setzte sich ebenfalls in Bewegung und trottete immer in kurzer Entfernung vor ihm her, und so brachten sie den Elefanten zu flottem Gehen. Bald hatte sich dieser so an seinen Führer, der auch allein die Fütterung zu besorgen hatte, gewöhnt, daß ein Verbinden der Augen nicht mehr nötig war und der kleine Dickhäuter wohlbehalten an seinen Bestimmungsort kam. Ich habe ihn damals selbst in Dar es Salaam gesehen; später soll er nach Hamburg an Hagenbecks Tierpark verkauft worden sein.

Auf ähnliche Weise dachte ich das junge Nashorn auch an die Küste zu bringen und freute mich auf das schöne Geschäft, das ich

mit dem Tiere machen könnte. Aber es kommt oft anders, als man denkt.

Als ich am Morgen mit meinen Leuten nach dem Schauplatz der gestrigen Jagd kam, lag wohl das alte tote Nashorn noch da, aber das Junge war verschwunden. Nichts war von ihm zu sehen; nur ein Stück des starken Seiles, mit dem es an den Baum gebunden war, hing am Stamme herab.

Sofort dachte ich an einen Streich der Dorfbewohner, denen schon gestern meine Anordnungen bezüglich des jungen Tieres nicht behagt hatten. Eine genaue Untersuchung des abgerissenen Taues bestätigten meinen Verdacht, denn das Ende zeigte deutliche Spuren eines scharfen Messerschnittes. Der Jumbe, den ich sofort herbeiholen ließ, tat sehr erstaunt und beteuerte, daß niemand aus seinem Dorfe während der Nacht seine Hütte verlassen oder gar das gefangene Tier befreit habe. Dieses müßte wohl selbst das Seil zerrissen und sich in Sicherheit gebracht haben.

Obwohl ich berechtigte Zweifel an seiner Aussage hegte, ließ ich dies doch nicht merken; jedoch brach ich sofort mit meinen Leuten zur Nachforschung in das Dickicht auf; aber trotz mehrstündigem Suchen fanden wir keine Spur von dem Tier; es war und blieb verschwunden.

Aergerlich kehrte ich nach dem Negerdorf zurück; es wollte mir nicht in den Sinn, daß das unerfahrene, ganz an die Führung der Mutter gewöhnte Geschöpf ohne fremdes Zutun sich frei gemacht und eine weite Flucht unternommen haben sollte, zumal der noch warme Körper des alten Nashorns ganz in der Nähe lag. Immer mehr befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß die Eingeborenen das Tier in der Nacht nach dem Busch getrieben, es dort getötet und versteckt hatten, um es nach meinem Abzug zu verzehren.

Ob es nun so oder anders war, konnte mir nichts mehr helfen; das Tier war für mich verloren. Ich ließ deshalb unge-

säumt die Zelte abbrechen und Anstalten zur Rückreise nach Kwa Hemedi treffen. Als einzige Trophäe nahm ich das größere Horn des erlegten Tieres mit. Es war etwa 80 Zentimeter hoch, am unteren Ende beinstark und oben fast nadelspitz. Aber auch damit hatte ich Pech, es ist mir in Kilwa abhanden gekommen; wahrscheinlich wurde es mir von einem Liebhaber gestohlen.

Nach zweitägigem Marsche langte ich mit meinen Leuten wieder in meinem alten Lager in Kwa Hemedi an. Dort hatten sich während meiner Abwesenheit wieder Löwen gezeigt; ich säumte deshalb nicht, meinen Selbstschuß in Ordnung zu bringen. In der Nähe der Niederlassung hatte ich auf dem Rückweg ein Gnu geschossen, von dem einige Stücke in die Boma gelegt wurden.

Gegen Morgen weckte mich der scharfe Knall meiner Büchse. Das gleich darauf folgende grimmige Aufheulen eines Löwen sagte mir, daß dieses Mal meine Mühe nicht vergebens gewesen. Doch war ich etwas enttäuscht, als ich am Morgen das Raubtier nicht am Platze und auch nicht in der Nähe der Boma fand. Eine starke Schweißspur aber zeigte mir, daß der Löwe schwer verletzt sein mußte. Die Prankenabdrücke waren sehr unregelmäßig und führten in das nahe Dickicht, wo ich die Nachsuche vorläufig aufgab, um die Bestie nicht rege zu machen, falls sie noch nicht verendet sein sollte. Gegen Mittag war ich mit einigen meiner Leute wieder an der Stelle, bis zu welcher ich am Morgen die Spur des angeschossenen Löwen verfolgt hatte. Auch die meisten Männer von Kwa Hemedi kamen herbei, um dem verhaßten „simba" den Garaus machen zu helfen. Sie trugen alle großen Mut zur Schau, schwangen ihre Speere und der Jumbe paradierte mit seiner Donnerbüchse, als wenn er es allein mit einem halben Dutzend Löwen aufnehmen würde.

Als ich aber fragte, wer mit mir der Spur folgen und in das Dickicht gehen wolle, um den Löwen aufzusuchen, da wur-

de es auffallend still. Der Jumbe machte sich an seinem Gewehr zu schaffen, und die anderen Schreier drückten sich verlegen beiseite.

Endlich meldeten sich zwei kleine, verwachsene Kerls, denen ich solchen Mut gar nicht zugetraut hätte. Doch waren es sehnige, katzengeschmeidige Gestalten und zum Spüren im Busch wohl geeignet. Sie sollten auch weiter nichts tun, als auf der Schweißspur vor mir herkriechen und das hohe Gras niederdrücken, damit ich den Löwen sehen und, falls er noch nicht verendet sein sollte, ihm den Fangschuß geben könnte.

Vorsichtig ging es nun der Spur nach, die beiden Schwarzen auf Händen und Füßen voran, ich dicht dahinter, den Finger am Abzug. An einzelnen Stellen waren große Schweißlachen, so daß ich jeden Augenblick dachte, das Raubtier vor uns verendet liegen zu sehen. Aber immer weiter führte die Schleife im hohen Grase, und die beiden Neger schauten mich mehrmals fragend an; allem Anschein nach wären sie schon lieber wieder zurückgegangen. Aber energisch winkte ich ihnen, weiter zu kriechen, der Löwe konnte nicht mehr weit sein.

Da stieß plötzlich der an der Spitze befindliche Schwarze einen lauten Schrei aus und sprang so unvermittelt zurück, daß er den andern über den Haufen warf und auch mich in Gefahr brachte, mit dem gespannten Gewehr zu straucheln oder gar zu stürzen. Im Augenblick jedoch waren sie wieder auf den Füßen und deckten sich hinter meinem Rücken.

Die Büchse im Anschlag erwartete ich jeden Moment den Angriff des Löwen, der kaum fünf Meter vor mir im Grase liegen mußte. Sehen konnte ich ihn zwar nicht; aber die sich bewegenden Halme zeigten mir genau seine Lagerstelle an.

Bange Sekunden! Die Mündung der Büchse fängt an, vibrierende Bewegungen zu machen; ich muß absetzen, denn wenn

jetzt plötzlich der Löwe aufschnellt und der Schuß sitzt nicht am rechten Fleck, kann die Sache gefährlich werden.

Doch kein Angriff erfolgte; nur der keuchende stoßweise Atem und ein tiefes, gurgelndes Knurren war deutlich vernehmbar. Allem Anschein nach war das Tier im Verenden. Noch eine halbe Minute wartete ich, dann schob ich mich langsam mit vorgehaltener Waffe näher.

Jetzt sah ich dicht vor mir die lichte Stelle im hohen Gras, noch einen Schritt, — und durch die dünne Halmwand schimmert die fahlgelbe Decke des Löwen, der sich eben langsam auf die Seite legt.

Noch einmal hebt sich der mächtige Kopf, als ich mit dem Lauf der Büchse die letzten verdeckenden Halme beiseite schiebe, noch einmal scheint ein grimmiges Aufblitzen des schon starr blikkenden Lichtes das entfliehende Leben zu bannen; doch der Allbezwinger Tod hat ihn schon erfaßt, und meine Kugel schneidet den schwachen Faden durch, der ihn noch am Leben hält.

Straff spannen sich die Sehnen der mächtigen Pranken, die Krallen schießen lang aus ihren Scheiden, die Mähnenhaare sträuben sich; der Starke ist tot.

Der Selbstschuß hatte den Löwen mitten auf den Rumpf getroffen, die inneren Organe waren vollständig zerrissen. Nur ein so starkes, zähes Tier wie der Löwe konnte mit diesen Verletzungen noch eine so weite Strecke zurücklegen.

Unter großem Jubel der Schwarzen wurde das Tier ins Lager geschafft und sofort abgestreift. Die Männer nahmen sich wieder Amulette und die Weiber schleppten Holz zu einem Scheiterhaufen herbei, auf dem sie die übrigen Teile des Löwenkörpers verbrannten.

Während ich noch eine Weile ihrem Treiben zusah, kam mein Boy und meldete mir, daß soeben ein Weißer mit mehreren Trägern in das Dorf eingezogen sei.

Neugierig, wer das wohl sein möchte, ging ich nach meiner Hütte. Da kam er mir auch schon entgegen, ein bekanntes Gesicht; „es schien mir gar befreundet, und dennoch kannt ichs nicht."

Erst als er mich anredete, wußte ich, wen ich vor mir hatte. Es war der Bruder des vor kurzer Zeit am Mbarangandu von einem Elefanten getöteten R. Er kam aus der Gegend, wo sein Bruder auf so tragische Weise den Tod gefunden hatte. Wochenlang war er dort in der Steppe umher gestreift, um vielleicht den Uebeltäter oder einen seiner Genossen zu finden und den Tod des Bruders zu rächen; aber es war ihm nicht gelungen, einen Elefanten zur Strecke zu bringen.

Nun war er zufällig in die Gegend, wo ich jagte, gekommen und hatte am Morgen wenige Kilometer von Kwa Hemedi einen starken Elefanten angetroffen und auch auf ihn geschossen. Doch schien der Schuß nicht tödlich gewesen zu sein, denn das Tier war flüchtig abgegangen, und der Jäger hatte die Fährte verloren, so daß er auch nicht annähernd sagen konnte, wohin der Elefant gezogen war.

Es war ihm um so mehr ärgerlich, als es ein sehr starkes Männchen mit mächtigen Zähnen gewesen war, dessen Kopf er gerne für seine naturhistorische Sammlung in Deutschland mitgenommen hätte. Er bat mich, falls ich hier noch einen Elefanten erlegen sollte, ihm diesen gegen Ersatz des Elfenbeinwertes zu überlassen, was ich ihm gern zusagte.

Am Nachmittag verabschiedete sich mein Landsmann und zog mit seinen Leuten nach Süden. Ich selbst brach mit meinem Jäger und einigen Trägern zu einer mehrtägigen Streife nach Westen auf.

Gegen Mittag des nächsten Tages traf ich ein Rudel Antilopen an, von denen ich ein junges Tier für unsere Küche schoß. Die Leber ließ ich mir sofort am Spieß braten, ein Lendenstück

wurde für den nächsten Tag zurückgelegt, und das Uebrige präparierten meine Leute zum Mitnehmen.

Sie hatten eben den Rost zum Trocknen und Räuchern aufgebaut, da kamen zwei Träger, die zum Herbeiholen von dürrem Holz ausgeschickt worden waren im vollen Laufe zurückgerannt und meldeten, daß soeben ein starker Elefant kaum 500 Meter vom Lager vorbeigezogen sei. Er sei in ziemlich schneller Gangart von Süden hergekommen und müsse wohl von hier aus noch zu sehen sein.

Rasch stieg ich auf die Schultern meines größten Schwarzen und hielt Umschau in der Richtung, die der Elefant genommen haben sollte.

Richtig! dort zog er hin, eine mächtige Gestalt, die noch zur Hälfte das mannshohe Steppengras überragte. Eben schien er den scharfen Paß, den er bisher inne gehalten hatte, zu mäßigen, denn er lenkte seine Schritte nach einer größeren Baumgruppe hin, in welcher er verschwand.

Da er in den nächsten Minuten, in denen er den Busch durchquert haben mußte, nicht wieder heraus kam, nahm ich an, daß er sich dort einige Zeit aufhalten werde, um zu äsen und traf sofort Anstalten zur Verfolgung des Elefanten. Meinen Trägern befahl ich, ihre Lasten zum Weitermarsch fertig zu machen und auf meiner Spur zu folgen, wenn ich nicht in einer Stunde zum Lagerplatz zurückgekehrt sein sollte. Ich selbst nahm aber mit meinem Jäger im Geschwindschritt die Richtung nach dem Gehölz hin, wo ich unser Wild anzutreffen hoffte.

Das Geräusch von brechenden Aesten in der Baumgruppe sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht hatte, der Elefant war am Aesen.

Vorsichtig birschte ich mich an, konnte aber, trotzdem ich genau das Kauen des Dickhäuters hörte, wegen des dichten Geästes nichts sehen.

Mit einem Male verstummte das Geräusch; ein scharfes Blasen nach meinem Standorte hin belehrte mich, daß der Elefant mich gewittert hatte. Einige Sekunden später brach er in entgegengesetzter Richtung davon und verursachte ein solches Getöse, als wenn ein Orkan das Holz durchbrauste.

Es gelang mir, dem flüchtenden Riesen, als er aus dem Holz ausbrach, auf etwa 100 Meter zwei Schüsse hinter das Blatt anzubringen; der Elefant wurde kürzer und auf der Fährte fanden wir viel und guten Schweiß.

Ohne Aufenthalt folgten wir der gut sichtbaren Fährte eine volle Stunde und hofften, das Tier bald verendet zu finden; aber immer weiter hin hingen die roten Tropfen am Grase und kein Elefant war zu sehen.

In scharfem Tempo ging es weiter und immer weiter bis gegen Abend; umsonst, wir holten das Tier nicht ein. Was nun? Der Fährte weiter zu folgen, hatte keinen Zweck, da die Sonne nahe am Untergang war und sich bei uns auch große Müdigkeit einstellte. Wir hatten wegen des schnellen Aufbruches zur Verfolgung des Elefanten am Mittag wenig gegessen und waren dann viele Stunden bei der großen Hitze in scharfem Marsch durch das hohe Gras hinter dem Flüchtigen hergewesen, so daß wir nun mit unseren Kräften am Ende waren.

Aber so wenig wir nun weiter vorwärts gehen konnten, so wenig war auch an eine Rückkehr ins Lager zu denken. Ebenso war es ausgeschlossen, daß uns in der jetzt einbrechenden Dunkelheit die nachfolgenden Träger in der Steppe finden konnten, da sie sicher noch weit zurück waren. Es blieb uns nichts übrig, als die Nacht an dem Platze zu bleiben und den nächsten Morgen abzuwarten.

Wenn sich nun bei uns großer Hunger und Durst einstellte, so war das noch nicht das Schlimmste, es war nicht das erste Mal, daß ich in dieser Verfassung mein Nachtlager auf dem

blanken Erdboden nehmen mußte; viel bedenklicher war der Umstand, daß wir hier ganz ohne Schutz gegen die zahlreichen, in der Nacht umherschleichenden wilden Tiere, namentlich der Löwen, waren, deren Frechheit ich schon oft genug kennen gelernt hatte. Zum Unglück hatte sowohl ich, als auch mein Jäger kein Feuerzeug mitgenommen, mit dem wir uns ein Feuer hätten anmachen können. Zum Kochen freilich brauchten wir es nicht, da wir keine Nahrungsmittel hatten; aber wir wären doch eher gegen einen Angriff des großen Raubwildes geschützt gewesen, das in der Nacht die Nähe des Feuers meidet.

Wir mußten uns also, so gut es eben ging, mit den gegebenen Verhältnissen abfinden und begannen sofort unser primitives Nachtlager herzurichten. Der Schwarze schnitt Gras ab, das ich in zweckmäßiger Weise zurechtlegte. Eben im Begriff, mich darauf auszustrecken, erscholl plötzlich von der Seite her das mächtige „Uuuoah" des Königs der Wildnis, des Löwen, der wohl eben seinen nächtlichen Raubzug begonnen hatte.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte mein Begleiter nach der Gegend, woher die unheimlichen Töne kamen. Sein entsetzter Blick bohrte sich in die schnell zunehmende Dunkelheit, um dann wieder wie hilfesuchend auf mir haften zu bleiben.

Da — abermals durchhallte die furchtbare Stimme des Starken die Steppe, diesmal in ein langanhaltendes, donnerähnliches Grollen ausgehend. Dies wiederholte sich noch mehrmals, einmal näher, dann wieder weiter entfernt, aber immer mehr die hochgradige Spannung in uns steigernd.

Mit einem Male brach das Gebrüll ab. War der Löwe weiter gezogen, oder hatte er Witterung von uns bekommen und schlich uns jetzt durch das hohe Gras gedeckt an?

Mit schußfertiger Büchse, den Finger am Drücker, stand ich da, und die gesamte Nerventätigkeit schien sich in Auge und Ohr zu

koncentrieren. Zu sehen war aber absolut nichts; nur daß man vielleicht das leise Rauschen des Grases bei der Annäherung des Löwen hören konnte. Ich hätte lieber am Tage drei solcher Bestien gegenübergestanden, als jetzt in der Nacht der einen, die ich nicht sehen konnte. Man kommt sich in solcher Lage trotz Repetierbüchse wie ein hilfloses Kind vor; was nützt das beste Gewehr, wenn man kein Ziel sehen kann und jeden Augenblick erwarten muß, von dem Löwen im blitzschnellen Sprunge erfaßt und von der mächtigen Pranke niedergeschlagen zu werden?

Aber mein guter Stern verließ mich nicht. Wohl eine Viertelstunde standen wir auf demselben Fleck, ohne daß wir etwas von dem Raubtier bemerkten; es mußte wohl eine andere Richtung eingeschlagen haben.

Nach und nach löste sich die Spannung; jedoch ein Verbleiben an der Stelle schien mir nicht ratsam. Wo aber nun hin?

Da fand mein Schwarzer einen Ausweg. Er machte mich auf das kleine Gehölz, das einige Hundert Meter von dem Platze entfernt lag, aufmerksam, wo wir vielleicht auf einem Baum Schutz vor den Löwen finden könnten. Der Gedanke war nicht schlecht und wurde auch sofort ausgeführt.

Als wir aber den Busch erreichten, fanden wir in der Dunkelheit keinen passenden Stamm, den wir hätten besteigen und als Sitz benutzen können.

Ratlos blickte ich meinen Jäger an; dieser aber wurde plötzlich ganz lebendig und sagte: „Bwana, ich mache Feuer".

Noch ehe ich fragen konnte, wie er das fertig bringen wollte, bückte er sich und raffte mehrere dünne Stücke des massenhaft daliegenden dürren Holzes auf. Dann spitzte er einen fingerdicken Stab an einem Ende mit seinem Buschmesser zu, klemmte, auf der Erde hockend, einen ähnlichen Stock zwischen die Fußsohlen und wirbelte nun mit fabelhafter Schnelligkeit das angespitzte

Holz in einer rundgeschnittenen Kerbe des am Boden festgehaltenen Stückes.

Mit großem Interesse sah ich seinen Bemühungen zu. Wohl hatte ich schon öfter früher gehört oder gelesen, daß die Wilden durch Reiben zweier Stücke Holz Feuer anmachen können; doch hatte ich es noch nie gesehen und mir die Sache auch anders vorgestellt. Wirklich begann nach mehreren Minuten die Reibungsfläche des dürren Holzstückes zu glühen, und es dauerte nicht lange, da schlug aus dem darauf gelegten trockenen Grasbüschel die Flamme auf. Rasch gaben wir dem entfachten Feuer neue Nahrung und trugen einige Brände abseits an eine etwas freiere Stelle, wo die Gefahr eines größeren Brandes nicht zu befürchten war. Dort entfernte der Schwarze im Umkreis von einigen Metern das Gras, und bald loderte ein hohes Feuer auf, bei dem wir uns nun sorglos der Ruhe hingeben konnten.

Zu einem festen Schlaf jedoch kamen wir nicht. Wohl fordert der müde Körper sein Recht; aber die allseitig lauernde Gefahr hält den Geist in Spannung und gaukelt ihm wüste Traumbilder vor.

Da wähnt man sich in den Krallen des Löwen oder erfaßt von dem Rüssel des wütenden Elefanten. Oft fährt im Halbschlaf die Hand nach der zur Seite liegenden Büchse, wenn ein ungewöhnliches Geräusch den leicht erregbaren Gehörsinn berührt. Dann richtet man sich halb auf, sieht über sich die funkelnden Sterne, hört in der Ferne die grollende Stimme des Wüstenkönigs oder das widerwärtige Geheul der Hyäne, die oft dem Starken in angemessener Entfernung folgt, um sich an den Resten seines blutigen Mahles zu sättigen.

Und dann folgt der Blick der aufzüngelnden Flamme des Feuers, dem der Schwarze von Zeit zu Zeit neue Nahrung gibt. Dem Mann scheint es auch gar nicht behaglich zu sein, denn un-

zählige Male reckt er den Kopf und späht und horcht in die Nacht hinaus, ob nicht von irgend einer Seite eine Gefahr droht.

Endlich dämmert der Morgen, und mit der zunehmenden Helle verstummt allmählich das nächtliche Konzert der Bewohner der Steppe. Ich stehe auf und wecke meinen Begleiter, der erst gegen Ende der Nacht in einen festen Schlaf gefallen ist.

Dann geht es mit flotten Schritten vorwärts um die Glieder wieder gelenkig zu machen, die in der empfindlichen Nachtkühle ganz steif geworden sind.

Doch folgen wir jetzt nicht weiter der Fährte des angeschossenen Elefanten nach, sondern gehen auf unserer Spur vom gestrigen Tage zurück, um unsere uns suchenden Leute zu treffen.

Nach zweistündigem Marsche kamen sie endlich in Sicht; sie berichteten, daß sie nach meiner Anweisung gestern unserer Spur gefolgt seien, diese aber mit Einbruch der Nacht verloren hätten. Sie seien darum an dem Platze geblieben, aber während der ganzen Nacht von Löwen beunruhigt worden. Doch sei keiner bis an ihr Lagerfeuer herangekommen.

Nach kurzer Rast und kräftigem Frühstück ging es nun zurück bis zu der Stelle, wo ich mit meinem Jäger die Nacht zugebracht hatte, und von da auf der Schweißfährte des Elefanten weiter. Ich marschierte, wie gewöhnlich, an der Spitze. Nach etwa einer halben Stunde war es mir plötzlich, als ob ich in der Nähe menschliche Stimmen vor mir gehört hätte.

Ich hemmte meinen Schritt; ja, in der Talsenke vor uns sprachen mehrere Personen. Wer konnte das sein?

Vorsichtig weiterschreitend stand ich gleich darauf am Rande eines tiefen Grabens und — ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr meinem Munde. Vor mir lag der Elefant und um ihn herum standen mehrere Schwarze und ein Weißer, den ich sofort als Freund R. erkannte.

„Ei, da treffe ich Sie ja schon wieder“, war meine Begrüß-

ung, und wie ich sehe, in angenehmer Gesellschaft".

„Ja", meinte er, es ist ein reiner Zufall, daß ich hier den gestern von mir angeschossenen Elefanten gefunden habe".

„Ich dachte, es sei der meinige", entgegnete ich und zeigte ihm die Schweißfährte, der ich seit dem vorigen Tage gefolgt war.

„Aber ich sehe doch meinen Schuß am Kopfe sitzen; sehen Sie hier die Einschlagstelle an der rechten Seite."

„Ja, das stimmt, war meine Antwort; aber der Elefant läge nicht hier; wenn ihm mein Geschoß nicht den Rest gegeben hätte".

Ich machte ihn nun auf die große Schweißlache unter dem Tier aufmerksam, die aber nicht von dem Kopfschuß, sondern nur von den Schußverletzungen auf der Blattseite herrühren konnte?

Wir einigten uns nun dahin, daß wir die Beute teilten, d. h. jeder bekam einen Stoßzahn. Ich überließ ihm den mir zukommenden gegen Ersatz des Wertes durch R., der den Kopf präparien lassen und mit in die Heimat nehmen wollte.

Leider konnte er seinen Plan nicht ausführen; als ich ihn später wieder in Daressalaam traf, war er ein todkranker Mann; die Folgen der Tropenkrankheiten warfen ihn ins Grab. Auf dem Europäerfriedhof liegt er bestattet.

Da mein Jagdschein abgelaufen war, ließ ich mein Lager abbrechen und trat den Rückweg zur Küste an, die ich nach dreiwöchentlichem Marsch erreichte.

Meine erbeuteten Trophäen müssen wohl den Neid einiger maßgebenden Persönlichkeiten erregt haben, denn als ich meinen „Großen Jagdschein" erneuern wollte, wurden mir Schwierigkeiten gemacht mit dem Bemerken, daß die gesetzlich zulässige Anzahl dieser Ausweise schon vergeben sei; auch habe ich zu viel Wild geschossen.

Dies veranlaßte mich, die für Ende des Jahres in Aussicht genommene Erholungsreise nach Europa sofort anzutreten, und ich kehrte über Marseille in die Heimat zurück.

XII.

Vierte Afrikafahrt. — Jagdstreife am Rowuma. — Kriegszeichen. — Als Freiwilliger bei der Schutztruppe. — Ein Löwenabenteuer auf Bahnschutzposten. — Der große Sieg bei Tanga. — Gefecht bei Jassimi. — Patrouillenkrieg. — Ein Hilfsschiff aus Deutschland.

Im April 1912 trat ich meine vierte Afrikareise an. Zunächst betätigte ich mich wieder als Pflanzer auf einer Sisalpflantage an der Mittellandbahn. Hier hatte ich wenig Gelegenheit zur Jagd; außer einigen Antilopen erlegte ich von größerem Wild nur einen Leoparden, der aber vor vielen früher von mir erbeuteten den Vorzug hatte, von Menschen verspeist zu werden. Bis dahin hatte ich schon alle möglichen und unmöglichen Tiere als Nahrung der Schwarzen dienen sehen; aber von den großen Katzen wurde höchstens das Fett als „Medizin" verwendet. Als ich den von mir geschossenen Leoparden auf der Pflanzung abstreifen ließ, baten mich etwa 15 unserer Arbeiter, Leute vom mittleren Kongo, ihnen das Fleisch des Tieres zum Essen zu überlassen. Gern gewährte ich ihnen ihre Bitte; sie richteten große Stücke zum Braten zu, und in kurzer Zeit war der Leopard verzehrt.

Nach Beendigung der Arbeit auf der Plantage ergriff mich wieder die Sehnsucht nach dem freien Wander- und Jägerleben.

Ich fuhr nach Lindi, ging von da an den Grenzfluß Rovuma und auf der portugiesischen Seite flußaufwärts, wo es noch sehr wildreiche Jagdgebiete gab.

Mehrere Hundert Kilometer weit durchstreifte ich das Land, wo ich beim zeitweiligen Zusammentreffen mit den Einwohnern nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen wurde. Meine

Jagdbeute war auch nicht besonders groß; nur zwei starke Elefanten erlegte ich, außerdem eine Anzahl Marabus, deren prächtige Stöße ich einigen Bekannten in Europa versprochen hatte.

Am oberen Rowuma überschritt ich wieder den Fluß und nahm die Richtung nach Songea hin. Wie ich auf dem Wege erfahren, sollte dort eine meinem Wunsche entsprechende Beamtenstelle zu besetzen sein, um die ich mich bewerben wollte.

Bei dem weiteren Marsche dorthin geriet ich leider in das gesperrte Schlafkrankheitgebiet und mußte längere Zeit auf der ärztlichen Station zur Untersuchung und Beobachtung stilliegen.

Als ich dann meine Reise fortsetzen konnte und in Songea anlangte, war der in Aussicht genommene Posten bereits besetzt.

Ich hielt mich deshalb nur einige Tage dort auf und trat den Rückweg nach der Küste an.

Am Luwegu traf ich in einer Sumpfniederung Spuren von Büffeln an, die in den dortigen Gegenden schon recht selten geworden waren.

Sie mußten wohl ganz in unserer Nähe sein, denn wie mein Jäger feststellte, war die gefundene Losung noch ganz frisch.

Vorsichtig im hohen Gras und Gestrüpp weiter birschend, stießen wir bald auf zwei Stück, die sich zwischen einigen Büschen niedergetan hatten. Sie sicherten nach uns hin und wurden flüchtig, ehe ich sie recht ansprechen konnte.

Nun rauschte und stampfte es überall; es mochten wohl sechs bis acht Stück sein, die den von uns Gesehenen folgten und ebenfalls das Weite suchten.

Ich glaubte schon auf einen Jagderfolg an diesem Tage verzichten zu müssen, da eine flüchtige Büffelherde so bald nicht wieder zu erreichen ist, weil sie dann gewöhnlich die unzugänglichsten Stellen ihres meist sumpfigen Aufenthaltsortes annimmt, wohin man ihnen nicht folgen kann.

Plötzlich aber tauchte seitwärts hinter einem Busch der gewaltige Kopf eines Büffels auf, der nach seinen riesigen Hörnern zu urteilen, ein Kapitalbulle sein mußte. Er äugte scharf nach uns hin und machte keine Miene, der flüchtigen Herde zu folgen. Wenn ich den Schuß wagen wollte, mußte ich auf die kleine Stelle zwischen Auge und Hornrand halten, da der ganze übrige Körper durch das Gebüsch verdeckt war.

Mit dem Knall der Büchse war der Kopf verschwunden, und die darauf folgende Stille ließ mich vermuten, daß der Büffel mit Gehirnschuß auf der Stelle verendet sei. Doch machte mich der Umstand bedenklich, daß ich einen scharfen, hellen Kugelschlag gehört zu haben glaubte. Trog mich diese Wahrnehmung nicht, so mußte das Geschoß die gewaltige Hornmasse des Bullen getroffen haben, und in diesem Falle konnte der Schuß auch nur eine momentane Betäubung verursacht haben.

Ich wartete deshalb einige Minuten, ehe ich hinzuging, und das war mein Glück.

Eben hatte ich durch den Repetiergriff eine neue Patrone eingeschoben, da flogen die Aeste des Busches auseinander, und mit tiefgesenktem Kopf stürmte der Büffel auf uns zu.

Mein Schuß faßte ihn oberhalb des Blattes und warf ihn auf die Knie; doch raffte er sich noch einmal auf und blieb schwankend stehen. Das nächste Geschoß traf ihn mitten auf die Stirn; dumpf brüllend brach er zusammen.

Es war ein mächtiger Bulle, der stärkste, den ich in Afrika geschossen. Der erste Schuß war, wie ich vermutet hatte, etwas zu hoch gegangen und hatte die starke Hornkappe durchschlagen, war aber an dem dicken Schädel abgeprallt; er hatte nur ein kurzes Zusammenbrechen des Büffels bewirkt. Die prächtige Trophäe ging mir leider durch den Krieg verloren.

In der ersten Hälfte des Jahres 1914 war ich als Unternehmer beim Umbau der Bahn Daressalaam—Morogoro beschäftigt.

In den letzten Tagen des Juli, wir waren gerade in der Nähe von Hidagalla, da passierten eine ganze Reihe Extrazüge unter militärischer Begleitung die Station.

Da schon seit einiger Zeit Kriegsgerüchte umgingen, mußte dies eine besondere Bedeutung haben. Einige Tage später erfuhren wir, daß es die Akten des Gouvernements und der Bank gewesen, die ins Innere nach Tobora geschafft worden waren. Als nun bekannt wurde, daß schon seit Wochen die indischen und englischen Dampfer aus Bombay ausgeblieben waren, da wurde es fast zur Gewißheit, daß der Krieg vor der Türe stand.

Am 3. August wußten wir es: Deutschland im Kriegszustand mit Rußland und Frankreich; Bruch mit England unmittelbar bevorstehend.

Das wird eine schwere Sache werden!

Und wir in Afrika? Daß wir nicht neutral bleiben konnten, stand fest, wir mußten die Kolonie zu schützen suchen und den Gegner zwingen, möglichst viele Truppen gegen uns aufzuwenden, die ihm dann im Kampf gegen unser Mutterland entzogen waren.

Große Erfolge freilich durften wir hier gegen die Engländer nicht erwarten; diese konnten mit ihrer meerbeherrschenden Flotte ihren in Afrika kämpfenden Truppen jederzeit Nachschub an Mannschaft und Kriegsmaterial zuführen, während wir von der Heimat vollständig abgeschnitten und nur auf die jetzt verfügbaren Truppen und Kriegsmittel angewiesen waren. Sollte der Krieg lange dauern, so war es nur eine Frage der Zeit, wann wir mit unseren geringen Kräften dem Feind nicht mehr standhalten konnten. Doch wußte jeder, daß das Schicksal unserer Kolonie nicht hier in Afrika, sondern auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden würde.

Aber trotz aller trüben Aussichten für uns war die Kriegsbegeisterung eine allgemeine. Und als die kampffrohen Kompag-

nieen auf der Bahn nach der Küste hinfuhren, da hielt es mich auch nicht länger; obwohl ich als Landsturmmann vorläufig nicht zum Eintritt in die Front verpflichtet war, meldete ich mich als Freiwilliger und bekam zunächst einen Bahnschutzposten.

Hier führten wir, da noch kein Feind in der Nähe war, ein Offizier und 18 Mann, ein ziemlich beschauliches Leben und konnten hie und da auch eine kleine Jagdstreife machen.

Einmal machte uns sogar ein Löwe einen Besuch in unserem bescheidenen Quartier, und beinahe hätte der Zwischenfall böse Folgen gehabt.

Ich wohnte in einem Zelt und hatte mir neben demselben eine kleine Grashütte als Baderaum einrichten lassen, der nachts meinem Boy als Schlafstätte diente.

In einer dunklen Nacht kam ein Löwe bis dicht an die Grashütte und steckte den Kopf hinein, dabei ein grollendes Knurren ausstoßend. Ich erwachte davon, ergriff die Büchse und wollte eben aus dem Zelt treten, da teilte sich vor mir das Zelttuch und eine dunkle Gestalt erschien am Eingang. Im Glauben, es sei der Löwe, war ich im Begriff, abzudrücken, da richtete sich das dunkle Etwas auf und vor mir stand mein Boy, der bei seiner Flucht aus der Grashütte gestürzt und nun auf Händen und Füßen in mein Zelt gekrochen war. Um ein Haar hätte es ihn das Leben gekostet, denn in der herrschenden Dunkelheit wäre der Irrtum sehr erklärlich gewesen.

Ich sprang dann aus dem Zelt, sah auch den Löwen auf kaum 15 Schritte, aber er flüchtete, und der Schuß ging wegen des schlechten Lichtes vorbei.

Inzwischen war im Norden des Landes schon scharf gekämpft worden. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst von Lettow-Vorbeck, verfolgte die Ansicht, daß der Schutz unserer Kolonie am besten dadurch erreicht werde, wenn man den Feind in seinem eigenen Gebiet angreife. Dies ließ sich am besten im

Norden, an der in der Nähe der deutschen Grenze entlang führenden Ugandabahn ins Werk setzen, welche die Hauptverkehrsader von Britisch-Ostafrika und damit für den Transport und die Verpflegung der feindlichen Truppen von hervorragender Bedeutung war.

An der Grenze hatte sich auch aus der zahlreichen deutschen Ansiedlerbevölkerung ein tüchtiges Hilfskorps gebildet, das unserer angreifenden Schutztruppe eine wertvolle Unterstützung war. Der Führer dieser ausgezeichneten Truppe war der Hauptmann von Prince, der sich in früheren Kämpfen mit den aufständischen Eingeborenen besonders ausgezeichnet hatte.

Im Verein mit mehreren Kompagnieen der Schutztruppe wurde der von britischen Truppen besetzte Ort Taveta genommen, der als Stützpunkt des Feindes bei den Unternehmungen gegen unsere nördlichen Gebiete hervorragende Bedeutung hatte.

Im Norden wurde dann auch die Hauptmasse unserer Streitkräfte, etwa 2000 Mann zusammengezogen, da hier, sowie in der Nähe der Küste ein größerer Angriff des Feindes erwartet werden konnte.

Nach verschiedenen kleineren Gefechten, die alle günstig für uns ausfielen, landeten denn auch die Engländer ein Heer von etwa 15000 Mann, meist indische Truppen, bei Tanga.

Hier entwickelte sich nun in den ersten Tagen des November 1914 eine Schlacht, die ein Ruhmesblatt unserer Truppen für alle Zeiten bleiben wird. Trotzdem das fast zehnmal so starke Heer des Feindes durch das Feuer der in der Nähe liegenden englischen Kriegsschiffe wirksam unterstützt wurde, erlitt er eine vollständige Niederlage, so daß er sich schleunigst auf die Schiffe zurückziehen mußte. Die Engländer hatten über 1000 Tote, während bei uns nur 16 Europäer und 48 Askari gefallen waren. Dazu machten unsere Truppen eine Beute von Waffen, Munition

und Kriegsmaterial, daß wir daraus die Ansprüche für unsere Truppe beinahe ein ganzes Jahr decken konnten.

Leider war unter den Gefallenen auf unserer Seite auch der treffliche Hauptmann v. Prince, der von den Schwarzen „Bwana saccarani" (der Tollkühne) genannt wurde.

Mit scheuen, fragenden Blicken betrachteten sie die Leiche des Tapferen, dem eine Granate die Schädeldecke weggerissen und konnten es nicht glauben, daß es der sei, den sie für unverwundbar gehalten hatten.

In der Stadt selbst verursachten die einschlagenden Granaten eine allgemeine Flucht und große Verwirrung. Mehrere Geschosse krepierten in dem Klubhaus, in welchem auch das Hauptlazarett aufgeschlagen war. Lettow selbst kam am Abend dahin, um die Verwundeten zu besuchen. Einem schwerverletzten Offizier drückte er die Hand und sprach ihm seinen Dank aus. Der hatte kaum noch die Kraft, ihn mit kurzem Atem zu fragen: „Wie stehts draußen?" Als Lettow ihm gute Auskunft gegeben, sagte er leise: „Gott sei Dank!" und das glückliche Lächeln mit dem er sich auf die Seite legte, wich auch im Tode nicht von seinen Zügen.

Die Schlacht bei Tanga war für das Ansehen unserer Schutztruppe und ihres Führers von hervorragender Bedeutung für den ganzen Krieg. Nicht nur, daß der Unternehmungsgeist des Gegners fast für ein ganzes Jahr gelähmt war, schuf es auch in der Truppe selbst, sowohl bei den Europäern als auch bei den Farbigen das Gefühl der Ueberlegenheit und des Vertrauens und erzeugte eine Stimmung des Zusammenhaltens und der Disziplin, welche allein die Fortsetzung des Krieges durch 4 Jahre hindurch möglich machte.

Kurz darauf errang unsere Truppe wieder einen bedeutenden Erfolg bei Jassini. Auf der dort liegenden deutschen Pflanzung hatte der Feind mit einer Truppenmacht von mindestens

2000 Mann eine feste Stellung bezogen, gegen welche wir mit etwa 9 Kompagnien sehr im Nachteil waren. Trotzdem gelang es uns nach hartem Kampfe, den Sieg zu erringen und 4 indische Kompagnien mit ihren europäischen Offizieren gefangen zu nehmen.

Doch zeigte uns der Verlauf des Gefechts auch, daß wir bei unserer kleinen Truppenzahl und unseren wenigen Offizieren, von denen schon eine ganze Anzahl gefallen war, eine angriffsweise Kriegführung nicht lange aushalten könnten. Es wurde darum in der Folgezeit mehr zum Kleinkrieg übergegangen und sich in der Hauptsache auf die Abwehr der meist erfolglosen Angriffe des viel stärkeren und mit allen Hilfsmitteln versehenen Feindes beschränkt.

Dieser Patrouillenkrieg stellte an die dazu verwandten Soldaten, gewöhnlich zwei Weiße und 7 bis 8 Askari, ganz besonders hohe Anforderungen. Sie blieben meistens mehrere Tage, manchmal wochenlang, unterwegs und kamen fast nie ohne Beute zurück. Was das bedeutet in der fast wasserlosen Steppe, wo die Verpflegung in der Hauptsache nur aus dem Fleisch des erbeuteten Wildes besteht, in der Nacht ständig bedroht von den zahlreichen, hungrigen Raubtieren, insbesondere den Löwen, das kann nur derjenige begreifen, der die Verhältnisse dort kennt. Nicht selten kam es vor, daß einzelne unserer Leute verdurstet sind, und oftmals haben die Soldaten das Blut der erlegten Tiere getrunken.

Schlimm war es, wenn einer oder mehrere Teilnehmer der Patrouille krank oder verwundet wurden und dann von den anderen tagelang durch das hohe Steppengras getragen werden mußten. Wer nicht weiter konnte und auch nur eine Nacht ohne Hilfe draußen liegen blieb, der war meistens verloren, er wurde die Beute der wilden Tiere.

und Kriegsmaterial, daß wir daraus die Ansprüche für unsere Truppe beinahe ein ganzes Jahr decken konnten.

Leider war unter den Gefallenen auf unserer Seite auch der treffliche Hauptmann v. Prince, der von den Schwarzen „Bwana saccarani" (der Tollkühne) genannt wurde.

Mit scheuen, fragenden Blicken betrachteten sie die Leiche des Tapferen, dem eine Granate die Schädeldecke weggerissen und konnten es nicht glauben, daß es der sei, den sie für unverwundbar gehalten hatten.

In der Stadt selbst verursachten die einschlagenden Granaten eine allgemeine Flucht und große Verwirrung. Mehrere Geschosse krepierten in dem Klubhaus, in welchem auch das Hauptlazarett aufgeschlagen war. Lettow selbst kam am Abend dahin, um die Verwundeten zu besuchen. Einem schwerverletzten Offizier drückte er die Hand und sprach ihm seinen Dank aus. Der hatte kaum noch die Kraft, ihn mit kurzem Atem zu fragen: „Wie stehts draußen?" Als Lettow ihm gute Auskunft gegeben, sagte er leise: „Gott sei Dank!" und das glückliche Lächeln, mit dem er sich auf die Seite legte, wich auch im Tode nicht von seinen Zügen.

Die Schlacht bei Tanga war für das Ansehen unserer Schutztruppe und ihres Führers von hervorragender Bedeutung für den ganzen Krieg. Nicht nur, daß der Unternehmungsgeist des Gegners fast für ein ganzes Jahr gelähmt war, schuf es auch in der Truppe selbst, sowohl bei den Europäern als auch bei den Farbigen das Gefühl der Ueberlegenheit und des Vertrauens und erzeugte eine Stimmung des Zusammenhaltens und der Disziplin, welche allein die Fortsetzung des Krieges durch 4 Jahre hindurch möglich machte.

Kurz darauf errang unsere Truppe wieder einen bedeutenden Erfolg bei Jassini. Auf der dort liegenden deutschen Pflanzung hatte der Feind mit einer Truppenmacht von mindestens

2000 Mann eine feste Stellung bezogen, gegen welche wir mit etwa 9 Kompagnien sehr im Nachteil waren. Trotzdem gelang es uns nach hartem Kampfe, den Sieg zu erringen und 4 indische Kompagnien mit ihren europäischen Offizieren gefangen zu nehmen.

Doch zeigte uns der Verlauf des Gefechts auch, daß wir bei unserer kleinen Truppenzahl und unseren wenigen Offizieren, von denen schon eine ganze Anzahl gefallen war, eine angriffsweise Kriegführung nicht lange aushalten könnten. Es wurde darum in der Folgezeit mehr zum Kleinkrieg übergegangen und sich in der Hauptsache auf die Abwehr der meist erfolglosen Angriffe des viel stärkeren und mit allen Hilfsmitteln versehenen Feindes beschränkt.

Dieser Patrouillenkrieg stellte an die dazu verwandten Soldaten, gewöhnlich zwei Weiße und 7 bis 8 Askari, ganz besonders hohe Anforderungen. Sie blieben meistens mehrere Tage, manchmal wochenlang, unterwegs und kamen fast nie ohne Beute zurück. Was das bedeutet in der fast wasserlosen Steppe, wo die Verpflegung in der Hauptsache nur aus dem Fleisch des erbeuteten Wildes besteht, in der Nacht ständig bedroht von den zahlreichen, hungrigen Raubtieren, insbesondere den Löwen, das kann nur derjenige begreifen, der die Verhältnisse dort kennt. Nicht selten kam es vor, daß einzelne unserer Leute verdurstet sind, und oftmals haben die Soldaten das Blut der erlegten Tiere getrunken.

Schlimm war es, wenn einer oder mehrere Teilnehmer der Patrouille krank oder verwundet wurden und dann von den anderen tagelang durch das hohe Steppengras getragen werden mußten. Wer nicht weiter konnte und auch nur eine Nacht ohne Hilfe draußen liegen blieb, der war meistens verloren, er wurde die Beute der wilden Tiere.

Trotzdem zeigte sich bei unseren Leuten eine immer steigende Unternehmungslust, und die Engländer zollten oftmals, trotz des Schadens, der ihnen zugefügt wurde, dem Mut und der Tapferkeit unserer Truppen uneingeschränktes Lob.

Einmal hatte eine dieser Patrouillen am Erokberge beobachtet, daß die Engländer zu einer bestimmten Zeit ihre Pferde in einer Herde zur Tränke trieben, was gewöhnlich nur von 1 oder 2 Mann besorgt wurde. Sofort machten sich zehn unserer Reiter, unter ihnen die bekannten Jäger von Royen und Nienwenhuizen auf und kamen nach zweitägigem Ritt in die Nähe des Feindes. Nun kehrten 6 Mann mit den Pferden zurück, die anderen nahmen jeder einen Sattel und schlichen sich, gedeckt durch hohes Gras zwischen den Posten durch bis auf wenige Schritt an die Tränkstelle.

Als der die Herde treibende Engländer ganz nahe war, sprangen 2 Reiter mit vorgehaltenem Gewehr heraus und zwangen den Mann, eines der Pferde zu besteigen, während die beiden anderen Kameraden schnell vier weitere Pferde sattelten, und dann ging es mit dem Gefangenen im Galopp den deutschen Linien zu.

Solche und ähnliche gelungene Stückchen förderten den kriegerischen Geist und die Gewandtheit der Truppe, so daß sich aus den kleinen Schleichpatrouillen nach und nach größere, 20—30 Mann starke Kampfpatrouillen bildeten, die manchmal mit 1 oder 2 Maschinengewehren ausgerüstet, den Feind aufsuchten, ihm Verluste beibrachten und mit Beute zurückkehrten.

Insbesondere war es die Munition des Gegners, die uns als Beute sehr zu statten kam, da die unsrige bedenklich zur Neige ging. Wir haben im ganzen afrikanischen Feldzug mehr englische, als deutsche Munition verschossen. Zuletzt waren unsere Truppen nur noch mit erbeuteten feindlichen Gewehren ausgerüstet. Als beim Eintritt des Waffenstillstandes der Rest der

Truppen die Waffen abliefern mußte, befand sich unter den mehr als 1000 Gewehren nicht ein einziges deutsches. Die Engländer hatten es damals sehr eilig, die Beute wegzuschaffen.

Im April 1915 wurden wir eines Tages von der Nachricht überrascht, daß ein deutsches Hilfsschiff trotz der auf allen Meeren kreuzenden feindlichen Kriegsfahrzeuge glücklich durchgekommen und an unserer Küste gelandet sei. Zwar war es bei der Einfahrt in die Mansa-Bucht nördlich von Tanga von einem englischen Kreuzer beschossen worden und mußte auf den Strand gesetzt werden; aber wir konnten doch den Hauptteil seiner Ladung bergen, was bei unseren stark reduzierten Beständen von großer Bedeutung war.

Ein noch größerer Wert aber war der moralische Gewinn, das Bewußtsein, daß wir in der Heimat nicht vergessen waren. Mit großer Spannung hörten wir von den gewaltigen Kämpfen und Siegen auf den europäischen Kriegsschauplätzen, und der Geist des Heldenmutes und der Opferfreudigkeit, der aus den Berichten erkennbar war, verfehlte auch nicht die Wirkung auf die Stimmung unserer Truppen. Viele von denen, die bisher den Kopf hängen ließen, richteten sich auf; das Beispiel der Heimat zeigte ihnen, daß das scheinbar Unerreichbare geleistet werden kann, wenn ein entschlossener Wille dahinter steht.

XIII.

Auf Bahnschutz bei Hidgalla. — Der Bart von Lettow-Vorbeck. — Marinesoldaten in der Schutztruppe. — Die Buren in Ostafrika. — Feindliche Flieger. — Das zweite Hilfsschiff. — Rückzug nach der Centralbahn. — Sieg bei Kissaki. — Verpflegungssorgen.

Im August 1915 war ich einige Zeit auf einem Bahnschutzposten in Hidagalla an der Mittellandbahn. Hier hatte ich Gelegenheit, Lettow persönlich kennen und schätzen zu lernen.

In seiner verschossenen Cordjacke glich er eher einem gewöhnlichen Landsturmmann als einem berühmten Führer, was mehrmals zu drolligen Verwechselungen Anlaß gab.

Eine solche Episode erzählte man sich von dem ersten Besuch Lettow's in einem Lazarett im Norden.

Als er dort mit mehreren anderen Offizieren die Halle betrat, in der die Verwundeten untergebracht waren, richteten alle stumm wie im Glied die Augen auf ihren hohen Vorgesetzten. Nur einer, ein alter tapferer Sudanese, der einen Schuß durch beide Oberschenkel hatte, fing plötzlich an, fürchterlich zu schimpfen und zu fluchen.

Der Adjutant ging zu ihm hin und fragte ihn, ob er große Schmerzen habe.

„Schmerzen", sagte der Verwundete, „nicht im geringsten". Nun, warum schimpfst und fluchst du denn so? Freue dich doch, daß der Bwana Oberst dich zu besuchen kommt. Du kennst doch den Bwana Oberst?"

„Den da?" sagte der Schwarze, indem er auf Lettow deutete, ob ich ihn kenne. Das ist doch der verfluchte Bur, der mich am Engare Len durch meinen matako geschossen hat."

Lettow trug nämlich im Anfang des Krieges einen Vollbart wie die Buren, so daß das Versehen des tapferen Askari wohl erklärlich war. Am nächsten Tage fiel der Kaiser-Wilhelms-Bart Lettow-Vorbecks für immer.

Einen wertvollen Zuwachs an Mannschaften erhielt unsere Kampftruppe im Laufe des Jahres 1915 durch die Einreihung der Besatzungen unserer kleinen, in Ostafrika sich befindlichen Schiffe, wie die „Königsberg", „Möve", „Präsident" und anderer Fahrzeuge, die von den englischen Kreuzern kampfunfähig gemacht und dann meist von den eigenen Leuten gesprengt wurden, damit sie nicht dem Feind in die Hände fielen. Doch wurden die meisten Geschütze an Land gebracht, und sie haben sich in vielen Gefechten als eine wirksame Unterstützung unserer tapferen Truppen erwiesen.

Leider war ihr Transport in den wegelosen Grassteppen sehr beschwerlich, da sie in Ermangelung von Zugtieren nur an Seilen von den Schwarzen fortbewegt werden konnten. Eines nach dem anderen mußte schließlich zurückgelassen und meist auch aus Mangel an Munition unbrauchbar gemacht werden.

Mit Beginn des Jahres 1916 erschien der Feind mit neuen großen Truppenmassen gegen uns im Felde. Es war den Engländern gelungen, die Streitkräfte der südafrikanischen Union (die Buren) zum Kampf gegen unsere Kolonie zu gewinnen und heranzubringen. General Smuts führte ein Heer von 15000 Mann nach Ostafrika und griff unsere in der Gegend von Neu-Moschi stehenden Truppen an. Trotz der größten Tapferkeit unserer Soldaten konnten wir nicht der mehr als siebenfachen Uebermacht standhalten und mußten nach dem Innern der Kolonie zurückweichen. Neben starker Artillerie verwandte der Feind jetzt auch Flugzeuge in größerer Anzahl.

Als unsere Askaris zum ersten Mal den großen Vogel über unsere Stellungen fliegen und Bomben abwerfen sahen, da woll-

te eine Panik platzgreifen, da sie von feindlichen Gefangenen gehört hatten, daß ein neuer „Mungo" (Gott) sie aus der Luft bekämpfen und vertilgen werde.

Nachdem aber gleich im Anfang ein englisches Flugzeug durch wohlgezieltes Feuer einer Europäer-Kompagnie heruntergeschossen und auf der Erde zerschellt war, da war der Bann gebrochen, und nur selten suchten sie später beim Herannahen eines Fliegers nach Deckung, die freilich in der offenen Steppe auch nicht oft zu finden war.

In dieser Zeit landete auch wieder im Süden der Kolonie ein Hilfsschiff, das uns sehr willkommene Munition, sowie auch 4 Feldhaubitzen und zwei Gebirgsgeschütze brachte. Es war wieder eine Glanzleistung der deutschen Schiffsführer, das Fahrzeug den viele Tausend Kilometer weiten Seeweg mitten durch die Unzahl der feindlichen Schiffe auf allen Meeren hindurchzubringen und glücklich in Ostafrika zu landen. Als die englischen Kriegsschiffe, denen die Fahrt des Schiffes durch den Indischen Ozean gemeldet worden war, in der Nähe der Küste erschienen, war es längst wieder verschwunden.

Unser weiterer Rückzug nach dem mittleren Teile unserer Kolonie gestaltete sich sehr schwierig, da die Regenzeit eingetreten und deshalb der Marsch durch die nasse Grassteppe und den zähen, aufgeweichten Boden sehr beschwerlich war. An den reißend gewordenen Flüssen waren oft die wenigen primitiven Brücken von dem Hochwasser weggerissen, und so mußten meistens die Uebergänge erst gesucht und das oft bis an den Hals reichende Wasser durchwatet werden. Dazu belästigte uns der scharf nachdrängende, vielfach überlegene Feind manchmal in sehr empfindlicher Weise. In einzelnen Gefechten hatten wir in Anbetracht unserer schwachen Truppenzahl bedeutende Verluste. Doch wurde dies durch mehrere gelungene Ueberfälle einzelner feindlicher Truppenabteilungen wieder ausgeglichen.

Wohl versuchte der Führer der Schutztruppe, Lettow, an der Centralbahn seine verfügbaren Truppen zusammenzuziehen und dem Feinde die Spitze zu bieten; aber die Engländer konnten immer neue und größere Truppenmassen und andere Hilfsmittel ins Gefecht führen, so daß wir stets im Nachteil waren. Namentlich kam ihnen die große Menge der herbeigeführten Automobile zu statten, durch welche sie schnell Truppen und Kriegsmaterial an die Front schaffen konnten, während wir nur auf die angeworbenen Träger angewiesen waren und auch diese nicht immer in genügender Anzahl zur Verfügung standen.

Dies war um so mißlicher, als unsere an der Centralbahn aufgestapelten Vorräte nach Süden in Sicherheit gebracht werden mußten, wenn sie nicht dem Feinde in die Hände fallen sollten.

Immer deutlicher wurde dessen Bestreben, uns mit seinen überlegenen Massen zu umzingeln und zur Uebergabe zu zwingen. Die mehrmals von dem englischen Befehlshaber an Lettow gerichtete Aufforderung, sich zu ergeben und dem ungleichen Kampfe ein Ende zu machen, wurde von ihm glatt abgewiesen. Als Antwort darauf ließ er die Engländer in einer für uns günstigen Stellung bei Kissaki anlaufen, wobei zwei starke Abteilungen derselben vollständig geschlagen wurden. Wahrscheinlich war das auch die Ursache, daß der Feind seine Marschrichtung änderte und seine Streitkräfte mehr nach Südosten hinschob, wo in der Nähe von Kilwa größere Truppenlandungen gemeldet worden waren. Zweifellos wollte er uns auch die reichen Verpflegungsgebiete am unteren Rufuji wegnehmen, aus denen wir in der Hauptsache bisher unsere Vorräte ergänzt hatten.

Teilweise erreichte er auch seinen Zweck, so daß wir mehr als bisher unseren Bedarf an Lebensmitteln aus der freien Steppe zu decken suchen mußten.

Es wurden bei jedem Truppenteil Jagdkommandos einge-

richtet, die durch Erlegung der zahlreich dort vorkommenden Antilopen die Leute mit Fleisch versorgen mußten. Das Fett zur Bereitung der Speisen wurde durch die Jagd auf Flußpferde im Rufiji und den in der Nähe liegenden Seen gewonnen; es ist recht wohlschmeckend und gleicht unserem Schweineschmalz. Besser noch ist das Fett der Elefanten, von denen auch eine große Anzahl in der dortigen Gegend erlegt wurde. Ein mittelstarkes Tier lieferte mehrere Eimer des schönsten weißen Fettes. Die Jagd auf Elefanten wurde hauptsächlich älteren Jägern übertragen, die die Gewohnheiten dieses Wildes genau kannten und schon früher diese Tiere erlegt hatten.

XIV.

Einschließungsversuche seitens der Feinde. Sieg über die Portugiesen bei Newala. Neue Verluste der Engländer. Ersatzstoffe für unsere fehlenden Kriegsmittel. Schlacht bei Mahiva. Weiterer Rückzug nach Süden. Uebergang Lettow's über den Rovuma. In Gefangenschaft.

Zu Anfang des Oktober 1916 wurde durch Beobachtung der Bewegungen des Feindes festgestellt, daß dieser vom Norden und Westen her Einschließungsversuche machen wollte, die allem Anschein nach durch die Portugiesen im Süden unterstützt werden sollten. Diese hatten den Grenzfluß Rovuma überschritten und waren bis in die Nähe von Newala vorgerückt.

Hier wurden sie aber von zwei deutschen Abteilungen unter dem Kapitän Looff und dem Hauptmann Rothe in ihren befestigten Stellungen angegriffen und vollständig geschlagen. Dabei erbeuteten unsere Truppen vier Gebirgsgeschütze, eine Anzahl Maschinengewehre, mehrere Hundert andere Gewehre, große Massen Munition, einige Automobile und vieles andere Kriegsgerät. Die Portugiesen wurden über den Rovuma zurückgetrieben und noch eine Strecke in ihr eigenes Gebiet verfolgt.

Die beiden siegreichen Abteilungen wurden dann wieder mit unserer Haupttruppe in der Nähe von Kibata vereinigt, wo sich bald darauf eine ganze Anzahl von Gefechten mit dem von allen Seiten vordringenden Feind entwickelte. Die Angriffe wurden aber fast überall siegreich abgeschlagen, nur eine unserer Kompagnieen erlitt größere Verluste, weil gegen sie Handgranaten verwendet wurden, die uns bisher unbekannt geblieben waren.

Zu Ende des Jahres 1916 stand unsere Sache in Ostafrika recht günstig. Die Truppen zeigten überall gute Haltung und Stimmung, während man dies von den englischen Hilfstruppen

nicht sagen konnte. Die südafrikanischen Soldaten waren durch Krankheiten und Gefechtsverluste beinahe aufgerieben, und von dem Rest kehrten viele in die Heimat zurück. Auch die indischen Truppen waren stark zusammengeschmolzen, und die als Ersatz herbeigeführten Regimenter bestanden zum großen Teil aus ganz jungen Soldaten. Hätten wir nur den dritten Teil des Ersatzes gehabt, den die Engländer immer wieder heranführten, so wäre der Ausgang des Krieges in Afrika nicht zweifelhaft gewesen.

Wenn uns in dieser Zeit auch der Feind nicht allzustark belästigte, so machten sich doch bei uns in anderer Hinsicht schwere Sorgen geltend. Die Verpflegung für unsere ziemlich konzentierten Truppen wurde schwierig; auch für die stark verbrauchte Kleidung war kein Ersatz da. Not macht erfinderisch, und so mußte nun für diese Zwecke herangeholt werden, was gerade zu haben war. In Ermangelung von Mehl buken wir Brot aus Mtama- (Hirse) Mehl, Muhogo (Süßkartoffeln) und Mais, wobei der Teig manchmal mit gekochtem Reis vermischt wurde. Das wichtige Salz wurde von den in der Nähe der Küste liegenden Truppen durch Verdunstenlassen des Meerwassers gewonnen. In der Ebene lernten wir durch die Eingeborenen salzhaltige Pflanzen kennen, deren Asche ausgelaugt wurde. Doch brauchten wir diese Hilfsmittel nicht allzu oft in Anspruch nehmen, da wir unseren Bedarf vielfach aus der gemachten Beute decken konnten. Der Zucker wurde ersetzt durch den wilden Honig, der oft in großer Menge gefunden wurde. Fett lieferten, wie auch schon früher im Norden, die Elefanten.

Im Sanitätswesen waren die notwendigen Erfordernisse oft schwer zu beschaffen; aber auch hier wußte man sich zu helfen. Als Verbandsstoff wurde, nachdem die Leinwandbestände aufgebraucht waren und aus der Beute nichts mehr zur Verfügung stand, aus Baumrinde recht brauchbares Material hergestellt. Chinin zur Bekämpfung des Fiebers wurde aus der in der Kolonie

wachsenden Chinarinde gewonnen. Da aber die nötigen Einrichtungen für die Herstellung der Tabletten nicht vorhanden waren, wurde die Rinde ausgekocht und die Medizin den Kranken in flüssiger Form gegeben. So wirkte sie auch ganz gut; aber sie hatte einen ganz verteufelten Geschmack und wurde von den Patienten in bezeichnender Weise „Lettowschnaps" genannt.

Im Oktober 1917 hatte der Oberbefehlshaber den Hauptteil unserer Streitkräfte im Südosten der Kolonie, südlich von Lindi, zusammengezogen, wo der Gegner ebenfalls eine größere Truppenmacht versammelt hatte. Nach mehreren kleinen Gefechten kam es bei Mahira zu einer größeren Schlacht, die vier Tage dauerte und in der der Feind seine größte Niederlage nach unserem Sieg bei Tanga erlitten hat, trotzdem die Zahl seiner kämpfenden Truppen dreimal so stark war als die unsere. Leider konnten wir unseren Sieg nicht ausnutzen, weil eine feindliche Abteilung an einer anderen Stelle nach Süden vorgedrungen war und uns dadurch im Rücken bedrohte. Auch lag die Gefahr nahe, daß ihm unsere wenigen, dort aufgestapelten Vorräte und unser letztes Kriegsmaterial in die Hände fiel und wir dann kampfunfähig gewesen wären.

Der wichtigste Grund aber, der den Kommandeur bewog, sich vorläufig auf keine größeren Kämpfe einzulassen, war der, daß unsere Munition fast aufgebraucht und auf Ersatz in der nächsten Zeit nicht zu hoffen war.

In den nun folgenden, unvermeidlichen Gefechten konnte nur ein Drittel der Mannschaft das Feuer aufnehmen, während die anderen in Reserve bleiben mußten. Unsere bis dahin mitgeführten Geschütze wurden aus Mangel an Munition, bis auf zwei, unbrauchbar gemacht und zurückgelassen.

Wenn wir den Krieg noch weiter fortführen wollten, mußten wir damit rechnen, durch einen größeren Schlag wieder in den Besitz von feindlicher Munition zu kommen. Dies war aber

bei den uns im Rücken folgenden, an Truppenzahl weit überlegenen und mit allen Hilfsmitteln ausgerüsteten Gegnern nicht möglich; deshalb befahl Lettow den Uebergang über den Rovuma, in dessen Nähe einige Lager und Verpflegungsmagazine der Portugiesen bekannt waren, durch deren Eroberung er unsere fast ganz aufgebrauchten Bestände wieder zu ergänzen hoffte.

Leider mußte sich Lettow vor dem Verlassen der Kolonie zu einer Maßregel entschließen, die von manchen Mitkämpfern bitter empfunden wurde. Wegen des Mangels an allem Nötigen war er gezwungen, den Bestand seiner Truppen zu verringern und nur die Gesunden und Gefechtsfähigen auf seinem weiteren Zuge mitzunehmen. Die bis dahin mitgeführten Kriegsgefangenen wurden entlassen, die mit Kranken und Schwerverwundeten gefüllten Lazarette mußten den Engländern übergeben werden. Einige Hundert Askari und eine größere Anzahl Europäer, die noch gern weiter mitgekämpft hätten, gerieten in Gefangenschaft. Sie wurden von Engländern in die großen Gefangenenlager in Indien und Egypten gebracht. Auch mich traf das Schicksal, daß ich, damals an chronischer Malaria leidend, mit dem Lazarett dem Feind übergeben wurde. Wir wurden nach Daressalaam abtransportiert und dort interniert. Nach etwa sechs Wochen mußten wir auf dem Dampfer Britten die Reise nach Egypten antreten und landeten in Suez.

Wir hatten Glück; als der Dampfer nach unserer Ausschiffung die Reise nach dem Mittelmeer fortsetzte, wurde er von einem deutschen Unterseeboot in den Grund geschossen.

Von Suez ging es auf der Bahn weiter nach Kairo, in dessen Nähe sich das große Gefangenenlager Tura befand. Von meinem dortigen zweijährigen Aufenthalt will ich schweigen; es war die traurigste Zeit meines Lebens.

Die weitere Geschichte von Lettow-Vorbeck's Zug durch Portugiesisch-Ostafrika ist allgemein bekannt. Unter ständigem

Druck des Feindes und unter fortwährenden Gefechten ging es bis in die Gegend von Mozambique. Verpflegung und Munition wurde fast bei allen Zusammenstößen mit der portugiesischen Besatzung erbeutet, die den kampfgewohnten Truppen Lettow's nicht gewachsen war. Mehrere feste Plätze wurden erstürmt und eine große Anzahl von Gefangenen gemacht. Da diese aber nicht weiter mitgeführt werden konnten, mußten sie wieder entlassen werden; die schwarzen Krieger wurden in ihre Heimat verwiesen, die Europäer gegen die eidliche Versicherung, nicht mehr gegen Deutschland und seine Verbündeten zu kämpfen, freigelassen. Großen Wert hatte diese Versicherung ja nicht, denn es wurden mehrfach Leute, die auf diese Weise die Freiheit erlangt hatten, zum zweiten Mal von uns gefangen.

Den Engländern war es äußerst peinlich, daß sie trotz aller Anstrengungen und ihrer unbeschränkten Hilfsmittel die kleine Heldenschar Lettow's nicht bezwingen konnten. Schon im Herbst 1917 hatten sie Wetten abgeschlossen, daß sie zu Weihnachten desselben Jahres Lettow in ihrer Gewalt hätten, um dessen Person sich ein ganzer Sagenkreis gebildet hatte. So erzählten sie sich, daß er nur ein Auge und ein Bein habe, öfters barfuß laufe, sein Brot selbst backe usw. Solche Gerüchte wurden meist von entflohenen Gefangenen verbreitet und hatten teilweise auch etwas Wahres an sich. Der deutsche Führer war auf einem Auge fast blind, auch einmal an einem Fuß verwundet worden, und seine Einfachheit in Kleidung und Nahrung war allgemein bekannt.

Mehrfach ließ der englische Befehlshaber, General Deventer, der öfters seine besondere Hochachtung vor Lettow zum Ausdruck brachte, diesen durch Parlamentäre auffordern, sich zu ergeben, aber immer setzte der eiserne Mann ein energisches „Nein" entgegen. Wenn auch diese Handlungsweise später als ein unnützes Opfer vielfach verurteilt wurde, so ließ sie sich doch von Lettow's Standpunkt wohl erklären.

Zunächst gestattete es der altpreußische Soldatenstolz nicht, die Waffen niederzulegen, so lange noch irgend eine Aussicht war, erfolgreichen Widerstand zu leisten; dann war es das Fehlen jeder Nachricht über den Stand der Dinge in Europa. Lettow war auch Anfang 1918 noch nicht geneigt, an einen ungünstigen Ausgang des Krieges zu glauben und wollte deshalb nicht die durch die jahrelangen Kämpfe errungenen Vorteile preisgeben. Es bedurfte aber in der nun folgenden Zeit der ganzen Energie eines Lettow-Vorbeck, um die Disciplin und die Stimmung der Truppen zu erhalten, da sowohl unter den Europäern als auch unter den Askaris manche waren, denen das ewige Weitermarschieren ohne Ziel nicht mehr behagen wollte. Namentlich ließ es sich auch der Führer des nachfolgenden englischen Heeres angelegen sein, unter unseren Schwarzen Unzufriedenheit zu stiften, wenn seine Patrouillen mit dem Troß von Lettow's Truppen zusammenstießen. Erklärlicherweise waren viele Askari und Träger kriegsmüde, und da der ununterbrochene Weitermarsch sie immer mehr von ihrer Heimat entfernte, so war es nicht zu verwundern, daß eine größere Anzahl den Einflüsterungen des Feindes Gehör schenkte und heimlich nachts das Weite suchte. Selbst bewährte alte Krieger verschwanden in dieser Gegend. Die große Mehrzahl aber hielt treu bei der Truppe aus, und die weiteren Kampferfolge befestigten wieder die frühere gute Stimmung.

Als Lettow mit seiner stark reduzierten Truppe in das Gebiet des Flusses Lurio kam, wurde ihm gemeldet, daß im Osten an der Küste von Mozambique starke feindliche Kräfte gelandet seien und unverkennbar das Bestreben zeigten, im Verein mit den von Norden her folgenden feindlichen Truppen die kleine tapfere Schar einzukreisen und zur Uebergabe zu zwingen. Da für diese ein weiteres Vordringen nach Süden auch wegen der dortigen großen Flüsse nicht möglich war, entschloß sich der Führer, den

Vormarsch aufzugeben und wieder die Richtung nach der deutschen Grenze hin zu nehmen.

Nach monatelangem Marsche wurde wieder der Rovuma erreicht, und noch einmal betraten die Tapferen den deutschen Boden. Aber lange war hier ihres Bleibens nicht; da der Feind wieder von allen Seiten drängte, wich Lettow nach Westen aus und marschierte in Britisch-Rhodesia ein, wo ihm am 9. November 1918 von dem englischen Befehlshaber die Nachricht von dem inzwischen in Deutschland abgeschlossenen Waffenstillstand mitgeteilt wurde.

Die Truppe zählte zuletzt noch 150 Europäer, darunter 25 Offiziere, 1156 Askari und 1598 Träger; Lettow hat auf seinem Zug vom Norden der Kolonie bis nach Britisch-Rhodesia über 4000 Kilometer zurückgelegt.

XV.

Heimkehr.

Als die Weihnachtsglocken des Jahres 1919 erklangen, da zog ich als müder Mann wieder ein in die Stätten meiner Heimat. Auf der hohen Haustreppe stand die Reckengestalt des Vaters im langen, weißen Barte, ungebeugt trotz seiner 80 Jahre und begrüßte mich mit stummem Händedruck. In seinem treuen Auge las ich dieselben Gefühle, die auch mein Herz bewegten: Freude über meine nun wiedererlangte, lang entbehrte Freiheit und Schmerz über das schwer darniederliegende, geknechtete Vaterland.

Wie hatte er einst für die Buren geschwärmt, als sie heldenmütig ihre Freiheit gegen die englischen Eroberer verteidigten; die Wände seines Arbeitszimmers waren damals nur mit dem fast lebensgroßen Bildern der tapferen Burenführer geschmückt. Und heute lag das eigene Heimatland in harten Banden, die eben jene Feinde der Buren hatten schmieden helfen, und diese selbst hatten ihren Arm dazu geliehen. Er hatte damals wohl nicht geahnt, daß einst sein Sohn zur Abwehr des Angriffs auf deutschen Boden den beiden nun vereinten Feinden mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen werde.

Lange Zeit brauchte ich, um mein körperliches und seelisches Gleichgewicht wieder zu finden. Erst in den Frühlingsmonaten, als der herrliche deutsche Wald zu grünen anfing und die Sonne ihre wärmenden Strahlen niedersandte, da taute auch allmählich das Eis in meinem Herzen auf. Tagelang konnte ich im weichen Moose liegen und dem Gesang der Vögel lauschen und das Sonnenlicht über mich hinfluten lassen, die Gedanken aber weit

fort im fernen Süden. Und wenn dann die Augenlider schwer herniedersanken und der Traumgott mit seinem Zauberstab meine Stirn berührte, da wähnte ich mich wieder versetzt in das herrliche Sonnenland, das ich ein halbes Menschenalter nach allen Richtungen hin durchzogen hatte.

Dann hörte ich wieder das geheimnisvolle Rauschen des Schilfwaldes am Mbarangandu und das gellende Trompeten des Elefanten am Mawudji und den zornigen Kampfton des anstürmenden Nashorns am Utungi-See.

Und dann sah ich sie hinziehen, die treuen weißen und schwarzen Kameraden in endloser Linie durch Busch und Graswald, weiter und immer weiter, sah sie stürmen die feste Boma und manchen todwund niedersinken ins hohe Gras der Steppe.

Und als ich wieder erwachte, da war alles verflogen und ich war allein mit meiner Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, in dessen Bann mein Herz noch heute gefangen liegt.

Doch in seinem innersten Winkel da glimmt noch ein Funke der Hoffnung, daß es nicht immer so bleiben wird, daß wir einst wieder hinausziehen dürfen in die weite, goldschimmernde Steppe, wo der Büffelstier stampft und der Mähnenlöwe brüllt und die Gräber der gefallenen Kameraden grüßen, jene uns lockend zur mannhaften Jagd und diese einladend zur Ruhe unter Palmen und Akazien, wenn der letzte Schuß gefallen ist.